This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600086416V

Geſchichte
der
Religion Jeſu Chriſti.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgeſetzt
von
Friedrich v. Kerz.

Fortſetzung acht und zwanzigſter Band.

Mainz, 1845.
Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geſchichte
der
Religion Jeſu Chriſti.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgeſetzt
von
Friedrich v. Kerz.

Ein und vierzigſter Band.

Mainz, 1845.
Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

110. a. 223.

No. 2.3.3.

Inhalt.

Geschichte des zweiten Kreuzzuges.

Allgemeiner Ueberblick der Lage des Orients während der Dauer der Kreuzzüge.

Oströmisches Reich.

Erster Abschnitt.

§. 1—4. Kaiser Alexius Comnenes. — Die Prinzessin Anna Comnena. — Zusammenstellung der traurigen Lage des tiefgesunkenen oströmischen Reiches vor der Thronbesteigung des Alexius mit dem blühenden Zustande sämmtlicher, zu dem Reiche gehörenden Provinzen bei dem Tode dieses Monarchen. — Edler und großer Charakter des Alexius S. 1—7.

§. 4—5. Häufige Verschwörungen gegen das Leben dieses Kaisers in dessen ersten Regierungsjahren. — Ungemeine Milde des Alexius in jedesmaliger Bestrafung der Verschwornen. — Aaron und dessen Bruder Theodorus. — Entdeckte und bestrafte Verschwörung der beiden Brüder S. 7—12.

§. 5—10. Nicephorus Diogenes, Sohn des Kaisers Diogenes Romanus. Liebenswürdiger Charakter dieses Prinzen. — Dessen Versuche, den Kaiser von dem Throne zu stoßen. — Mordanschlag des Diogenes gegen den Kaiser in dem Lager bei Daphnuca. — Große Anzahl der Anhänger des Diogenes. — Höchst merkwürdiges öffentliches Gericht des Kaisers über sämmtliche Verschwornen S. 12—26.

§. 10—11. Fernere Schicksale des Prinzen Diogenes nach dem Verluste seiner Augen S. 26—28.

§. 11—15. Rechtfertigung des Kaisers Alexius gegen Boemunds und der Abendländer ungegründete Beschuldigungen und Anklagen. — Schändliches Betragen der Kreuzfahrer, die gleich nach Eroberung Jerusalems unter der Anführung des Erzbischofes Anselms von Mailand nach dem Orient zogen. — Schneller und völliger Untergang dieses Heeres. — Des Kaisers ungemeine Groß-

muth gegen die unglücklichen Pilger, gegen die Fürsten und Edeln, wie gegen die gemeinen Pilger S. 28—40.

§. 15 und 16. Des Kaisers zwei letzten Regierungsjahre. — Fruchtloser Versuch seiner Gemahlin, der Kaiserin Irene, dem Gemahl ihrer Tochter, dem Cäsar Briennius, mit Uebergehung ihres eigenen Sohnes, den Thron von Constantinopel zu verschaffen. — Tod des Alexius (am 15. August 1118) S. 40—43.

Zweiter Abschnitt.
Kaiser Calo-Johannes

§. 1—5. Eine ungemein erhabene und schöne Seele in einem höchst unansehnlichen Körper. — Der Prinzessin Anna Comnena Verschwörung gegen ihren Bruder, den Kaiser. — Ihre ehrgeizigen Plane scheitern an der Unentschlossenheit ihres Gemahls, des Cäsars Briennius. — Der Großdomesticus Aruch. — Seltener Zug von Edelmuth und Uneigennützigkeit in dem Charakter desselben. — Frühere Geschichte des Aruch. — Die verwittwete Kaiserin Irene verläßt den Palast und begibt sich in ein, erst unlängst von ihr selbst gestiftetes Kloster, dessen Leitung sie nun übernimmt S. 43—49.

§. 5—7. Des Kaisers siegreiche Feldzüge gegen die Donauvölker. — Veranlassung zu dem Kriege mit den Ungarn. — Krieg mit den Türken. — Johannes, Neffe des Kaisers, verläßt das Heer seines Oheims, geht zu den Türken über, entsagt dem Christenthum und vermählt sich mit einer Tochter des Sultans von Iconium S. 49—54.

§. 7 und 8. Kaiser Johannes in Antiochien. — Große und weit aussehende Pläne dieses Monarchen, an deren Ausführung er jedoch ganz unerwartet durch seinen Tod verhindert wird. — Kaiser Johannes stirbt an einer, durch einen aus seinem eigenen Köcher auf der Jagd gefallenen vergifteten Pfeile erhaltenen tödtlichen Wunde im Anfange des Jahres 1143. — Dieses, über alles Lob erhabenen Kaisers großartiger Charakter: als Mensch, Christ und Regent ein, für alle seine Nachfolger, jedoch von keinem derselben erreichtes Muster S. 54—63.

Dritter Abschnitt.
Kaiser Manuel.

§. 1—5. Kaiser Johannes ernennt kurz vor seinem Tode seinen zweiten, aber durch ungewöhnliche Anlagen ausgezeichneten Sohn Manuel, mit Umgehung des ältern, Isaacs, zu seinem Nachfolger. — Kluges Betragen des Großdomesticus Aruch, dessen Einsicht und Thätigkeit man es zu danken hat, daß des sterbenden Kaisers von

dem Recht der Erſtgeburt abweichende Thronerhebung ſeines zweiten Prinzen weder in Conſtantinopel noch in irgend einem andern Theile des Reiches auch nur die mindeſte Bewegung zur Folge hat. — Manuel bricht mit ſeinem Heere in Cilicien auf, eilt nach Conſtantinopel, wird dort von allen Ständen der Nation mit dem größten Jubel als Kaiſer begrüßt und von dem neuen Patriarchen Leo Styppiotes in der Sophienkirche gekrönt, worauf der junge Monarch, gleich in dem darauf folgenden Jahre, mit der liebenswürdigen Pfalzgräfin Bertha, einer Schweſter der Gemahlin König Conrads ſich vermählt. — Einige Bemerkungen über den nur gar zu häufigen Patriarchenwechſel zu Conſtantinopel S. 63—74.

§. 5—8. Weſentlicher und kurzer Inhalt der ganzen, obgleich ſehr langen Regierungsgeſchichte Kaiſer Manuels. — Fürſt Raimund kommt nach Conſtantinopel. — Krieg und Friede mit den Ungarn. — Manuels Siege über die Pazinazen. — Krieg mit den Türken, dem jedoch kein feſter Friede, ſondern blos ein Waffenſtillſtand auf einige Jahre wieder ein Ende macht S. 74—79.

§. 8—10. Manuels große, nicht blos auf Apulien und Calabrien, ſondern auf ganz Italien gerichtete Eroberungsplane. — Die in Betreff zur Vermählung des ſicilianiſchen Königs Roger mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin, noch bei Lebzeiten Kaiſer Johannes angefangenen, darauf unter Manuel fortgeſetzten, und ſchon ſehr weit gediehenen Unterhandlungen ſcheitern am Ende dennoch an dem Unverſtand des griechiſchen und der Frechheit des ſicilianiſchen Geſandten. — Die ſicilianiſchen Abgeordneten werden in Conſtantinopel verhaftet, worauf König Roger eine zahlreiche Flotte auslaufen läßt, die alle Städte Griechenlands und ſelbſt die ſo ſtark befeſtigte Stadt Corinth rein ausplündert und mit ganz ungeheurer Beute nach Palermo zurückkehrt S. 79—83.

§. 10—11. Manuels auſſerordentliche Kriegsrüſtungen gegen den König Roger. — Die zahlreichen griechiſchen und venetianiſchen Geſchwader bedecken den Archipelagus und das joniſche Meer. — Manuel ſelbſt erſcheint vor Corfu, und zwingt nach dreimonatlicher Belagerung die Stadt ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. — Manuels großer Feldherr Paläologus landet in Italien, und erobert in zwei Feldzügen beinahe ganz Apulien und Calabrien S. 83—87.

§. 11 und 12. Paläologus ſtirbt ganz unerwartet an einem hitzigen Fieber in der Stadt Bari. — Nach Paläologus Tod übergibt Manuel den Oberbefehl über ſein Heer in Italien dem Alexius, Sohn der Anna Comnena, einem unwiſſenden, noch nicht einmal zum Manne gereiften Jüngling, durch deſſen Stolz, Unverſtand

und unbegreifliche Unerfahrenheit im Kriege nun alle, von Paläologus gemachten Eroberungen in kurzer Zeit wieder verloren gehen. — Manuel will eine neue Flotte und ein neues Heer nach Italien schicken; aber König Wilhelm, Rogers Sohn, schreibt dem Kaiser einen ungemein schmeichelhaften Brief, wodurch er dessen Gunst so sehr gewinnt, daß er nicht nur Friede mit ihm schließt, sondern ihn auch als König von Sicilien anerkennt S. 87—93.

Vierter Abschnitt.

Fortsetzung der Regierungsgeschichte Kaiser Manuels.

§. 1—4. Nach zehnjährigem Frieden neuer Krieg mit Ungarn. — Ungarische Geschichte. — In allen jetzt auf einander folgenden Feldzügen sind des Kaisers Waffen stets siegreich S. 93—96.

§. 4—6. Manuel schließt mit den Ungarn Frieden. — Geschichte Bela's, des ungarischen Königs jüngern Bruders und der Prinzessin Maria, Manuels einziger Tochter und vermuthlichen Erbin des Throns von Constantinopel. — Der Friede mit Ungarn wird durch eine Uebereilung des ungarischen Königes wieder gebrochen. — Durch Manuels glänzenden und entscheidenden Sieg über die Ungarn bei Zeugmine, kommt endlich ein fester, eine lange Reihe von Jahren bestehender Friede mit Ungarn zu Stande S. 96—103.

§. 6—11. Die Geschichte der Kriege Manuels mit den Türken ist eine höchst monotone Wiederholung derselben Erscheinungen, wovon das Ende stets Siege des Kaisers, Niederlagen der Türken. — Sultan Kislid-Arslan von Iconium in Constantinopel. — Des Sultans höchst bescheidenes, sogar unterwürfiges Betragen gegen den Kaiser. — Glänzende, von Manuel, zu Ehren seines Gastes, gegebene Feste. — Friede mit den Türken und Rückkehr des Sultans nach Iconium. — Portrait dieses Sultans. — Dessen Treulosigkeit und boshafte Ränke. — Der Krieg bricht auf das neue aus. — Schreckliche Niederlage des griechischen Heeres bei Myriocephales. — Großmuth des Sultans gegen den Kaiser und dessen geschlagenes Heer, wovon ein, unmittelbar darauf geschlossener Friede die Folge ist S. 103—120.

§. 11—12. Neuer Krieg mit den Türken, auf den jedoch schon im zweiten Jahre, nach der Türken Niederlage am Mäander und bei Claudiopolis, ein Friede folgt, der während der noch übrigen Regierungsjahre Manuels nicht mehr unterbrochen wird S. 120—124.

§. 12—13. Letzte drei Lebensjahre Manuels. — Der Kaiser vermählt in einer und derselben Woche seine Tochter Marie mit dem liebenswürdigen Markgrafen Rainer von Montferrat, und

wenige Tage darauf auch seinen, in zweiter Ehe mit Marie, Tochter Boemunds III. von Antiochien, gezeugten eilfjährigen Sohn Alexius mit Ludwigs VII. jüngster, erst achtjährigen Tochter Agnese. — Manuel fängt an zu kränkeln und wird zusehends immer schwächer, läßt sich einige Zeit lang täuschen durch der Sterndeuter leere Versprechungen noch vieler Lebensjahre, bekehrt sich jedoch endlich unter dem Beistande des Patriarchen Theodosius, und stirbt am 24. September des Jahres 1180 im acht und fünfzigsten Jahre seines Alters S. 124—128.

§. 13—14. Großartiger Charakter des verstorbenen Kaisers; seltene, oft widerstreitende Mischung großer Tugenden und nicht minder großer Laster, glänzender Heldeneigenschaften und erbärmlicher Schwächen. — Mehrere biographische Züge aus dem Heldenleben Manuels S. 128—132.

§. 14—15. Unbegreiflicher Wechsel in dem Charakter und der Lebensweise dieses Monarchen. Ein Cäsar und abgehärteter Krieger an der Spitze seines Heeres auf Märschen und in Lägern; und dann wieder ein Weichling ohne Gleichen in seinen Palästen in Constantinopel oder auf dem Propontis. — Manuels ungeheure Prachtliebe und Verschwendung. — Schlechte innere Verwaltung des Reiches während seiner Regierung. — Verderblicher Einfluß werthloser Minister. — Noch schlechtere und verderblichere bei dem Heere eingeführte Militairöconomie — oft eintretender Geldmangel und immer zunehmende, endlich völlige Verarmung aller Provinzen S. 135—140.

§. 15—17 incl. Manuels religiöser Charakter. — Dessen treue Anhänglichkeit an den römischen Stuhl und die lateinische Kirche. — Des Kaisers nie unterbrochenes freundschaftliches Verhältniß zu den Päpsten. — Mehrjährige zwischen dem Kaiser und den Päpsten Hadrian IV. und Alexander III. in Betreff der römischen Kaiserkrone und einer dauerhaften Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche. — Ereignisse in Italien sind die Ursache, daß die schon so lange dauernden Unterhandlungen am Ende dennoch, ohne zu einem Resultat geführt zu haben, müssen abgebrochen werden. — Des Papstes Alexanders schöne und merkwürdige Erklärung an die griechischen Gesandten. — Auf Bitten des Papstes gibt der Kaiser eine byzantinische Prinzessin, seine eigene Nichte, dem römischen Fürsten Eudes Franzipani zur Gemahlin. — Kaiser Manuel ausübender praktischer Arzt. — Manuel wird in die scholastischen Disputen seiner griechischen Theologen verwickelt und macht deren Streit durch ein strenges kirchliches Edikt ein Ende. — Ungemeiner, oft gebietender Einfluß des griechischen Hofes, während

Manuels Regierung, in alle wichtigen Angelegenheiten beinahe der ganzen damals bekannten Welt S. 140—151.

Fünfter Abſchnitt.

Die Seldſchiuken.

§. 1—4. Größe und Umfang des ſeldſchiukiſch-türkiſchen Reiches unter Sultan Malek-Schah, dem Sohne Alp-Arslans. — Malek-Schah führt eine Art Lehnsverhältniſſes unter den Prinzen ſeines Hauſes ein. — Die Folgen davon waren Zerſplitterung des Reiches und Auflöſung des ſeldſchiukiſchen Herrſcherhauſes in drei eigene, von einander unabhängige Dynaſtien, nämlich in die Dynaſtie von Iran oder Perſien, in jene von Rum oder Iconium und in die Dynaſtie von Kerman. — Verhältniß des Kaliphen von Bagdad zu dem Sultan von Perſien S. 151—156.

§. 4—10. Die Dynaſtie von Perſien, die mächtigſte der drei Dynaſtien. — Zur Zeit des zweiten Kreuzzuges herrſcht Sultan Sandſchar, Sohn des großen Malek-Schah, in Perſien und den davon abhängigen Ländern. — Von Sandſchars zwei und ſechziger Regierung iſt der Anfang ungemein glänzend, glücklich und ſiegreich, die Mitte von öfters wechſelndem Erfolge und das Ende äußerſt trübe und verderblich für Perſien. — Der Chur-Chan von Karachatai. — Haſſan Gehanſuz, König der Ghuriden. — Gründung der ghuridiſchen Dynaſtie. — Die Ghuſen, ein in der Gegend von Balch wohnendes, und dem Sultan von Perſien zinsbares Volk, deren Empörung und Sandſchars vierjährige Gefangenſchaft unter denſelben. — Tod dieſes Sultans S. 156—170.

§. 10— 12 incl. Nach Sandſchars Tod große Verwirrung in dem Reiche. — Es bildet ſich eine Art militäriſcher Ariſtokratie und die Befehlshaber theilen ſich in die Länder. — Sandſchars Nachkommen erhalten ſich zwar noch vierzig Jahre in einem Theile Perſiens, aber ohne Macht und Anſehen. — Togrul II., ein Prinz nicht ohne große Anlagen, ſtellt das beinahe völlig erloſchene königliche Anſehen einigermaßen wieder her. — Seltſamer Schickſalswechſel dieſes Sultans. — Togrul II. wird in einem Treffen erſchlagen, und auf den Trümmern der ſeldſchiukiſchen Herrſchaft erhebt ſich das mächtige chuowaresmiſche Reich S. 170—177.

Sechster Abſchnitt.

Die Seldſchiuken von Iconium.

§. 1—3. Soliman, Gründer der ſeldſchiukiſchen Dynaſtie von Iconium. — Dieſem folgen in der Regierung ſeine beiden Söhne Malek-Schah und Maſoud. — Maſoud war ein friedliebender Fürſt, während deſſen Regierung der zweite Kreuzzug beginnt. — Der

kriegerische und schlaue Kislid-Arslan, Masouds Sohn, verbreitet seine Herrschaft beinahe über ganz Kleinasien. — Er theilt sein Reich unter seine zehn Söhne, wovon ein lange dauernder innerer Krieg die Folge ist S. 177—181.

§. 3—6. Rocneddin vereint wieder alle Theile des Sultanats von Iconium unter seiner Herrschaft. — Nach seinem Tode bemächtiget Keichosrew, einer der Brüder des Verstorbenen, sich der Herrschaft. — Seinem Sohne und Nachfolger Kaikawus geben die orientalischen Geschichtschreiber das Zeugniß eines wohlgestalteten, freundlichen und feingesitteten Fürsten. — Aus dem Gefängnisse besteigt nach dem Tode Kaikawus dessen Bruder Krikobad, ein Fürst von seltenen Anlagen und dem edelsten Herzen, den Thron von Iconium S. 181—184.

§. 6—7. Geschichte des chuowaresmischen Sultanats S. 184—194.

§. 7—9. Fortsetzung der Geschichte Krikobads. — Dieses trefflichen Fürsten siebzehnjährige Regierung ist die schönste und glorreichste Periode in der Geschichte der Sultane von Iconium. — Wird von seinem Sohne Keichosrew vergiftet S. 194—199.

§. 9. Der Vatermörder Keichosrew wird nach sechsjähriger Regierung von seinen Emirs ermordet. — Die auf ihn schnell nacheinander folgenden Sultane in der Abhängigkeit von dem Chan der Mongolen. — Nach Ermordung Alaeddin III. und dessen Sohnes erlischt die seldschiukische Dynastie von Iconium nach einer Dauer von beinahe 300 Jahren S. 199—201.

Siebenter Abschnitt.

Syrien und Aegypten.

§. 1—4. Syrien unter der Herrschaft der Arthabeken. — Nourreddin Athabek oder Fürst von Aleppo. — Größe und Reichthum dieser Stadt. — Nourreddins Anfänge. — Er wird Eroberer. — Zweiter Kreuzzug. — Nourreddin erobert Damascus und wird Herr beinahe von ganz Syrien. — Großes Zeugniß, welches orientalische wie abendländische Geschichtschreiber seiner Religiosität und Gerechtigkeitsliebe ertheilen S. 201—210.

§. 4—7. Nourreddins Eroberungspläne auf Aegypten. — Macht und blühender Zustand dieses Reiches unter den ersten Fatimiten. — Nach des weisen Kaliphen Tahers Tod fängt Aegypten an immer tiefer und tiefer zu sinken. — Die Großvezire bemächtigen sich aller Macht, lassen dem rechtmäßigen Beherrscher nur die Würde eines Kaliphen, und vereinigen mit ihrer usurpirten Macht endlich auch noch den Sultanstitel. — Ungeheure, in der Schatzkammer

des Kaliphen zu Cairo aufgehäuften Schätze und Kostbarkeiten. — Aegyptens trostloser, beinahe permanent gewordene anarchische Zustand S. 210—215.

§. 7—9. Zwei mächtige Nebenbuhler, Dargham und Schawer kämpfen mit einander in Aegypten um das Vezirat. Der Letztere nimmt seine Zuflucht zu Nourreddin, und gibt diesem dadurch eine willkommene Gelegenheit, sich in die inneren Angelegenheiten Aegyptens zu mischen. — Zweimal schickt Nourreddin seinen tapfern Feldherrn Schirkuh nebst dessen Neffen, den nachher so mächtig gewordenen Saladin mit einem Heere nach Aegypten; aber beide Male müssen Schirkuh und Saladin, nach völlig mißlungenem Unternehmen, das Land wieder räumen S. 215—222.

§. 9—11 incl. Amalarichs, Königes von Jerusalem, hartes und schonungsloses Verfahren zwingt den Kaliphen und dessen Großvezir bei Nourreddin Hülfe zu suchen. — Schirkuh und Saladin rücken zum dritten Male mit einem Heere in Aegypten ein, vertreiben den König Amalarich aus dem Lande und unterwerfen sich ganz Aegypten. — Schirkuh, obgleich ein Feldherr und Unterthan Nourreddins, aber von dem Kaliphen zum Großvezir ernannt, wird nun unumschränkter Beherrscher Aegyptens. — In dieser Würde folgt ihm nach zwei Jahren sein Neffe Saladin. — Adhe, letzter fatimitischer Kaliph, stirbt, worauf Saladin sogleich den Kaliphen von Bagdad als den einzigen rechtmäßigen Nachfolger des großen Propheten in allen Moscheen Aegyptens ausrufen läßt. — Saladin zerfällt mit Nourreddin, und nur des Letztern, in dem Jahre 1174 erfolgter Tod verhindert den Ausbruch eines Krieges, zu dem schon beide Theile mit aller Macht sich gerüstet hatten S. 222—229.

Achter Abschnitt.

Das Reich der Assassinen.

§. 1—4. Kurz vor dem ersten Kreuzzuge unter Gottfried von Bouillon erhebt sich eine neue Macht in Asien, nämlich das Reich der Assassinen oder Meuchelmörder. — Persien ist die Wiege dieses neuen Staates, dessen Grundlage die geheime Lehre der Sekte der Ismaëliten, und ihr Gründer Hassan Sabah S. 229—237.

§. 4—8. Frühere Geschichte Hassan Sabahs. — Zuerst auf der Schule in Nischabur. — Dann an dem Hofe des großen Sultans Malek-Schah. — Hierauf als ein unruhiger, sich mehrere Jahre in den obern Provinzen Persiens herumtreibender Abentheurer. — Endlich in Cairo, dem Mittelpunkt der ismaëlitischen Sekte S. 237—245.

§. 8—11. Auf einer Seereise gelangt Hassans Entwurf einer

unabhängigen, auf Ruchlosigkeit und hölliſchem Fanatismus gegründeten Genoſſenſchaft zu ſeiner völligen Reife. — Er geht nach Perſien zurück, kommt in den Beſitz mehrerer Burgen in der Landſchaft Rudbar, endlich auch der unerſteigbaren Bergfeſte Alamut, und macht dieſe zu ſeiner bleibenden Reſidenz und zum Mittelpunkt ſeines neuen Staates. — Organiſation und innere Einrichtung deſſelben. — Haſſan verſchmähet den Titel eines Sultans, ja ſogar eines Emirs; der Titel, den er ſich beilegt, iſt blos Scheich, das heißt, der Alte, und endlich Scheich-al-Dſchebal, der Alte vom Berge. — Zufolge der, ſeinem Staate gegebenen Grundverfaſſung, bilden deſſen Eingebürgerten eigentlich einen, in drei Hauptklaſſen eingetheilten, geheimen Orden, von dem der jedesmalige Alte vom Berge, als Großmeiſter des Ordens, das unumſchränkte Oberhaupt ſeyn ſollte. — Sultan Malek-Schah, und deſſen Vezir Niſam. — Die erſten blutigen Opfer des neuen Meuchlerordens. — Haſſans immer wachſende Macht und deſſen bald bis nach Syrien ſich erſtreckendes Anſehen, trotz einer gegen ihn und ſeinen Orden gerichteten, aber bald wieder aufhörenden blutigen Verfolgung S. 245—253.

§. 11—13. Sultan Sandſchar, durch Haſſans Künſte geſchreckt, wird aus einem Feinde des Ordens ein Gönner und Beſchützer deſſelben. — Die Feſte Iſfahan. — Da Haſſan ſeinen Staat zu einem Wahlreich erklärt hatte, läßt er ſeine beiden Söhne, um deren Nachfolge in der Herrſchaft zu verhindern, unter nichts bedeutendem Vorwand ermorden, und ſtirbt im neunzigſten Jahre ſeines Alters S. 253—256.

§. 13—14. Kia-Büſürgomid folgt dem Haſſan in der Herrſchaft und der Würde eines Großmeiſters. — Sandſchar wird dem Orden wieder abhold, und ordnet Geſandten an den neuen Großmeiſter. — Deren Aufträge und Antwort, die Büſürgomid ihnen ertheilt S. 256—257.

§. 14—16. Gegen die Dolche der Aſſaſſinen gibt es kein Mittel. — Mehrere Beiſpiele Schauder erregender Ermordungen S. 257—264.

§. 16 und 17. Charakter- und Werthloſigkeit ſämmtlicher zehn Nachfolger Haſſans. — Die Mongolen machen dem Aſſaſſinenſtaate ein Ende. — Der junge Vatermörder Rocneddin, der letzte Großmeiſter des Ordens. — Chan Hulagu ſchickt den gefangenen Rocneddin dem Großchan Mangu in Korakorum, der ihn ermorden läßt. — Nicht nur die Häupter und Eingeweihten des Ordens, ſondern auch die Profanen und Ungeweihten, kurz, alle Ismaëlis in Perſien werden auf Befehl des Großchans ermordet S. 264—271.

Neunter Abschnitt.

Die Assassinen in Syrien.

§. 1—4. Der Assassinenorden in Syrien, ein Zweig des persischen. — Schwache Anfänge desselben. — Steigendes Ansehen der Assassinen in Syrien und deren zunehmende Frevel durch die Begünstigung des Fürsten Rodovan von Haleb. — Ihr Oberhaupt, abhängig von dem Großmeister in Persien, führt den Titel: Großprior, kommt in Besitz der festen Burg Sarmin, wo er sich niederläßt, und die Burg zum Centralpunkt seines Großpriorats macht S. 271—277.

§. 4—5. Die Assassinen in Syrien werden von den Einwohnern Bethani genannt. — Blutige Verfolgung derselben nach Rodovans Tod; beinahe der ganze Orden wird in Syrien vertilgt. — Durch die Unterstützungen, die der Großmeister in Persien ihnen sendet, gelangen die Assassinen in Syrien bald wieder zu neuer Kraft, werden hie und da von den Emirs begünstigt, und durch ihre Kühnheit und Gewandtheit im Morden in kurzer Zeit der Schrecken des ganzen syrischen Landes S. 277—282.

§. 5—7. Muselmännischer Kreuzzug gegen die Assassinen in Syrien. — Der ganze Orden der Ismaëlis in Syrien steht auf dem Punkte völlig zu erlöschen. — Aber gerade mit dem Zeitpunkt des, dem Scheine nach völligen Verfalles des Assassinenordens in Syrien beginnt die Periode seiner größten Blüthe und Macht. — Ismaël, der neue, von dem Großmeister in Persien geschickte Großprior. — Die Assassinen bemächtigen sich der unbezwingbaren Feste Maßjaf. — Der Großprior legt allen Schein von Abhängigkeit von dem Großmeister in Persien ab, und schmückt sich nun ebenfalls mit dem Titel Scheikh-al-Dschebal, das heißt, der Alte vom Berge. — Die abendländischen Kreuzfahrer werden jetzt mit den Assassinen in Syrien bekannt. — Zwei abendländische Fürsten, Raimund von Tripoli und Conrad von Montferrat fallen unter den Dolchen der Assassinen. — Falsche, durchaus ungegründete, wegen des letztern Mordes gegen den König von England, Richard Löwenherz, erhobene Beschuldigung. — Dessen Rechtfertigung S. 282—291.

§. 7—8. Größtentheils freundliches und friedliches Verhältniß zwischen den lateinischen Fürsten im Orient und dem Oberhaupt des Assassinenordens. — Merkwürdiger Besuch des Prinzen Heinrich von Champagne bei dem Alten vom Berge auf der Burg Maßjaf. — Mächtige Monarchen und Fürsten suchen die Freundschaft des Alten vom Berge, und machen ihm jährliche, oft sehr bedeutende Geschenke S. 291—296.

§. 8—10. Künste und Mittel, deren Hassan I. und dessen Nachfolger sich bedienten, um die Jünglinge und jungen Männer, die ihre Leibwache bildeten, in willenlose, blinde Werkzeuge ihrer, selbst ruchlosesten Befehle umzuschaffen. — Des berühmten Reisenden Marko Polo's Bericht darüber. — Gegründete Zweifel gegen die Aechtheit der darin enthaltenen Thatsachen. — Andere, mehr wahrscheinliche Vermuthungen S. 296—302.

§. 10—12. incl. Dem syrischen Assassinenstaate, nachdem derselbe den Untergang des persischen ungefähr um fünfzehn Jahre überlebt hatte, macht der ägyptische Sultan Bibars ein Ende. — Weit schonungsvollere Behandlung der Assassinen in Syrien als jener in Persien. — Die in Syrien hören zwar auf eine unabhängige weltliche Macht zu seyn, haben aber doch als ein eigener religiöser Orden noch einen Fortbestand von mehr als fünfzig Jahren. — Plan der ägyptischen Sultane, die Assassinen, jetzt aller weltlichen Herrschaft beraubt, und ihnen völlig unterwürfig, nun eben so, wie früher der Alte vom Berge, zu ihren geheimen Zwecken zu benutzen. — Die Bewohner von Maßjaf, bisher unter den Assassinen als die gewandtesten Mörder bekannt. — Alle mit diesen, von dem ägyptischen Sultan Mohamed gemachten Versuche mißlingen. — Höchst sonderbare Geschichte des Emirs Kara Sonkor. — Auch den Händen der Bewohner von Maßjaf entfällt endlich der mörderische Dolch, worauf aber auch alsogleich der Orden die ihm bisher noch gebliebene Bedeutsamkeit verliert, und in kurzer Zeit zu einer sehr wenig zahlreichen und in dem ganzen Orient verachteten muselmännischen Secte herabsinkt S. 302—311.

Zehnter Abschnitt.

Geschichte des zweiten Kreuzzuges unter den Königen Conrad III. von Deutschland und Ludwigs VII. von Frankreich.

§. 1—5. Papst Eugen III. — Hinderniſſe, die dem Bestreben des heiligen Vaters einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen, sich überall entgegen setzen. — Der heilige Bernhard. — Ungemeines Ansehen dieses Heiligen in allen Kirchen des christlichen Abendlandes. — Auf Befehl des Papstes predigt der heilige Bernhard das Kreuz. — Plötzliche wunderbare Umwandlung der Gemüther auf jede Predigt des heiligen Bernhards. — Auf einem offenen Tage zu Vezelai nahmen König Ludwig VII. von Frankreich, dessen Gemahlin, der Königin Eleonore und eine Menge französischer Großen das Kreuz. — Mit gleichem Erfolge predigt der Heilige auch in allen Provinzen Frankreichs das Kreuz S. 311—322.

§. 5—6. Der heilige Bernhard geht nach Deutschland. — Abgeneigtheit des Königes Conrad und der deutschen Fürsten gegen einen neuen Kreuzzug. — Durch seine Wunderkraft und die Macht seiner Rede besiegt der Heilige alle Hindernisse. — Der König und eine Menge seiner Fürsten, Grafen und Edeln nehmen das Kreuz. — Des heiligen Bernhards Reise durch Deutschland ein ununterbrochener Triumphzug. — Der Enthusiasmus der Deutschen und Franzosen theilt sich auch den übrigen Nationen des Abendlandes mit. — Zum Aufbruch des deutschen Kreuzheeres setzt Conrad den Tag nach Christi Himmelfahrt fest S. 322—324.

§. 6—7. Der Eifer für die Sache Gottes fängt in allen Ländern an wieder zu erkalten. — Große moralische Verschiedenheit zwischen den Heeren des ersten und jenen des zweiten Kreuzzuges. — Abermalige Verfolgung der Juden. — Der heilige Bernhard eilet herbei und macht dem schon in mehrern deutschen Städten ausgebrochenen blutigen Greuel wieder ein Ende. — Aufzählung der vornehmsten, den König Ludwig begleitenden geistlichen und weltlichen Herren, wie auch fürstlicher Frauen, nebst einer Menge Wechsler, Kaufleute, Wucherer und einer noch weit größeren Anzahl ganz niedrigen Gesindels. — Um die Verpflegung der Heere zu erleichtern, wird festgesetzt, daß das französische Heer, zwei Monate später als das deutsche, seinen Zug nach dem Orient antreten sollte S. 324—335.

Eilfter Abschnitt.

Zug des deutschen Kreuzheeres durch Ungarn und Griechenland und Ankunft desselben vor Constantinopel.

§. 1—4. Ungemein freundlicher Empfang der Deutschen in dem Königreich Ungarn. — Geisa's Bemühungen, sich den deutschen König zum Freunde zu machen. — Schwach gegründete Hoffnungen der Deutschen auf freundschaftliche Aufnahme in dem griechischen Reiche. — Gesinnungen des Kaisers Manuel in Betreff des neuen Kreuzzuges. — Gehässige Vorurtheile der Deutschen gegen die Griechen. — Gegenseitige feindselige Stimmung beider Nationen S. 335—342.

§. 4—7. Große Sorgfalt des griechischen Kaisers für die Verpflegung des deutschen Pilgerheeres auf dessen Marsch durch die griechischen Provinzen. — Unbändiges, wildes Betragen der Deutschen. — Blutiger Auftritt zwischen einem Haufen deutscher Pilger und den Einwohnern von Philippopolis. — Tod des ehrwürdigen Bischofes Aloysius von Angers, Ludwigs Gesandten an den Hof

von Conſtantinopel. — Ungerechtes und völkerwiderrechtliches Verfahren des Herzogs Friederich von Schwaben in Adrianopel. — Immer bitterer und beißenderer werdender Briefwechſel zwiſchen Kaiſer Manuel und König Conrad S. 342—349.

§. 7—9 incl. Schreckliches Schickſal des deutſchen Pilgerheeres in dem Lager bei Chörobacha. — Die lotharingiſchen Pilgerſchaaren kommen an und vereinigen ſich mit dem Heere Conrads. — Ankunft des deutſchen Heeres vor Conſtantinopel. — Uebertriebene, ſtolze Forderungen Conrads an den griechiſchen Kaiſer, wodurch eine perſönliche Zuſammenkunft beider Monarchen unmöglich wird. — Das deutſche Heer rückt in die Vorſtadt Pera ein, und bezieht die nämlichen Lagerplätze, welche vor fünfzig Jahren auch Gottfried von Bouillon bezogen hatte. — Obgleich mit Lebensmitteln im Ueberfluß verſehen, bricht ein Haufe raubſüchtiger Pilger in den vor der Stadt gelegenen kaiſerlichen Park Philopation, fängt an zu plündern, alles zu zerſtören und zu verwüſten, wird aber von einer, von dem Kaiſer geſandten Schaar ſchwer und leicht bewaffneter Reiterei bald wieder vertrieben und auseinander geſprengt. — Großer Mangel an Zucht und Ordnung unter den deutſchen Schaaren, wodurch König Conrad ſich bewogen fühlte, um ähnlichen wilden Ausbrüchen zuvorzukommen, mit ſeinem Heere ſogleich über den Bosphorus zu ſchiffen S. 349—356.

Zwölfter Abſchnitt.

König Conrad mit ſeinem Heere in Kleinaſien.

§. 1—3. Die Griechen in den aſiatiſchen Provinzen ſehen der Ankunft des deutſchen Pilgerheeres gleich der Ankunft eines feindlichen Heeres entgegen. — Conrad kommt mit ſeinem Heere in Nicomedien an. — Da man ſich über die Wahl des jetzt zu nehmenden Weges nicht vereinigen kann, ſo theilt ſich das Heer in zwei Abtheilungen, wovon die eine, unter der Anführung des Biſchofes Otto von Freiſingen, den Weg nach Epheſus einſchlägt, die andere aber, unter dem König Conrad, über Philomelium nach Iconium S. 356—359.

§. 3—4. Mit dem Aufbruch aus dem Lager bei Nicomedien beginnt das Unglück der Deutſchen. — Zu Folge der, von dem Kaiſer Manuel an alle ſeine Statthalter erlaſſenen Weiſungen, werden die Pilger in allen Provinzen von den Einwohnern feindlich behandelt. — In keine der vielen großen und reichen griechiſchen Städte, bei denen Otto mit ſeinem Heere vorüberzieht, wird ein Pilger eingelaſſen. — Ueberall ſind ihnen die Thoren geſchloſſen. — Nirgends wird ihnen ein freier Markt eröffnet. — Unerhörte tückiſche

Bosheit der Griechen in einigen Städten gegen die Pilger. — Schrecklicher Mangel an Lebensmitteln in dem Heere des Bischofes. — Ganze Schwärme griechischer Werber folgen dem Heere Otto's, und suchen einzelne Pilger in die Dienste des griechischen Kaisers zu verlocken. — Sehr viele der völlig ausgehungerten Pilger nehmen die, von den Werbern ihnen gemachten Anträge an, verlassen ihre Brüder und gehen zu den Griechen über. — Bischof Otto hat endlich noch die Unklugheit, die von griechischen Statthaltern ihm angebotenen Wegweiser anzunehmen. — Diese führen das Heer in öden und wüsten Gegenden in der Irre herum. — Eine sehr bedeutende Schaar Pilger unter dem tapfern Grafen Bernhard wird von den falschen Wegweisern in einen, von den Türken ihr gelegten Hinterhalt geführt, und bis auf den letzten Mann erschlagen. — Quälender Hunger, Krankheiten und die Pfeile der Türken schwächen mit jedem Tage immer mehr und mehr das Heer des Bischofs. — Dieses löst sich endlich völlig auf, und von der ganzen, vor wenigen Tagen noch aus beinahe vierzig tausend Mann bestandenen Heere des Bischofes kommt nur ein äußerst kleiner Theil, und zwar in dem erbärmlichsten Zustande ohne Pferde und Waffen, und auf lange Zeit zum Kriegsdienst untauglich auf den Grenzen des Fürstenthums Antiochien an. — Otto's ganzes Heer ist so gut wie vernichtet S. 359—363.

§. 4 und 5. Noch ungleich traurigeres Schicksal der von Conrad geführten Heerabtheilung. — Falsche Wegweiser, die der Kaiser selbst dem König geschickt hatte, stehen mit den Türken in geheimer Verbindung. — Sie führen das Heer so lange in den wüsten Gebirgsgegenden Cappadociens herum, bis alle mitgebrachten Lebensmittel aufgezehrt sind. — Völliger Mangel an jeder Art von Lebensmitteln tritt bei dem Heere ein. — Die falschen Führer verrathen endlich Conrads Heer an die Türken, entweichen des Nachts heimlich aus dem Lager, und zu ihrer größten Bestürzung erblicken die Pilger am folgenden Morgen alle sie umgebenden Anhöhen mit zahllosen türkischen Schaaren besetzt. — Mit seinen völlig ausgehungerten Soldaten wagt Conrad es nicht dem Feinde eine Schlacht zu liefern, und tritt mit seinem Heere den Rückzug nach Nicäa an. — Die Türken kommen von den Anhöhen herab und greifen den König an. — Conrads Entschlossenheit und heldenmäßige Tapferkeit vermögen nicht das Heer zu retten. — Der Deutschen schreckliche Niederlage, die bei Doryläum anfängt und einige Tage fortdauert. — Das ganze, nun schon auf ein Drittel zusammengeschmolzene Heer begibt sich endlich auf die Flucht. — Jeder sucht, wie er kann, Nicäa zu erreichen. — Nur von sehr wenigen Rittern begleitet, und dabei

noch selbst verwundet, kommt auch König Conrad in Nicäa an, und seine Kriegsmacht, nachdem die Trümmer seines geschlagenen Heeres sich in Nicäa um ihn gesammelt hatten, besteht jetzt nur noch aus fünf oder höchstens sechs tausend Mann. — Dieß das Schicksal eines Heeres, das vor wenigen Wochen noch aus mehr als hundert tausend tapfern Kriegern bestand und ganz Asien zu erobern im Stande gewesen wäre S. 363—367.

Dreizehnter Abschnitt.

König Ludwigs und des französischen Heeres Ankunft bei Constantinopel.

§. 1—4. Das französische Heer bricht aus seinem Lager bei Metz auf und geht bei Worms über den Rhein. — Streit zwischen den Franzosen und den Bürgern von Worms. — Ludwigs Aufenthalt in Regensburg. — Griechische Gesandten. — Deren Aufträge und feierliche Audienz bei dem Könige. — Ungünstiger Eindruck der griechischen Gesandten und deren Gefolge auf die französischen Ritter S. 367—372.

§. 4—7. Neue Gesandten erwarten Ludwig an den Grenzen des griechischen Reiches. — Des Königes ungemein freundliches und höfliches Betragen gegen die Gesandten, ein Contrast mit dem rauhen, zurückstoßenden Wesen Conrads und der deutschen Fürsten. — Der Griechen, für die Franzosen höchst schmeichelhafte Vorurtheile von einer weit höhern Geistescultur und feinern Gesittung der französischen Nation. — Die französischen Bischöfe und Ritter dringen fruchtlos in den König, den Griechen den Krieg zu erklären. — Ungemein glänzender Empfang des Königes von Seite des griechischen Kaisers. — Persönliche Zusammenkunft beider Monarchen und deren gegenseitige Vertraulichkeit. — Grobe Excesse eines Haufens französischer Pilger und deren strenge Bestrafung. — Der Kaiser erlaubt den Franzosen in die Stadt zu kommen und alle Merkwürdigkeiten derselben in Augenschein zu nehmen. Er selbst führt den König in allen Kirchen Constantinopels herum, und gibt hierauf Ludwig und dessen Großen ein, an Pracht und Ueberfluß Alles überbietendes Festmahl S. 372— 383.

§. 7—9 incl. Der französischen Bischöfe und Ritter gegen die Griechen leidenschaftlich feindliche Stimmung und deren unselige Folgen für alle fernere Unternehmungen des französischen Pilgerheeres. — Der Aufenthalt der Franzosen bei Constantinopel fängt an dem Kaiser lästig zu werden. — Der Griechen diesfalls angewandte List, die nun auch eine ungemein eilige Ueberschiffung des französischen Heeres zur Folge hat. — Das französische Heer auf

der asiatischen Küste. — Unerhörter Frevel eines flandrischen Pilgers. — Ludwig eilet alle nur mögliche Genugthuung zu leisten, vermag jedoch nicht die darüber im höchsten Grade erbitterten Gemüther der Griechen zu besänftigen. — Französische Gesandten in Constantinopel. — Griechische Bevollmächtigte in dem französischen Lager. — Persönliche Zusammenkunft der beiden Monarchen auf einem jenseits des Bosphorus gelegenen kaiserlichen Schlosse. — Die französischen Edeln leisten dem Kaiser den Eid der Treue. — Sonderbarer zwischen Manuel und Ludwig geschlossener Vertrag in Betreff der Verpflegung des französischen Heeres während dessen Marsch durch die Provinzen des griechischen Reiches S. 383—392.

Vierzehnter Abschnitt.

Ludwig mit seinem Heere in Asien. — Zusammenkunft der beiden Könige Conrad und Ludwig. — Vereinigung der französischen Schaaren mit den Trümmern des geschlagenen deutschen Heeres.

§. 1—3. Wie bei dem deutschen erhebt sich jetzt auch bei dem französischen Heere, als es bei Nicomedien angekommen war, eine große Verschiedenheit der Meinungen über den jetzt zu wählenden Weg. — Die Berathungen darüber dauern mehrere Tage, während derselben die traurige Kunde von dem Untergange des deutschen Heeres im französischen Lager ankommt. — Ludwig eilt sogleich nach Nicäa zu König Conrad. — Auf den Rath des Letztern beschließt Ludwig, den über Philadelphia führenden Weg zu wählen. — Bei Lopadium stößt Conrad mit den wenigen Schaaren, die sich um ihn gesammelt hatten, zu dem französischen Heere. — Herzlicher Empfang Conrads und der Deutschen von Seite Ludwigs und der französischen Ritter. — Die Straße über Philadelphia wird wieder verlassen und der Weg längst der Meeresküste eingeschlagen. — Bedeutender Verlust eines Theils des französischen Heeres auf seinem Marsche von Lopadium nach Demetria S. 392—396.

§. 3—4. Das nämliche System von Treulosigkeit und tückischer Arglist, wodurch die Griechen die Deutschen in das Verderben geführt hatten, befolgen sie nun auch gegen das französische Heer. — Aus Mangel an Lebensmitteln verlassen viele arme französische Pilger ihre christlichen Brüder und treten als Knechte in die Dienste griechischer Herren. — Unter Mangel, Noth und Elend kommt endlich Ludwig mit seinem Heere bei Ephesus an. — Hier trennt sich Conrad wieder von Ludwig und begibt sich, zu Folge einer von dem griechischen Kaiser und dessen Gemahlin, der Kaiserin Irene, erhaltenen Einladung nach Constantinopel. — In seinem

Lager bei Epheſus ruhet das franzöſiſche Heer einige Tage aus und bekommt hier zum erſten Male den Feind zu Geſicht S. 396—399.

Fünfzehnter Abſchnitt.

Ludwigs Sieg am Meander. — Niederlage des franzöſiſchen Heeres am Lycus. — Ludwig mit ſeinem Heere in Attalia.

§. 1—5. Täzliche Gefechte mit den Türken. — Tapferkeit des Großmeiſters der Templer und einer Schaar ſeiner Ritter. — König Ludwig, an Tapferkeit, Wachſamkeit und unermüdeter Thätigkeit ein Muſter für alle Fürſten und Anführer ſeines Heeres. — Ludwigs vollſtändiger Sieg über ein zahlloſes türkiſches Heer, das ihm den Uebergang über den Meander verwehren will. — Verrätherei des griechiſchen Statthalters von Antiochien am Mäander. — Noch größere Bosheit des Statthalters von Laodicäa am Lycus. — Schreckliche Noth der franzöſiſchen Pilger aus Mangel an Lebensmitteln. — Des Grafen von Raucon Ungehorſam gegen die königlichen Befehle ſtürzt das franzöſiſche Heer in das Verderben. — Unglückliche Schlacht in den Defileen am Lycus. — Des Königes Heldenmuth und ritterliche Tapferkeit. — Ungeachtet des großen, in der Schlacht erlittenen Verluſtes, ſezt doch das franzöſiſche Heer, und zwar unter täglichen, jedoch jezt wieder ſiegreichen Gefechten ſeinen Marſch nach Attalia fort. — Um das Pilgerheer gänzlich zu verderben, verheeren und verwüſten die feindſeligen Griechen ſogar große Strecken ihres eigenen Landes S. 399—407.

§. 5—7 incl. Ludwig kommt mit ſeinem völlig ausgehungerten Heere in Attalia an. — Abermals ſchmerzhaft getäuſchte Hoffnungen der Pilger. — Ungeheure Preiſe aller auch ſelbſt der einfachſten Lebensmittel. — Die Griechen ſchließen mit dem Könige neue Verträge, die eben ſo wenig, wie alle früheren gehalten werden. — Eine ſchreckliche Seuche bricht unter dem Pilgerheer in Attalia aus. — Der König geht auf den wenigen Schiffen, die ihm die Griechen um ungeheure Preiſe liefern, mit ſeinen Großen nach Antiochien. — Schändliche Betrügereien der Griechen. — Sie unterſchlagen alles Geld, was der König ihnen für den Transport der zurückbleibenden gemeinen Krieger nach Tarſus bezahlen läßt. — Grenzenloſes Elend der franzöſiſchen Pilger in Attalia. — Erbarmungsloſigkeit der Griechen. — Aus Verzweifelung ergreifen Alle, die ſich noch kräftig genug fühlen, die Waffen, um durch die Feinde ſich durchzuſchlagen und den Weg nach Tarſus zu gewinnen, werden aber ſchon am zweiten Tage von ungleich zahlreichern tür-

kischen Schaaren umringt und sämmtlich, acht bis zehn tausend Mann an der Zahl, in dem Treffen erschlagen. — Der völlig verlassene, höchst elende Zustand der Pilger erregt selbst das Mitleiden der Türken, die reichliches Almosen unter die Unglücklichen vertheilen, wodurch eine Schaar von drei tausend Jünglingen bewogen wird, als Knechte in die Dienste der Türken zu treten. — Gleich dem deutschen ist nun auch das französische Pilgerheer, das sich zum Theil selbst auflöst, gänzlich vernichtet S. 407—415.

Sechzehnter Abschnitt.

Ludwig VII. in Antiochien.

§. 1—4. Trauriger Zustand der lateinischen Fürstenthümer in Syrien. — Völlige Entartung der in Syrien und dem gelobten Lande angesiedelten abendländischen Familien. — Die Pullanen. — Glänzender Empfang Ludwigs in Antiochien. — Königin Eleonore an dem antiochenischen Hofe. — Boshafte, völlige ungegründete, gegen Eleonore erhobene Beschuldigungen S. 415—423.

§. 4—5. Ludwig zerfällt mit dem Fürsten Raimund von Antiochien. — Des Königs häuslicher Verdruß und schnelle, ganz unerwartete Abreise von Antiochien nach Tripolis S. 423—427.

§. 5—8. Ermordung des Grafen Alfons von Toulouse. — König Conrad landet in Ptolemais, hält einige Tage darauf seinen feierlichen Einzug in Jerusalem und besucht hierauf alle Seestädte des gelobten Landes. — Conrads und Ludwigs Zusammenkunft zwischen Ptolemais und Tyrus. — Zahlreiche Reichsversammlung in Jerusalem, noch zahlreichere in Ptolemais, auf welcher die Belagerung von Damaskus einstimmig beschlossen wird S. 427—434.

Siebenzehnter Abschnitt.

Belagerung von Damaskus und Ascalon.

§. 1—3. Stärke und moralischer Zustand des christlichen Belagerungsheeres. — In dem bei Paneas gehaltenen Fürstenrathe wird beschlossen, Damaskus auf der Abendseite anzugreifen. — Schlachtordnung des christlichen Heeres. — Treffliche, von Anar, dem Vezir des Sultans von Damaskus angeordnete Vertheidigungsanstalten. — Demungeachtet erstürmen die Christen, nach lange anhaltendem, blutigem Kampfe, die vor der Stadt gegen Abend gelegenen Gärten, und mit diesen alle Vorwerke von Damaskus S. 434—438.

§. 3—6. Schlacht und Sieg der Christen an den Ufern des Barade. — König Conrads Tapferkeit und ganz ungewöhnliche

Körperkraft. Große Bestürzung und Verwirrung in Damaskus. — Die Christen wissen ihren Sieg nicht zu benutzen. — Anar erhält zahlreiche Verstärkungen, ziehet damit aus der Stadt und bietet den Christen ein zweites Treffen an, das diese jedoch nicht annehmen. — Gesandte des Fürsten von Mosul erscheinen in dem christlichen Lager. — Bald darauf kommt auch ein Abgeordneter Anars in dem Lager an. — List des Anars und Treulosigkeit der Pullanenfürsten S. 438—444.

§. 6—7. Die Könige Conrad und Ludwig lassen sich von den lateinischen Fürsten bethören, brechen ihr Lager ab und schlagen es auf der östlichen und südlichen Seite der Stadt auf. — Schon gleich in den ersten Tagen sehen sich die beiden Könige in ihren Hoffnungen getäuscht, wollen daher ihre vorige Stellung wieder einnehmen; da sie diese aber von Anar auf das neue befestiget und mit zahlreichen Schaaren besetzt finden, fühlen sie sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben. — Der Christen, auf ihrem Rückzuge, großer Verlust an Menschen und Gepäcke S. 444—446.

§. 7—9. König Conrad macht den Vorschlag, die feste Stadt Ascalon zu belagern, um durch ihre Eroberung einen Ersatz für die fruchtlose Belagerung von Damaskus zu gewinnen. — König Ludwig stimmt Conrad sogleich bei. — Auch sämmtliche lateinische Fürsten versprechen, mit allen Streitkräften diese Unternehmung zu unterstützen. — An dem festgesetzten Tage erscheint Conrad mit mit seinen wenigen zahlreichen Schaaren vor den Mauern von Ascalon; da aber keiner von den lateinischen Fürsten, die doch das nöthige Belagerungsgeschütze mitzubringen verheißen hatten, ankommt; so muß Conrad, nach zehntägigem, fruchtlosen Warten, abermals unverrichteter Dinge auch vor Ascalon wieder abziehen S. 446—449.

§. 9—10. Herzogs Welf eilige Abreise über Calabrien nach Deutschland. — König Conrad und dessen übrigen Fürsten segeln nach Constantinopel. — Neues Bündniß zwischen Conrad und Kaiser Manuel gegen Roger von Sicilien S. 449—451.

§. 10—12 incl. Sämmtliche französische Fürsten und Herren schiffen sich eiligst ein und kommen in verschiedenen Häfen an. — Der König allein sehnt sich nicht nach der Heimkehr in sein Reich. Gründe seines noch fernern, bis zu Ende Julius des folgenden Jahres sich verlängernden Aufenthalts in Jerusalem. — Des Grafen Robert von Dreux, eines Bruders des Königes, aufrührische Umtriebe zwingen Ludwig, schleunig nach Frankreich zurückzukehren. — Am Ende Octobers 1149 landet Ludwig in dem Hafen von St. Aegidius an der Rhone S. 451—459.

Achtzehnter Abſchnitt.

Der heilige Bernhard und Abt Suger von St. Denis.

§. 1—6. Furchtbares in Deutſchland und beſonders in Frankreich gegen den heiligen Bernhard, wegen des mißlungenen Kreuzzuges, ſich erhebendes Geſchrei. — Harte Vorwürfe, welche dem Heiligen deſſen Gegner machen. — Bernhard ſchweigt und duldet. — Seine Freunde unternehmen es ihn zu rechtfertigen. — Merkwürdiges Schreiben des Abtes Johannes von Caſa Maria an den heiligen Bernhard. — Wunderbare Heilung eines blinden Knaben durch den Heiligen S. 459—466.

§. 6—9. Der heilige Bernhard wünſcht, daß unverzüglich ein neuer Kreuzzug zum Beſten der Chriſtenheit in dem Orient möchte unternommen werden. — Bernhard findet es nun zweckmäßig, eine eigene, an den Papſt Eugen gerichtete Rechtfertigung bekannt zu machen. — Der Abt Suger in Frankreich nährt ähnliche Hoffnungen, und Er und der heilige Bernhard verbinden ſich mit einander, um die Franzoſen zu einer neuen Heerfahrt nach dem gelobten Lande zu begeiſtern. — Die Predigten des heiligen Bernhards finden jetzt überall nur einen äußerſt ſchwachen Eingang. — Auf einem Reichstage zu Chartres wird Bernhard zum Anführer und oberſten Feldherrn des neuen Kreuzheeres erwählt S. 466—475.

§. 9. Der heilige Bernhard berichtet die auf ihn gefallene Wahl dem Papſte und bittet dieſen, ihn dieſer, ihm aufgeladenen Bürde zu entheben. — Ungeachtet deſſen, was in Beziehung auf eine neue Heerfahrt nach Paläſtina zu Chartres war beſchloſſen worden, ward doch in ganz Frankreich nicht die geringſte Bewegung zu einem ſolchen Unternehmen bemerkbar. — Auch alle auf denſelben Zweck gerichteten Bemühungen des Abtes Suger ſind fruchtlos. — Suger entſchließt ſich auf eigene Koſten ein Heer zu werben und nach dem Orient zu führen. — Er macht große Vorbereitungen dazu, wird aber durch den Tod an der Ausführung ſeiner Plane verhindert. — Im folgenden Jahre ſtirbt am 20. Auguſt auch der heilige Bernhard, nachdem der Papſt Eugen ihm ſchon im Julius deſſelben Jahres in die Ewigkeit vorangegangen war. — Mit dem Tode des Papſtes, des Abtes Suger und des heiligen Bernhards erlöſcht für die Chriſtenheit in dem gelobten Lande auch der letzte Schimmer von Hoffnung einer augenblicklichen Hülfe aus dem Abendlande S. 475—478.

Des

zweiten Zeitlaufes

Ein und dreißigster Zeitraum.

Von

dem callixtinischen Vertrag 1122 und der Erlöschung des salis-fränkischen Kaiserhauses 1125 bis zu dem Tode Kaiser Conrads III. 1152.

Zweite Abtheilung.

Geschichte des zweiten Kreuzzuges, nebst einem, derselben vorangehenden allgemeinen Ueberblick der damaligen Lage des Orients: des oströmischen Reiches, wie des mittleren und westlichen Asiens.

Oströmisches Reich.

I.

1. Mit der Thronbesteigung des Alexius Comnenes brachen wir, in dem einundzwanzigsten Band unserer Fortsetzung, den Faden der Geschichte des oströmischen Reiches ab, und dieser knüpft sich gerade jetzt um so leichter und schicklicher wieder an, da die Hauptmomente des Lebens wie des Charakters dieses Kaisers, weil vielfältig mit den Ereignissen der Kreuzzüge verwebt, unsern Lesern größtentheils schon bekannt sind. — Die zuverläßigste geschichtliche Quelle ist jetzt unstreitig die, von der Prinzessin Anna, der Tochter des Kaisers, hinterlassene Lebensbeschreibung

ihres Vaters*). Erſt lange nach deſſen Tode, und als ſchon eine lange Reihe von mehr als dreißig Jahren ſie von der Welt und die Welt von ihr trennte, mithin in einem Zeitraume, wo die Gluth ihrer früheren Leidenſchaften völlig erloſchen war, ihr an dem Glück ihres Bruders geſcheiterte Ehrgeiz keine weitere Befriedigung mehr ſuchte, daher auch weder Furcht noch Hoffnung mehr einige Gewalt über ſie hatten, weihete Anna die vielen Stunden ihrer freudeleeren Einſamkeit dem frommen und lobenswerthen Beſtreben, das Andenken an die Tugenden und Verdienſte ihres großen Vaters auch der Nachwelt zu überliefern; und mit voller Zuverſicht dürfen wir ihr auch glauben, wenn ſie an mehreren Stellen ihrer Geſchichte betheuert, daß die reine, ungeſchmückte Wahrheit ihr noch ungleich theurer, noch ungleich heiliger ſey, als ſelbſt das Andenken ihres, obgleich von ihr ſtets zärtlich geliebten Vaters**).

---

*) Eine vorzügliche Geſchichtsquelle iſt außer der Alexias der Prinzeſſin Anna auch Nicetae Acominati, magni Logoth. secret. LXXXVI annorum historia, videlicet ab anno restitutae salutis circiter MCXVII. usque ad annum MCCIII. beſonders reich an Angaben in Beziehung auf die Geſchichte der beiden unmittelbar auf Alexius folgenden Kaiſer, nämlich des Johannes und deſſen Sohnes, des Manuel.

**) Anna Comnena gehört zu den vorzüglichſten griechiſchen Geſchichtſchreibern ihres Jahrhunderts. Man macht ihr zwar, und nicht ohne Grund, den Vorwurf eines Mangels an kunſtloſer Einfalt und eines allzu ſichtbaren Strebens nach rethoriſcher Künſtelei; aber dieß lag in dem damals notoriſch kränkelnden, ſchon ziemlich tief geſunkenen griechiſchem Geſchmack, dem leider nun auch die Prinzeſſin einigermaßen huldigen zu müſſen glaubte. Aber ungerecht iſt der Tadel einer, ihr eigenen Vorliebe zu Charaktergemälden, in welchen ſie nicht nur den innern Menſchen, ſondern auch deſſen äußere Geſtalt, ſogar deſſen

2. Unstreitig gehört Alexius der Commener zu den größten Monarchen, die seit Constantin dem Großen das römische Reich beherrscht hatten. Die Größe seines Geistes, die Schärfe seines Verstandes, seine selbst in den größten Gefahren sich nie verläugnende Ruhe und Besonnenheit, seine rastlose, während einer siebenunddreißigjährigen Regierung gegen alle Seiten gerichtete Thätigkeit, und endlich sein bei jeder Gelegenheit entfaltetes, entschiedenes Feldherrntalent wird schwerlich irgend Jemand in Abrede stellen wollen; und was die, von den Abendländern diesem Kaiser gemachten Vorwürfe betrifft, so verschwinden auch diese beinahe gänzlich, sobald man nur die verwickelten Verhältnisse, in welchen Alexius zu den Kreuzfahrern und ihren Fürsten stand, so wie die sonderbare Verkettung der Umstände und die jedesmalige Lage der Dinge genauer kennen lernt, und völlig vorurtheilsfrei und unbefangen sie zu prüfen und zu würdigen weiß. — Nichts beweist besser und schlagender des Kaisers Alexius gerechte Ansprüche auf ehrendes Andenken und geschichtliche Würde, als eine, sich so leicht von selbst darbietende Zusammenstellung des traurigen Zustandes des so tief gesunkenen römischen Reiches, als Alexius den Thron bestieg, mit der so blühenden, mit jenem Zustande so ungemein contrastirenden Lage, in welcher es sich befand, als Alexius aus dem Kreise der Lebenden schied, und

---

Kleidung, Gang und ganze körperliche Haltung uns anschaulich zu machen sucht. Diese, von der Prinzessin stets mit vieler Sorgfalt und Anmuth gezeichneten Bilder sind nichts weniger als ohne Interesse, sie geben im Gegentheil ihrer Erzählung nur noch mehr Leben, und öffnen dabei der Phantasie des Lesers einen größern Spielraum, da derselbe jetzt solchen merkwürdigen Männern gleichsam gegenüber gestellt, und gewisser Maßen zum Augenzeugen ihrer ganzen Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise gemacht wird.

das Reich ſeinem nicht minder großen Sohne und Nachfolger hinterließ. Es iſt nichts weniger als Uebertreibung, wenn Anna Comnena ſagt, daß es der Stärke und Kraft eines Halbgottes bedurfte, um damals das Regiment unter ſo verzweiflungsvollen, beinahe völlig hoffnungsloſen Verhältniſſen zu übernehmen, und daß nun gleich im Anfange der Regierung ihres Vaters alle Drangſale, die ein, durch die Laſter und Unfähigkeit früherer Herrſcher ſeiner gänzlichen Auflöſung ſich nahendes Reich zu treffen pflegen, über dem Haupt deſſelben ſich nothwendig hätten zuſammen häufen müſſen *). Im Oſten waren die zahlloſen türkiſchen Horden bis an den Bosphorus vorgerückt, und ſelbſt Conſtantinopel ſah ſich von denſelben ſchon ganz in der Nähe bedrohet. Nicht minder gefährlich ſtand es auch mit den europäiſchen Provinzen. Nicht ſelten ergoſſen ſich über dieſelben, alles verheerend und verwüſtend, zahlloſe Schwärme von Barbaren: Pazinazen, Ungarn, Commanen, Sarmaten ꝛc., die in ihren öftern Kriegen mit den Römern auch nach und nach deren Kriegskunſt erlernt hatten, und mit ihrer alten Barbarei und der, allen nordiſchen Nationen eigenen Wildheit und Tapferkeit jetzt auch einige Kriegskunde und römiſche Kriegszucht verbanden. Endlich fielen auch die tapfern, ſieggewohnten Normänner die nördlichen Provinzen an; und obgleich auf dieſe Weiſe Alexius in den erſten Jahren ſeiner Regierung kaum noch in dem ruhigen Beſitze blos eines Theils von Thracien bis nach Adrianopel war, ſo hinterließ er doch ſeinem Nachfolger Griechenland, Macedonien und ganz Illyrien bis an das adriatiſche Meer; während er auch im Oſten die Grenzen ſeines Reiches ſo ſehr erweitert hatte, daß ſich daſſelbe ſchon wieder bis an den Euphrat erſtreckte.

*) Man ſehe den 25. B. d. F. Abſchnitt 15. §. 1. S. 381.

3. Während einer siebenunddreißigjährigen Regierung, besonders in der ersten Hälfte derselben, lag Alexius beinahe jedes Jahr im Felde, bald gegen die Barbaren an der Donau, bald gegen die Türken, bald gegen die noch weit furchtbarern Normänner; und wenn auch nicht stets der Sieg seinen Fahnen folgte, so entwickelte er doch in jedem Feldzuge alle Talente eines ungewöhnlichen Feldherrn, so wie an persönlicher Tapferkeit, Kühnheit und Gegenwart des Geistes keiner seiner Officiere oder Unterfeldherren ihm gleich kam; und man muß wahrhaft seinen, an Auffindung neuer Hülfsquellen stets unerschöpflichen Geist bewundern, wenn man sieht, wie er nach jeder auch noch so entschiedener Niederlage doch jedesmal in kurzer Zeit schon wieder eben so furchtbar als vorher, dem siegenden Feinde gegenüber steht.*) — Aber nicht blos in Vertheidigung

*) Manchem gelehrten Leser der Alexias der Prinzessin Anna mag es auffallen, daß sie gerade nach einer verlornen Schlacht ihrem Vater immer die größten Lobsprüche ertheilt, und ihn als einen Helden uns darstellt. Dazu hatte jedoch die im Purpur geborne Geschichtschreiberin sehr gute Gründe. Erstens beweißt ein wohl geordneter Rückzug nach einer verlornen Schlacht oft ungleich mehr das Talent des Feldherrn, als wenn er den Sieg erfochten hätte. Zudem war Alexius, wann ihn und sein Heer ein Unfall traf, immer der letzte auf dem Schlachtfelde, stürzte sich dadurch jedesmal in die größten Gefahren, und entging diesen stets nur durch seine persönliche Tapferkeit und die auffallendsten Beweise von Heldenmuth und Unerschrockenheit. — Die Welt urtheilt gewöhnlich blos nach dem Erfolge, und zollt daher jedem Feldherrn, sobald er einen Sieg erfochten hat, auch den gewöhnlichen Tribut von Lob und Bewunderung, ohne zu untersuchen, ob der Sieg blos ein Werk des Zufalles, oder auch nur die Folge der noch größern Ungeschicklichkeit seines Gegners war. Wie ungemein belehrend darüber ist nicht die Kriegsgeschichte unserer neuen und neuesten Zeit?

des Reiches gegen deſſen zahlloſe Feinde, und in immer größerer Erweiterung der Grenzen deſſelben krönte ſich Alexius mit Ehre und unvergänglichem Ruhm, auch durch ſeine weiſe innere Verwaltung erwarb er ſich nicht minder große Verdienſte um das Wohl der Völker, die ſeinem Scepter gehorchten. Als der altersſchwache Botaniates den kaiſerlichen Palaſt gegen eine Kloſterzelle vertauſchte, und Alexius an deſſen Stelle trat, war das oſtrömiſche Reich in einer, wie es ſchien, ganz unheilbaren, moraliſchen wie phyſiſchen Stumpfheit verſunken, gleichſam völlig erſtickt. Aber wie ſchön blühete es nicht nach und nach unter der, obgleich von innern und äußern Stürmen ſo heftig bewegten Regierung dieſes Kaiſers wieder auf? Den Geſetzen der öffentlichen wie häuslichen Ordnung ward die ihnen gebührende und dem Staatsleben ſo heilſame Herrſchaft wieder gegeben; Künſte und Wiſſenſchaften wurden mit neuem Eifer getrieben, und in den nun bald wieder weit mehr bevölkerten Provinzen nahmen Handel und Gewerbsfleiß einen ſtets lebhaftern Schwung, beſonders nachdem die kaiſerlichen Flotten das Meer von Feinden gereiniget und die Sicherheit der Schifffahrt wieder hergeſtellt hatten. Eben ſo ſchnell gewann auch das unter den Kaiſern Michael und Botaniates völlig demoraliſirte, weder gehörig beſoldete, noch gekleidete und bewaffnete, und mit Ausnahme der macedoniſchen Schaaren, nur aus zuſammen gelaufenem Geſindel beſtehende Heer unter Alexius wieder eine ganz andere Geſtalt. In dem Lager war die, aus demſelben längſt ſchon völlig entflohene Kriegszucht nach Art und Form der alten Römer wieder eingeführt, und die Legionen, die Alexius nicht nur in eigener Perſon größtentheils anführte, ſondern ſie auch ſelbſt gebildet und unterrichtet, und einen neuen Geiſt ihnen eingeflößt hatte, beſtanden nun bald wieder aus einem ganz andern, wahrhaft neuen Geſchlecht von Menſchen und Soldaten. Als aber endlich gar das ganze Abendland ſich von ſeinen Grundfeſten losriß

und über Asien schleuderte, und die reißende Fluth beinahe selbst Constantinopel hinwegzuschwemmen drohte: wie viel Muth, Weisheit und Besonnenheit wurden nicht da erfordert, um dem vielseitig getheilten Interesse der kreuzfahrenden Fürsten und deren ungestümmen Leidenschaften das Gleichgewicht zu halten, und die Ruder des Staates so zu lenken, daß dieser, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, allen Gefahren glücklich entging; ja gewisser Maßen am Ende selbst noch an äußerm Glanze gewonnen zu haben schien.

4. Auch in der Art, wie Alexius den häufigen Palastverschwörungen begegnete, spiegelt sich die Großmuth und Seelenschöne desselben. Bis es ihm endlich gelungen war, den Neid und die Herrschsucht seiner Großen völlig zu entwaffnen, waren Complotte und Verschwörungen gegen sein Leben gleichsam an der Tagesordnung, und des Kaisers ungemeine Milde in Bestrafung der Verschwornen schien beinahe zu ähnlichem frevelhaftem Erkühnen nur noch mehr zu ermuntern. Keiner ward je von ihm am Leben gestraft, nur in äußerst seltenen Fällen bisweilen der Augen beraubt, gewöhnlich blos aus der Hauptstadt verwiesen, jedoch größtentheils bald wieder zurückgerufen, und sogar dessen, schon dem Fiskus heimgefallenes Vermögen ihm wieder zurückgegeben. Aber desto bedauernswerther war es auf der andern Seite, daß oft gerade unter den gefahrvollsten Zeitverhältnissen, wenn äußere Feinde das Reich bedroheten, zugleich auch das schreiende Bedürfniß der zerrütteten Provinzen des Kaisers angestrengte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, mithin die Last der Regierung eines tief gesunkenen Reiches zentnerschwer auf ihm lastete; daß gerade in solchen düstern Augenblicken dergleichen niederträchtige, gewöhnlich mit Mordanschlag verbundene Complotte und boshafte Palastintriguen den Geist des Monarchen noch mehr niederschlagen, sein edles Herz betrüben, und selbst dessen Thätigkeit theils hemmen, theils ihr auch

gegen ſeinen Willen eine andere Richtung geben mußten. Als z. B. in dem Jahre 1108 zum größten Schrecken des ganzen Reiches Böemund bei Aulon gelandet war, und der Kaiſer, da jetzt nicht blos eine Stadt oder eine Provinz, ſondern ſogar ſeine Krone und das ganze Reich auf dem Spiele ſtanden, die Leitung der Vertheidigungsanſtalten in eigener Perſon übernehmen mußte, er auch ſchon auf dem Wege nach Theſſalonich begriffen war, und die Lage der Dinge die größte Eile erforderte; ward er dennoch durch die abermalige Entdeckung einiger Spuren von einer noch im Finſtern brütenden Verſchwörung bei ſieben Tagen — eine im Kriege oft unerſetzbare koſtbare Zeit — in der Stadt Cypſella aufgehalten. In Conſtantinopel lebte nämlich ein gewiſſer Aaron, unehelicher Sprößling einer von einem bulgariſchen Fürſten abſtammenden, übrigens ſehr angeſehenen Familie. Es war ein äußerſt unruhiger Kopf und, weil mit ſich ſelbſt ſtets im Unfrieden, auch mit der ganzen Welt zerfallen. Nachdem er ſich einige Zeit im kaiſerlichen Palaſt herumgetrieben hatte, war es ihm endlich auch gelungen, ſich in das Gefolge des Kaiſers einzuſchleichen. Aber an jedem Hofe, wie weiſe, gerecht und gütig auch der Monarch ſeyn mag, wird es dennoch ſtets Unzufriedene geben; und ihrer gab es demnach auch an dem Hofe von Conſtantinopel, und zwar in nicht geringer Anzahl. Seinem unſtäten, grundſatzloſen Charakter getreu, ſchlug ſich nun auch Aaron bald zu den Mißvergnügten, und als eine ihm fehlgeſchlagene Hoffnung ihn noch mehr gegen den Kaiſer aufbrachte, faßte er gar den teufliſchen Gedanken, den Alexius durch einen gedungenen Meuchelmörder aus der Welt ſchaffen zu laſſen. Seinem Bruder Theodorus, der nicht viel beſſer als er ſelbſt war, ſo wie noch einigen Andern gleichen Gelichters theilte Aaron ſein ſchreckliches Vorhaben mit, und da es nun ſchon bekannt

war, daß der Kaiser nächstens zu seinem Heere nach Thessalonich abreisen würde, so hielten sie die Zeit dieser Reise für den günstigsten Augenblick, die schwarze That zu vollbringen. Mit vielem Gelde erkauften nun Aaron und dessen Bruder einen pazinazischen Sclaven, Namens Demetrius, einen Menschen von ungeheurer Körperstärke und außerordentlicher Verwegenheit, und um des Erfolges desto sicherer zu seyn, gaben sie ihm einen breiten, sehr scharfen zweischneidigen Dolch, von dem jede Wunde den Tod unfehlbar herbei führen mußte. Aber nun verlautete auch zu gleicher Zeit, daß die Kaiserin ihren Gemahl eine Strecke Weges begleiten würde. Irene war eine sehr scharfsehende, kluge Frau, und durch mehrere traurige Erfahrungen belehrt, wachte sie mit ängstlicher Sorgfalt über dem Leben ihres Gemahls. Dieß war den Verschwornen nicht unbekannt. Sie gaben daher dem pazinazischen Sclaven den ausdrücklichen Befehl, nicht eher einen Versuch zu machen, den Mord zu vollbringen, als bis Irene sich auf der Reise von ihrem Gemahl getrennt, und dieser die getreue, wachsame Hüterin seines Lebens nicht mehr an seiner Seit hätte. Aber bald darauf hörten Aaron und sein Bruder Theodorus zu ihrem größten Verdruß, daß die Kaiserin sich anders besonnen, und ihren Gemahl nicht blos auf dessen ganzer Reise bis nach Thessalonich begleiten, sondern auch dort noch einige Zeit bei ihm bleiben werde. Dadurch ward nun der ganze Plan der beiden Brüder, wie die That vollbracht werden sollte, gestört, und beide sannen nun auf Mittel, die Kaiserin auf irgend eine Weise zu dem Entschluß zu bringen, aus eigenem Antriebe das Heer und also ihren Gemahl schleunigst zu verlassen. Zu diesem Ende verfertigten und verbreiteten sie eine Menge der beißendsten Satyren gegen den Kaiser und die Kaiserin. Sie spotteten über das ganz besondere Vergnügen, welches

Irene an dem freien, ungebundenen Soldatenleben, an dem beſtändigen Herumziehen in Lagern und auf Märſchen habe, machten ſich zugleich über die Blindheit und Gutmüthigkeit des Kaiſers luſtig, der daran, wie es ſcheine, ein ganz beſonderes Wohlgefallen habe, und ließen dabei noch manche boshaften, die Ehre der Kaiſerinn kränkende Anſpielungen mit einfließen. Es fehlte wenig, ſo hätte dieſe Schandſchrift die beabſichtigte Wirkung hervorgebracht, und die Kaiſerin ſtand ſchon im Begriffe, nach Conſtantinopel zurück zu kehren, als Aaron und deſſen Bruder, durch den erſten gelungenen Verſuch noch dreiſter gemacht, nun ſogar die Frechheit hatten, auch einen unmittelbar an den Kaiſer ſelbſt gerichteten Brief in den kaiſerlichen Speiſeſaal zu werfen. Dieſes noch weit gröbere und beleidigendere Schreiben, in welchem man dem Monarchen ſogar ſeine Gemahlin zu verdächtigen ſuchte, ward nun nach aufgehobener Tafel von den Bedienten des Palaſtes gefunden und dem Kaiſer ſogleich überbracht. Aber jetzt entflammte Alexius in heftigem Zorn, und da Irene, die in ſolchen Fällen einen noch viel ſchärfern Blick als ihr Gemahl hatte, jetzt ſogleich auf die Vermuthung gerieth, daß dieſem ſchändlichen Getriebe ein noch weit gefährlicherer und frevelhafterer Plan zum Grunde liegen könnte; ſo blieb ſie jetzt bei ihrem Gemahl, befahl aber, die ſtrengſten Nachforſchungen anzuſtellen, um die Verfaſſer jener beiden Schmähſchriften zu entdecken. Auch der Kaiſer hielt jetzt die Sache für wichtig genug, um ihr ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Er ſetzte alſo ſeine Reiſe nicht fort, ſondern blieb in Cypſella. Als man jedoch trotz aller Bemühungen den Majeſtätsverbrechern durchaus nicht auf die Spur kommen konnte, wurden der Kaiſer wie die Kaiſerin endlich ſehr ernſtlich darüber beſorgt. Aber ganz unvermuthet ward jetzt auf einmal allen, immer peinlicher werdenden Beſorgniſſen des erhabenen Kaiſerpaares ein Ende gemacht, und zwar

durch einen bloßen Zufall, wenn man anders einen Zufall nennen will, was hier offenbar das Werk einer, über Alles waltenden göttlichen Vorsehung war. In der Leibwache des Kaisers nämlich diente ein sehr frommer Offizier, der jede Nacht gegen zwölf Uhr aufzustehen pflegte und seinem Schlafe eine Stunde entzog, die er dem Gebete widmete. Eines Tages hörte dieser nun gegen Mitternacht, daß Jemand aus einem, von dem seinigen nicht sehr entfernten Zelte mit polterndem Ungestüm heraus ging und den darin Bleibenden zurückrief: „Ihr unterstehet euch jetzt, mich so grob zu behandeln! Aber ich sage Euch, daß Ihr dieses schwer sollt büßen; denn morgen des Tages werde ich zu dem Kaiser gehen, und wenn ich demselben nicht euer ganzes boshaftes Complott verrathe, so will ich nicht Stretegus heißen.“ — Dieser Stretegus war ein Diener des Aaron, wahrscheinlich auch schon bei manchem schlechten Streiche dessen Gehilfe gewesen, besaß daher das volle Vertrauen seines Herrn, und war nun auch in Beziehung auf dessen boshafte Schmähschriften von allem genau unterrichtet, und da Aaron zu seinem größten Unglück nicht daran dachte, daß der, welcher seinem Knechte ein Geheimniß dieser Art anvertraut, sich denselben zu seinem Herrn, sich selbst aber zu dessen Sclaven macht; so hatte er jetzt den Stretegus irgend eines Vergehens wegen, sehr grob behandelt, worauf dieser voll Zorn von ihm aus dem Zelte hinweglief, und im Fortlaufen ihm und dessen Bruder Theodor noch die so eben erwähnten drohenden Worte zurief. Der Offizier, der es gehört, fühlte sogleich die Wichtigkeit der von ihm gemachten Entdeckung; da er aber befürchtete, daß der jetzt gegen seinen Herrn so sehr aufgebrachte Knecht, sobald sich sein Zorn in etwas gelegt hätte, schwerlich die angedrohte Entdeckung machen würde, so verließ er selbst eiligst sein Zelt, ging auf den Stretegus zu, hielt ihn an und

führte ihn noch in derselben Stunde zu dem Kaiser. Stretegus entdeckte nun dem Monarchen Alles, was er von den Schmähschriften und verbrecherischen Umtrieben seines Herrn wußte; und obgleich der Kaiser ihn darauf aufmerksam machte, welche schwere Strafe seiner harrte, wenn er als Verläumder befunden werden sollte, bestand doch Stretegus auf seiner Aussage, und bemerkte noch dabei dem Kaiser, daß er gar leicht sich selbst davon überzeugen könnte, wenn er nur einem seiner Offiziere befehlen wollte, sich der Papiere der beiden Brüder zu bemächtigen. Dazu gab nun auch sogleich Alexius einem seiner Kämmerer, Namens Basilius, den Auftrag; und da Stretegus sich erbot, demselben den Ort zu weisen, wo er sie finden würde, so war auch schon, während Aaron noch schlief, dessen Brieftasche in den Händen des Kaisers. Das Majestätsverbrechen Aarons und Theodors war nun klar am Tage. Alexius ließ sie daher verhaften, sprach ihnen auch unverzüglich das Urtheil, das jedoch, wie gewöhnlich, im Vergleich mit der Größe ihres Frevels, sehr gelinde ausfiel; denn ihre ganze Bestrafung bestand blos darin, daß der Kaiser sie nach einer Insel in dem Propontis verbannte. Was den pazinazischen Sclaven betraf, der die Ausführung des Mordanschlages übernommen hatte, so war dieser jetzt verschwunden; denn als gleich am Morgen des folgenden Tages der beiden Brüder Verhaftung und deren Verbrechen bekannt wurden, suchte der Pazinaze unverzüglich sein Heil in der Flucht, und der Kaiser hielt es nicht der Mühe werth, demselben nachsetzen und ihn wieder zurück bringen zu lassen.

5. Aber eine noch weit gefährlichere und weiter aussehende Verschwörung, bei der des Kaisers Milde sich in einem noch schöneren Lichte zeigte, war die des Nicephorus Diogenes, theils wegen der großen Volksgunst,

in welcher dieſer ſtand, theils auch wegen der vielen angeſehenen, mächtigen, in dieſelbe verwickelten Familien. Nicephorus Diogenes war der Sohn des edeln, eines beſſern Schickſals würdigen Kaiſers Diogenes Romanus und der Eudoxia, von mütterlicher Seite daher ein Stiefbruder des entthronten Kaiſers Michael Parapinazes, und hatte zu Lebzeiten ſeines Vaters den Titel Auguſtus geführt. Tief ſchmerzte es ihn, jetzt einen Andern auf demſelben Throne zu ſehen, auf welchem ſein Vater geſeſſen, und den einſt zu beſteigen er ſelbſt in ſeiner Kindheit ſo gegründete Hoffnung gehabt hatte. Diogenes ſtand jetzt in der erſten Blüthe des kaum begonnenen männlichen Alters. In ihm vereinten ſich die trefflichſten Eigenſchaften des Geiſtes wie des Herzens, und der Schönheit ſeiner Seele entſprach eine nicht minder einnehmende körperliche Wohlgeſtalt. Durch ſein gefälliges, ſtets freundliches Weſen und ſeine ungemein lieblichen Manieren gewann er das Herz eines Jeden, der ſich ihm näherte, der Vornehmern wie der Geringern; und obgleich er ſehr viel Verſtand und einen Reichthum von Kenntniſſen beſaß, war er doch ſtets äußerſt beſcheiden, ohne jedoch ſeiner Würde und ſeiner hohen Geburt das Mindeſte zu vergeben, wodurch er nur noch um ſo mehr in der öffentlichen Meinung ſtieg. Von perſönlicher Tapferkeit, Kühnheit und Muth hatte er ſchon mehrfache Proben gegeben und war dadurch, wie durch ſeine Gewandtheit in allen kriegeriſchen Uebungen, in Verbindung mit ſeinem einnehmenden Aeußern und herablaſſendem freundlichen Weſen, der Liebling des Volkes geworden, ja von dem Pöbel ſogar angebetet, in deſſen Augen Keiner des Thrones würdiger als Diogenes war. Zudem kam nun auch noch, daß er in ſeinen Geſichtszügen viel Aehnliches mit jenen ſeines, ſo grauſam ermordeten Vaters, des Kaiſers Diogenes Romanus, hatte, und daß alſo, ſobald man ihn ſah,

auch in jeder Brust das Mitleiden mit dem unverdienten Schicksal jenes Monarchen erwachte, und dieses sympathetische Gefühl nun die Liebe zu dem Sohne nur noch mehr erhöhte; so daß dessen Persönlichkeit, wenn er öffentlich erschien, besonders auf das gemeine Volk einen ganz eigenthümlichen Zauber ausübte. Zwar hatte Alexius ihn bisher bei jeder Gelegenheit ganz vorzüglich ausgezeichnet, ihn mit Wohlthaten überhäuft, war ihm wahrhaft Vater und Freund gewesen. Aber wenn eine Krone der Preis eines Verbrechens ist, dann lassen selbst edle Seelen sich nur gar zu leicht zu blutigem Frevel hinreißen; und so stand nun auch längst schon bei Diogenes der Entschluß fest, den Kaiser Alexius von dem Throne zu stürzen und diesen, als rechtmäßiger Erbe seines Vaters und seines Bruders, für sich in Anspruch zu nehmen.

6. Bei allen Ständen gleich beliebt, gelang es dem Diogenes, selbst unter den angesehensten und einflußreichsten Männern, die selbst dem Throne am nächsten standen, eine Menge Anhänger und Freunde zu finden, die größtentheils, anstatt ihn zu ermahnen, von seinem Vorhaben abzulassen, ihn nur noch mehr dazu ermunterten. Durch Geld sich unter dem Volke einen Anhang zu verschaffen, hatte er nicht nöthig; der gegen ihn wohlwollenden Gesinnungen des größten Theils der Einwohner von Constantinopel völlig versichert, wußte er im voraus schon, daß, sobald ein kühner Dolchstoß den Kaiser Alexius aus dem Wege geräumt und dann sein zahlreicher Anhang im Palaste ihn zum Kaiser ausgerufen haben würde, auch das Volk sogleich zahllos von allen Seiten herbeiströmen, und unter dem größten Jubel ihn als seinen neuen Beherrscher begrüßen würde. — In einer so ungeheuer großen Hauptstadt, wie Constantinopel, wo man damals blos die äußern Formen der christlichen Religion noch

erblickte, aber den Geist derselben beinahe überall vermißte, war es nicht schwer, mittels einiger Hände voll Gold, einen Meuchelmörder zu finden, und auch Diogenes fand diesen ohne viele Mühe. Als der Kaiser eines Tages auf der großen Reitbahn, nahe an seinem Palaste, sich zu Pferde in ritterlichen Uebungen vergnügte, fand ein in Lumpen gehüllter Bettler Gelegenheit, sich dem Monarchen zu nahen, um Hülfe flehende Arme nach ihm auszustrecken, und seufzend und demüthig um eine milde Gabe zu bitten. Alexius war sogleich bereit, ihm ein Almosen zu geben. Aber in demselben Augenblicke wollte auch der verkappte Mörder einen, unter seinem Gewande verborgenen Dolch aus der Scheide ziehen, konnte aber dieses, da derselbe ganz sonderbarer Weise sich immer in den Lumpen verwickelte, nicht bewerkstelligen, und nun plötzlich von dem Gedanken ergriffen, daß eine höhere, unsichtbare Hand die Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens verhindere, stürzte er wie sinnlos zu den Füßen des Kaisers und flehete unter lautem Geschrei um Gnade und Verzeihung. „Aber," sagte der Kaiser, „was soll ich dir denn verzeihen?" — Der Mörder zeigte ihm jetzt den Dolch, und bekannte unter einem Strom von Thränen das schreckliche Verbrechen, das er zu vollbringen im Begriffe gewesen sey. Indessen war schon vieles Volk herbeigelaufen, und dieses würde den Elenden in Stücke zerrissen haben, hätte nicht der Kaiser, der seine Kaltblütigkeit auch nicht einen Augenblick verlor, sehr ernst verboten, auch nur das Gewand dieses Menschen zu berühren; und gerührt von den häufigen Thränen des Verbrechers und allen Merkmalen einer aufrichtigen Reue desselben, verzieh ihm Alexius nicht nur auf der Stelle, sondern befahl auch noch, ihm ein sehr ansehnliches Geschenk zu geben. Befragt um seine Mitschuldigen, bat der reuige Sünder, daß man ihn damit verschonen und nicht zwingen

möchte, irgend einen Menſchen zu nennen. Auch ſogar dieß ward ihm von dem eben ſo großmüthigen, als furchtloſen Monarchen gewährt; und als mehrere ſeiner Getreuen ihm ſehr dringend vorſtellten, daß ja die Erhaltung ſeines Lebens es durchaus erfordere, dieſem unerhörten Frevel näher auf die Spur zu forſchen, gab er ihnen zur Antwort: „Der Fürſt, den die Hand der Vorſehung ſchützt, bedarf keines weitern Schutzes.“ — Nicht nur am Hofe, auch in der ganzen Stadt ſchwebte Niemand in Zweifel, wer der Urheber dieſes Mordanſchlages geweſen ſeyn möchte. Einige von den Vertrauten des Kaiſers nannten ſogar laut und ungeſcheut den Namen des Diogenes. Aber Alexius, zu deſſen großem Herzen ſchwarzer Argwohn nie Zutritt fand, gebot ihnen ſogleich Stillſchweigen, und wollte durchaus gar kein Wort mehr davon hören. — Dieſes beiſpiellos gütige, nachſichtsvolle Verfahren des Kaiſers machte doch leider auf den Diogenes, für den ein Leben auch in dem glänzendſten Privatſtande keinen Werth hatte, und deſſen Ehrgeiz nur eine Krone befriedigen konnte, nicht den mindeſten Eindruck, und nur darin änderte er jetzt ſeinen Entſchluß, daß er zur Ausführung ſeines Vorhabens ſich nie mehr einer fremden, ſondern blos ſeiner eigenen Hand bedienen wollte.

7. Bald darauf unternahm Alexius einen Zug gegen eines der ſtets unruhigen Donauvölker, das, obgleich deſſen Fürſt ſich dem Kaiſer unterworfen und ihm zinspflichtig geworden war, dennoch einen Einfall in das römiſche Gebiet gewagt und einige Grenzdiſtrikte verheert hatte. Auch auf dieſem Feldzuge begleitete Diogenes den Kaiſer, und unaufhörlich über neue Mordanſchläge brütend, ſuchte er durch verſtellte Liebkoſungen und Betheurungen ſeiner treuen Anhänglichkeit den Monarchen ſo viel wie möglich in Sicher-

heit einzuwiegen. Als das Heer bei Daphnuca ein Lager bezog, ließ Diogenes unter dem Vorwande zärtlicher Vorsorge für das Wohl und die Ruhe des Kaisers, jedoch gegen alle Zucht und Ordnung sein Zelt ganz nahe an jenem des Kaisers aufschlagen. Manuel Philocalus, einer der Obersten der Leibwache, dem des Diogenes zur Schau gestellte außerordentliche Sorgfalt für seinen Herrn höchst verdächtig schien, und ihm überhaupt nichts Gutes zutraute, begab sich sogleich zu dem Kaiser, machte denselben auf dieses sonderbare Benehmen des Diogenes aufmerksam, und erbat sich die Erlaubniß, demselben im Namen des Kaisers bedeuten zu dürfen, daß er sein Zelt an dem für ihn geeigneten Platze sollte aufschlagen lassen. „Laßt es gut seyn," gab ihm Alexius zur Antwort, „wir wollen ihm keinen Vorwand zu neuem Mißvergnügen geben." — Philocalus bejammerte im Stillen des Kaisers unbegreifliche Gleichgültigkeit in einer doch so wichtigen, seine eigene Erhaltung betreffenden Sache. Wirklich war auch Alexius, dessen Wachsamkeit sich doch über Alles, das Große wie das Kleine, erstreckte, und dem nicht leicht etwas entging, in Ansehung dessen, was die Sicherheit seiner Person betraf, völlig unbekümmert, und selbst bis zur Vermessenheit unbesorgt. Trotz den häufigen Complotten und angesponnenen Verschwörungen hatte er dennoch oft gar keine Wache um sich; die Thüren seines Schlafgemachs standen gewöhnlich offen, und sogar wenn er im Lager schlief, stand nur gar zu oft am Eingang seines Zeltes keine Wache. Dieß war auch jetzt der Fall. Mitten in der Nacht schlich sich also Diogenes mit einem Dolche bewaffnet, jedoch mit der größten Vorsicht, nach dem kaiserlichen Zelt, denn er dachte, daß, wenn er völlig unbemerkt und von keinem Auge gesehen in dasselbe gelangen könnte, auch nach vollbrachtem Mord kein Verdacht auf ihn fallen würde. Aber wie sehr erschrack er

nicht, als er bei dem Eintritt in das Zelt an der Seite der Kaiſerin, die neben ihrem Gemahl ſchlief, eine wachende Kammerfrau erblickte*). Schnell zog er ſich wieder zurück, und da er nicht bemerkt hatte, ob jene Dienerin der Kaiſerin wirklich wache oder vielleicht ſchon halb eingeſchlafen geweſen ſey, ſo tröſtete er ſich mit dem Gedanken, wenigſtens jetzt nicht gekannt worden zu ſeyn. Dieß war jedoch eine grobe Täuſchung. Die Kammerfrau hatte ihn wohl erkannt, auch dem Kaiſer gleich bei deſſen Erwachen die nächtliche Erſcheinung berichtet. Alexius ſah nun wohl die Gefahr ein, die ihm von Seite des Diogenes drohete; demungeachtet ſtellte er ſich am folgenden Tage gegen denſelben, als ob er von nichts wiſſe, begegnete ihm auch eben ſo gütig und freundlich wie bisher. Dieſes beſtärkte zwar den Diogenes einiger Maßen in der frohen Meinung, jeder Entdeckung glücklich entgangen zu ſeyn, konnte ihn jedoch bei allem dem nicht vollkommen beruhigen. Nur zu ſehr quälte ihn der Gedanke, daß er dennoch könnte entdeckt worden ſeyn; beſonders da er den Kaiſer genau kannte und wohl wußte, wie ſehr derſelbe Herr ſeiner ſelbſt ſey, und daher deſſen Aeußeres nie verrathe, was in ſeinem Innern vorgehe. Unentſchloſſen, ob er in ſchleuniger Flucht ſeine Rettung ſuchen, oder dennoch bleiben und eine

*) Dieſes war etwas ganz Ungewöhnliches; daher auch Diogenes, der dieß nicht vermuthen konnte, ſo ſehr darüber erſchrack. Die Urſache davon war, weil die Umgebung von Daphnuca, wo das Lager ſtand, eine ſehr waſſerreiche Niederung war, und es dort eine ganz ungeheure Menge Fliegen gab, die des Nachts die Menſchen ungemein plagten. Um nun dieſer Plage ſich zu entziehen, und nicht jeden Augenblick aus dem Schlafe aufgeweckt zu werden, hatte die Kaiſerin Einer ihrer Kammerfrauen befohlen, die Nacht über an ihrem Bette zu wachen und die läſtigen Fliegen von ihr abzuwehren.

günstigere Gelegenheit, seine blutige That zu vollbringen, ruhig abwarten sollte, ließ er unter peinlicher Unruhe und ängstlicher Besorgnisse mehrere Tage vorübergehen.

8. Der Kaiser, dessen scharfem Blicke das innere Zerwürfniß des Diogenes und dessen ängstliche Verlegenheit nicht entgingen, und ohnehin nun auch müde war, gegen denselben immer so sehr auf seiner Hut seyn zu müssen, jedoch den Undankbaren zu retten wünschte, gab endlich seinem Bruder Adrianus*) den Auftrag, zu dem jungen Manne zu gehen, und durch die gelindesten und die sanftesten Vorstellungen ihn zu bewegen suchen, sein Verbrechen, von welchem der Kaiser nun schon überzeugende Beweise hätte, aufrichtig zu gestehen, und zugleich auch alle seine Mitverschwornen anzugeben; in welchem Falle er vollkommene Verzeihung erhalten, und alles Geschehene in ewiger Vergessenheit begraben bleiben sollte. Für den Adrianus, bei dem sich Diogenes längst schon einzuschmeicheln gewußt und dessen Freundschaft und Zutrauen gewonnen hatte, war dieser Auftrag sehr schmerzhaft; indessen übernahm er ihn dennoch und zwar vorzüglich aus Liebe zu Diogenes selbst. Aber umsonst gab sich Adrianus alle Mühe, denselben zu einem offenen Geständniß seiner Verirrungen zu bringen. Alle, selbst die zärtlichsten Bitten und Ermahnungen, die vernünftigsten und dringendsten Vorstellungen, selbst Versprechungen und Drohungen blieben fruchtlos; Diogenes blieb stumm, hartnäckig beharrend bei seiner Unschuld und bitter klagend über des Kaisers ungerechten und ungegründeten Verdacht. Aber nun

*) Alexius hatte drei Brüder, den Isaak, Adrianus und Nycephorus. Isaak war der älteste, hatte aber, wie der Leser sich erinnern wird, das Recht, das ihm seine Erstgeburt auf den Thron gab, dem Alexius abgetreten.

verlor Alexius die Geduld, und gab Einem seiner Getreuen, Namens Muzazes, den Befehl, den Diogenes ohne weiters in Verhaft zu nehmen. Muzazes, der mit der größten Treue an seinem Herrn hing, und dem das Betragen des Diogenes längst schon im höchsten Grade verdächtig war, eilte, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, ging aber dabei noch viel weiter, als ihm war befohlen worden; denn sobald Diogenes in das Gefängniß war gebracht worden, ließ Muzazes ihn auch sogleich peinlich befragen, und bald preßten nun die Schmerzen der Folter ihm ein vollständiges Bekenntniß aus, sowohl seiner bisherigen, obgleich mißlungenen mörderischen Versuche, als auch seines ganzen aufrührerischen Plans, und überdieß auch noch eine genaue Angabe aller seiner Mitschuldigen, aller Genossen seiner verbrecherischen Entwürfe und Plane. Dieses Bekenntniß ließ Muzazes sich schriftlich geben, und als es gleich darauf ruchbar ward, daß Diogenes das Stillschweigen gebrochen und alles bekannt habe, schickten auch jene, welche zwar nicht zur Zahl der Verschwornen gehörten, jedoch um die Verschwörung gewußt, aber ein sträfliches Stillschweigen darüber sich zu Schulden hatten kommen lassen, an den Muzazes schriftliche Anzeigen, in denen ein Jeder das, was er davon erfahren hatte, mit der größten Umständlichkeit angab. Alle diese Papiere und vorzüglich des Diogenes schriftliches Bekenntniß legte Muzazes dem Kaiser vor; und zu seinem größten Erstaunen und nicht minder großen Betrübniß sah nun der gütige Monarch unter den Verschwornen eine Menge der angesehensten Männer im Staate wie im Heere, selbst Männer, die in dem allgemeinen Rufe eines tugendhaften, tadellosen Wandels standen, die er daher vorzüglich geehrt und mit Wohlthaten überhäuft hatte. So z. B. fand er jetzt in der Reihe seiner geheimen, gegen ihn verschwornen Feinde den Cattacolon, einen der

braveſten Soldaten und ausgezeichneteſten Feldherrn ſeines Reiches, der ſchon in mehreren Schlachten unter dem Kaiſer das Heer befehligt hatte; ferner ſogar ſeinen eigenen Schwager, Michael Taronikus, Gemahl der älteſten Schweſter des Alexius*); endlich auch die Kaiſerin Maria und deren Sohn Conſtantinus Ducas**). — Die Schuldigen alle zu beſtrafen, und eine ſo große Anzahl tüchtiger Männer für immer dem Dienſte des Staates zu entziehen: dazu konnte ſich Alexius nicht entſchließen. Nur die Hauptſchuldigen, den durch nichts zu beſſernden Diogenes, dann den kühnen, jeder Unternehmung fähigen Catacolon, der mit an der Spitze der

*) Sie hieß Maria, und war nicht nur des Kaiſers älteſte, ſondern auch geliebteſte Schweſter. Blos aus Liebe zu ihr hatte er ihrem Gemahl den wahrhaft übertriebenen Titel Panhyperſebaſtus ertheilt.

**) Dieſe Maria war die Gemahlin der beiden letztern Kaiſer geweſen, nämlich des Michael Parapinazes und des Botaniates, und obgleich Beide noch lebten, nannte ſie ſich doch die Kaiſerin Wittwe. Sie war eine blendende Schönheit; und da Alexius, als er an die Regierung kam, nicht vergaß, und auch nicht vergeſſen wollte, daß Maria noch unlängſt Kaiſerin und ſeine gnädige Gebieterin war; ſo hatte er ſie ganz vorzüglich geehrt, und ihr ſprechende Beweiſe einer ganz beſondern Zuneigung gegeben; daher auch bald in ganz Conſtantinopel die Rede ging: Alexius werde ſich von ſeiner Gemahlin, der damals erſt fünfzehnjährigen Irene, ſcheiden laſſen und mit der Kaiſerin Maria ſich vermählen. Um dieſem grundloſen Geſchwätze ein Ende zu machen, mußte Maria den kaiſerlichen Palaſt verlaſſen, wofür ihr aber Alexius einen andern, nicht minder prachtvoll eingerichteten Palaſt zur Wohnung anweiſen ließ. Was ſie bisher von dem Kaiſer begehrt hatte, war ihr gewährt worden; nie hatte ſie eine Fehlbitte gethan, und demungeachtet, aller vom Kaiſer empfangenen Wohlthaten uneingedenk, jetzt an der ſchändlichen Verſchwörung Antheil genommen.

Verschwörung stand, und endlich den undankbaren Taronikus sollte des Kaisers strafende Gerechtigkeit treffen. Die beiden Ersteren wurden zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und nach Cäsaropolis abgeführt; Taronikus behielt seine Freiheit, ward aber in eine entfernte Provinz verbannt, und sämmtliches Vermögen des Einen wie des Andern eingezogen.

9. Da alle Mitverschwornen, deren Anzahl, wie wir wissen, nicht klein war, nun wußten, daß ihre Namen wie ihr Verbrechen dem Kaiser bekannt wären; so war es nicht rathsam, sie lange in banger Ungewißheit über ihr Schicksal zu lassen. Alexius durfte diesmal nicht, wie er schon oft gethan, Alles ignoriren; denn es war zu besorgen, daß sie durch Furcht und den Gedanken an die Gefahr, in der sie beständig schwebten, sich sehr leicht zu irgend einem verzweiflungsvollen Schritt könnten hinreissen lassen. Sobald also Alexius durch die Bekenntnisse des Diogenes den ganzen Umfang der Verschwörung durchschauet hatte, erließ er an alle hohe und niedere Officiere des Palastes und der Truppen, an alle Beamten des Hofes, und alle bei dem Heere anwesenden Senatoren und obrigkeitlichen Personen den Befehl, am folgenden Tage ohne Waffen in dem großen Thronsale des Palastes zu erscheinen; zugleich traf er jedoch auch solche Vorkehrungen, daß während der Nacht nicht leicht tumultuarische Auftritte, die allenfalls die von Furcht und Gewissensvorwürfen herumgetriebenen Gemüther hätten veranlassen können, zu befürchten waren. In der Stadt wie in dem Lager war Alles die Nacht über in Unruhe und den ängstlichsten Besorgnissen. Ueberall herrschte eine Unglück weissagende todtenähnliche Stille. Als am Morgen des folgenden Tages, dem Befehle des Kaisers gemäß Alle, welche berufen waren, in dem Palaste erschienen, fanden sie die Thüren des Thronsaales

verschlossen, und nun ward ihnen bedeutend, daß sie so lange in den Vorhallen warten müßten, bis der Kaiser gekommen seyn würde*). Bald darauf trat Alexius, von seiner Leibwache begleitet, durch eine Nebenthüre in den Saal. Seine treuen, baumstarken Waräger mit ihren mit Silber beschlagenen Streitärten stellten sich in einen Halbkreis vor den Thron. Hinter demselben und bis an das Ende des Saales standen verschiedene andere, theils mit Lanze, Schild und Schwert, theils blos mit Schwert und Bogen bewaffnete Abtheilungen der Leibwache. In Soldatenkleidung bestieg Alexius den Thron, den ein ungemein prachtvoller, mit Gold gestickter Thronhimmel umschattete, und an den beiden Seiten desselben standen die bei dem Heere anwesenden Großen des Reiches, die Anverwandten des Kaisers, und alle, deren Treue und Ergebung an ihren Herrn außer allem Zweifel war. — Jetzt öffneten sich die Thüren des Saales. Schon der scheue Blick der Schuldigen, ihre wankenden Tritte und ihre von Furcht gebleichten Gesichter verriethen deutlich ihr mit schwerer Schuld belastetes Gewissen; und als sie ihre Augen gegen den Thron erhoben und des Kaisers ernste und düstere Miene erblickten, und sich zwischen den zwei Reihen von Warängern eingeschlossen sahen, die mit ihren Streitärten nur auf einen Wink des Kaisers lauschten, um dessen strengste, selbst blutige Befehle sogleich zu vollstrecken; dann verloren sie völlig alle Fassung; und deutlich konnte man jetzt bemerken, wie jedem der Verschwornen dessen eigenes Gewissen schon das Todesurtheil gesprochen hatte. — Aber nun erhob der Kaiser seine Stimme: „Euch allen," sagte Alexius, „sind die Verbrechen des Diogenes und dessen mörderische An-

*) Mit sichtbarem Wohlgefallen verweilt Anna Comnena bei dieser, in der That auch höchst interessanten Scenerie, deren kleinstes Detail sie mit aller nur möglichen Genauigkeit auszumalen sich bestrebt.

ſchläge gegen mein Leben bekannt; und Euch alle nehme ich nun auch zu Zeugen meines Betragens gegen denſelben und deſſen ganze Familie. Ich will jetzt nicht unterſuchen, durch welche Mittel ſein Vater, Diogenes Romanus, den Kaiſerthron beſtiegen; aber wenigſtens habe ich an ſeinem Sturz und nachherigem Unglück nicht den mindeſten, auch nur entfernteſten Antheil gehabt. Im Gegentheil habe ich ſeine Kinder, den Diogenes und deſſen Bruder Leo mit Wohlthaten überhäuft, ſie gleich meinen eigenen Kindern geliebt und mit dieſen erziehen laſſen. Aber dieſe väterliche Zärtlichkeit erwiederte Diogenes mit dem ſchwärzeſten Undank. Unaufhörlich ſann er darauf, mich ermorden zu laſſen oder ſelbſt mit eigener Hand zu ermorden. Wie oft ſtand er nicht im Begriffe, ſein mörderiſches Vorhaben auszuführen; und dennoch habe ich ihm ſtets verziehen, ja ſogar, um ſeiner Ehre zu ſchonen, ſein Verbrechen nicht bekannt werden laſſen. Aber alle dieſe Nachſicht, Milde und Güte konnten ihm keine edleren Geſinnungen einflößen, auch nicht das mindeſte Gefühl von Dankbarkeit und Reue in ſeiner Bruſt erzeugen. Im Gegentheil, ſtets über neuem Verrath brütend, machte er endlich ſogar auch Euch zu Gehülfen und Genoſſen ſeiner Verbrechen, und ſuchte durch verruchten Mord würdig zu werden, Euer Kaiſer zu ſeyn.“ — Bei dieſen Worten ſchrie die ganze zahlreiche Verſammlung: „Es lebe Alexius! Gott erhalte ihn; wir wollen keinen andern Herrn, als den Kaiſer Alexius!“ Der Kaiſer gebot Stillſchweigen. „Unterbrechet,“ ſagte er, „mich nicht in meiner Rede, ſondern höret in Stille und mit Aufmerkſamkeit das Urtheil, das ich jetzt fällen werde. Die Haupturheber des gottloſen Complottes habe ich, wie ſie es verdienten, beſtraft; jedoch auf eine Weiſe, daß ſie nach ihrem eigenen Geſtändniß die ihnen zuerkannte Strafe noch als eine Gnade erkennen müſſen. Ihr größtes Verbrechen beſteht in meinen Augen darin, daß ſie

auch Euch strafbar gemacht haben. Da ich jedoch eure, früher dem Staate geleisteten Dienste nicht vergessen habe, so will ich jetzt, ohne auf die Forderungen einer strengen Gerechtigkeit zu hören, blos dem Zuge meines Herzens folgen. Euch Allen, ohne Ausnahme, sey demnach euer Verbrechen vergeben. Ich verzeihe Allen von Herzen. Keiner soll je auch nur die mindeste Wirkung einer Ungnade von mir fühlen; und von heute an sey Alles in ewiger Vergessenheit begraben. Aber um so mehr hoffe ich auch, und zwar mit fester Zuversicht, daß jeder sich bestreben werde, seinen begangenen Fehler durch erneueten Diensteifer wieder gut zu machen, und mir, euerm Kaiser und Herrn, jenen Gehorsam und jene stets bereitwillige Folgsamkeit zu erweisen, die jeder tugendhafte, treue Unterthan seinem Monarchen schuldig ist." — Jetzt erhob sich ein lautes, oft wiederholtes allgemeines Freudengeschrei. Man überhäufte den Kaiser mit Segenswünschen. Man konnte nicht Worte und Ausdrücke finden, seine Großmuth und sein mildes Herz würdig zu preisen. Einige, von dem Strome ihrer Empfindungen hingerissen, warfen sich dem Kaiser zu Füßen, wurden ihre eigenen Ankläger, bekannten unter einem Strom von Thränen ihre Schuld, und betheuerten in dem Drange ihres vollen Herzens, daß sie jetzt nichts sehnlicher wünschten, als ihr Blut für einen so großmüthigen Monarchen vergießen und ihr Leben Demjenigen aufopfern zu dürfen, von dem sie und ihre Familien jetzt neues Leben und neue Freudigkeit zum Leben erhalten hätten. Alles war jetzt voll Freude; die Rührung war allgemein; in jedem Auge glänzte eine Thräne; einer umarmte den andern, und bald erscholl auch in allen Theilen der Stadt das Lob der beispiellosen Großmuth und Güte des Kaisers; und derselbe Tag, dessen Morgenröthe so blutig und grauenvoll aufzugehen schien, ward nun ein Tag des allgemeinen Jubels, und für einen Monarchen mit dem Herzen des

Alexius einer der schönsten und glänzendsten seiner Regierung.

10. Indessen waren doch mehrere, und zwar der edelsten Männer aus den nächsten Umgebungen des Kaisers, mit dessen allzugroßer Geneigtheit zu verzeihen, nichts weniger als zufrieden. Sie hatten gewünscht, daß doch wenigstens der ehrgeizige, nie ruhende Diogenes und der kühne Cantacalon für ihr ganzes Leben hindurch möchten unschädlich gemacht werden. Sie sahen voraus, daß auch diesen der Kaiser bald wieder ihre Freiheit geben und in diesem Falle auch sein Leben, wie in früheren Tagen, auf das neue wieder gefährdet seyn würde. Sie beredeten sich also mit einander und schickten dem Befehlshaber von Cäsaropolis im Namen des Kaisers den Befehl, dem Diogenes und Cantacolon die Augen ausstechen zu lassen. Erst als dieses geschehen war, setzten sie den Kaiser davon in Kenntniß. Dieser war zwar im höchsten Grade unzufrieden darüber; da aber blos ängstliche Treue und Ergebenheit an den Monarchen die einzige Quelle dieser allerdings strafbaren Anmaßung war, so blieb dieses Vergehen, außer einer scharfen Zurechtweisung, auch ungeahndet.*) Sobald aber Alexius nach seinem schnell beendigten Feldzug an der Donau wieder nach Constantinopel zurückkam, ließ er auch den Diogenes dahin kommen, tröstete ihn über sein Unglück, nahm aufrichtigen Antheil daranund gab ihm auch den größten Theil seiner Güter

*) Man hat daraus schließen wollen, daß es dennoch auf geheimen Befehl des Kaisers geschehen sey. Aber diese Schlußfolge ist sehr unrichtig; und es läßt sich doch leicht denken, daß Alexius, der sogar denjenigen, die ihn ermorden wollten, verzieh, nun keine große Lust haben konnte, diejenigen strenge zu bestrafen, die blos aus Ergebenheit und Treue gegen ihn gesündigt hatten.

wieder zurück. Doch alle Liebe, welche der Kaiser ihm erwies, war unvermögend, den Unglücklichen zu trösten. Mit jedem Tage sank er in tiefere Schwermuth. In den Armen der Wissenschaften hoffte er endlich Trost, Erholung und Beruhigung zu finden. Er ließ sich die Schriften der Alten vorlesen, unterredete sich mit Gelehrten über wissenschaftliche Gegenstände, ergab sich vorzüglich dem Studium der Geometrie mittels erhabener Figuren, die ein geschickter Mathematiker für ihn mit der größten Genauigkeit verfertigte, machte darin auch große Fortschritte, und Anna Comnena, deren Lieblingswissenschaft ebenfalls Mathematik war, erzählt, daß er öfters in ihrer Gegenwart die schwersten Probleme mit der größten Leichtigkeit aufgelöst habe. Aber bei allem dem fand er dennoch in den Wissenschaften nicht das, was er in ihnen zu finden gehofft hatte. Seinen glühenden Durst nach Herrschaft vermochten sie nicht zu löschen. Eben so blind an der Seele, als er es am Körper war, überließ er sich auf das Neue wieder verrätherischen Umtrieben; und obgleich das römische Reich noch nie einen blinden Kaiser gesehen hatte, hoffte er demungeachtet, der Welt einst doch noch, nach Ermordung des Alexius, dieses bisher noch nie gesehene Schauspiel zu geben, und das Unbegreiflichste, Erstaunenswertheste dabei ist, daß er wirklich in seinem elenden Zustande noch Leute fand, die sich von ihm bethören ließen, seine Anhänger wurden und in das von ihm geschmiedete Complott sich einließen, bis er endlich eines Tages in der Wahl seiner Vertrauten sich irrte und seine eben so sinnlosen als strafbaren Entwürfe einem Verständigern mittheilte, der geraden Weges zu dem Kaiser ging und diesem davon Nachricht gab. Alexius äußerte darüber nicht den mindesten Unwillen; zeigte aber desto größeres Bedauern mit dem unseligen, weil unheilbaren Seelenzustande des Unglücklichen, der, obgleich beider Augen beraubt und zu lebenslänglicher Fin-

sterniß verdammt, doch noch immer von leidenschaftlicher Herrschsucht geplagt ward. Der Kaiser hielt es nicht der Mühe werth, eine abermalige Untersuchung anzuordnen und betrachtete Alles blos als Folge einer geistigen Verrückung, die eher Mitleiden als Strafe verdiene. — Immer mehr und mehr von der Welt verlassen und endlich von ihr ganz vergessen, lebte Diogenes noch mehrere Jahre; aber höchst wahrscheinlich wird der Wurm, der an seinem Herzen unaufhörlich nagte, ihn kein sehr hohes Alter haben erreichen lassen. — Daß aber alle gegen Alexius gerichteten Complotte stets scheiterten, alle Verschwörungen, und zwar oft auf eine ganz besondere, unerwartete Weise, zu rechter Zeit noch entdeckt wurden, und Alexius allen, von Bosheit, Neid und Schwungsucht ihm gelegten Schlingen überall und zu jeder Zeit, nicht selten auf die wunderbarste Weise entging; dieß zeugt offenbar von einer höhern, über seine Tage wachenden, ihn schützenden Hand; und wahrscheinlich war es auch der lebendige Glauben an die, vorzüglich über den Häuptern ihrer Gesalbten wachenden Vorsehung, auf der dieses Kaisers ganz unbegreifliche Sorglosigkeit wegen seiner eigenen Erhaltung beruhete, so wie auch jene nirgends, in keiner Zeit und in keinem Lande, und am wenigsten in dem oströmischen Reiche, je erhörte Nachsicht und Gelindigkeit, mit der er alle seine geheimen Feinde, alle Complottmacher und Verschwörer bestrafte, oder sogar ihnen bisweilen völlig verzieh.

11. Was die, diesem Kaiser nachher von den Kreuzfahrern und kreuzfahrenden Fürsten gemachten Vorwürfe betrifft, so sind dieselben offenbar im höchsten Grade eben so ungerecht als ungegründet. Im Gegentheil, wenn ein Theil gegen den andern Beschwerde zu führen hatte, so war es gewiß Kaiser Alexius selbst, welcher über die abendländischen Fürsten zu klagen hatte, die

auch durch die heiligsten, mit dem griechischen Kaiser eingegangenen Verträge sich nicht gebunden glaubten, Gewaltschritte sich erlaubten, und endlich gar gegen den klaren Buchstaben der von ihnen beschwornen Verträge sich in den Besitz von Städten setzten, die ehemals dem griechischen Reiche gehörten, und nun vertragsmäßig demselben wieder hätten zurückgegeben werden sollen. Von allen kreuzfahrenden Fürsten blieb blos der edle Graf Raimund von Toulouse, obgleich er nicht, gleich den andern, dem Kaiser den Lehnseid geschworen, sondern blos versprochen hatte, nichts gegen das Interesse und die Rechte des Kaisers zu unternehmen, seinem gemachten Versprechen treu, ward daher auch von Alexius und den Griechen überhaupt stets sehr geehrt und gepriesen, und erhielt bei seinen Unternehmungen im Orient von dem Hofe von Constantinopel oft sehr bedeutende Unterstützungen sowohl an Geld als auch an Schiffen. Ueberhaupt ward von den ersten Kreuzfahrern unter der Regierung Gottfrieds von Bouillon nie, selbst nicht einmal von Boemund, die mindeste Klage gegen den griechischen Kaiser erhoben. Im Gegentheil waren ihre nach Europa gesandten Briefe, besonders die des oben erwähnten Grafen Raimund, wie auch des Grafen Balduin und noch vieler andern Ritter voll Lobeserhebungen der Großmuth des Kaisers Alexius und dessen ungemeiner Freigebigkeit gegen die Kreuzfahrer.

12. Das unvernünftige, grund- und bodenlose Geschrei gegen den Kaiser entstand erst dann, als gleich nach der Eroberung von Jerusalem, von Begierde nach Beute, Reichthümern und Länderherrschaft getrieben, neue zahllose Schwärme von Kreuzfahrern, unter der Anführung des Erzbischofs Anselm von Mailand, Wilhelms von Poitou, des Grafen von Nevers und des bayerischen Herzogs Welf nach dem Orient gezogen waren. Diese, von dem Erzbischofe von Mailand be-

thört, hatten, wie dem Leser schon bekannt ist, den sinnlosen Plan, nicht auf direktem Wege nach Jerusalem zu ziehen, sondern durch die obern Provinzen Kleinasiens in das Herz von Persien, und von da bis nach Bagdad vorzudringen, dort das Kaliphat zu stürzen und den Islam in ganz Mittel- und Westasien zu vertilgen. — Schon auf ihrem Marsch durch Ungarn und Bulgarien nach Constantinopel verübten die lombardischen Haufen, unter dem Erzbischof von Mailand und dem Grafen von Blandraz, die unerhörtesten Greuelthaten. Obgleich man ihnen in den Ländern des griechischen Reiches freien Markt und sehr billige Preise zugestanden hatte, plünderten sie doch überall, wohin sie kamen, und ärgerten auch dadurch noch ganz besonders die Griechen, daß sie, da jetzt die heilige Fastenzeit eingetreten war, demungeachtet überall Ochsen, Kühe, Schafe ꝛc. raubten und mit viehischer Gier und Unmäßigkeit nichts als Fleisch verzehrten. Als diese Pilger erfuhren, daß die Einwohner, vertrauend auf die Unverletzbarkeit Gott geweiheter Tempel, ihre Kostbarkeiten, um sie der Raubsucht der neuen Ankömmlinge zu entziehen, in den Kirchen verborgen hatten, erbrachen sie sogar auch diese, raubten oder zerstörten, was sie darin fanden, entweiheten die Altäre und schonten eben so wenig des Heiligen wie des Gemeinen. Wollten die Einwohner ihr Eigenthum vertheidigen, so verübten sie gegen dieselben die unerhörtesten Grausamkeiten; einer Frau z. B., die ihnen nicht entdecken wollte, wo sie ihre besten Habseligkeiten verborgen hatte, schnitten sie die beiden Brüste ab. — Ungeachtet dieses schrecklichen Unfuges fanden sie doch, als sie nach Constantinopel kamen, freundliche Aufnahme. Alexius gab sich nun alle mögliche Mühe, den Anführern begreiflich zu machen, daß ihr Plan, nach Bagdad zu ziehen, unausführbar sey, und daß sie auf ihrem Marsch durch die Klippen und über die Felsen von Paphlagonien und Cappadocien, durch wilde und

unfruchtbare Gegenden sich den größten Gefahren und Entbehrungen aussetzen, und in den Ländern, die jetzt schon den Türken gehörten, von dem Feinde alles verheert und verwüstet finden, und dann den schrecklichsten Mangel an allen Arten von Subsistenzmitteln würden leiden müssen. Er erbarmte sich des Elends, dem sie entgegen gingen, sie ermahnend und bittend, auf dem Wege der ersten Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon, längs der syrischen Küste nach Jerusalem zu ziehen, und dann, in Vereinigung mit den dortigen Christen, den Kampf gegen die Ungläubigen zu beginnen. Graf Raimund, wie auch Stephan von Blois sahen dieses wohl ein, pflichteten dem Kaiser vollkommen bei, suchten auch den Erzbischof von Mailand zu bewegen, von seinem tollen Vorhaben, durch Chorasan nach Bagdad zu ziehen, abzulassen. Aber der Erzbischof und die italiänischen Herren beharrten hartnäckig auf ihrer Meinung, und aus Furcht vor böser Nachrede und daß man sie der Feigheit beschuldigen möchte, entschlossen sich nun auch die fränkischen Herren, dem italienischen Heere zu folgen. Indessen baten sie doch den Kaiser um Führer und Wegweiser, und Alexius gab ihnen Tzitas, welcher auch die ersten Wallbrüder bis nach Antiochien begleitet hatte, nebst noch fünfhundert Turcopulen zu Führern.

13. In den ersten paar Wochen ging Alles gut; aber um so mehr überließen sich die Kreuzfahrer den gröbsten Lastern und unerhörtesten Ausschweifungen. Raub, Mord und Unzucht, schändliche Gewaltthätigkeiten gegen Frauen und Jungfrauen bezeichneten den ganzen Weg, den sie einherzogen. Als sie sich einer, jenseits des Flusses Haly gelegenen, zu dem griechischen Reiche gehörenden Stadt näherten, kam ihnen der gesammte Clerus nebst mehreren der angesehensten Einwohner mit Kreuz, Fahnen und dem Evangelienbuch ent-

gegen, um sie als christliche Brüder zu bewillkommen und zu begrüßen. Aber anstatt diesen freundlichen Gruß gehörig zu erwiedern, fielen die wilden Haufen die ganze Processiön mit Lanzen und Schwertern an, ermordeten die Geistlichen und deren Begleiter, drangen hierauf wüthend in die Stadt, plünderten und zerstörten dieselbe und erschlugen alle Einwohner, die ihnen in die Hände fielen. Natürlicherweise erregte diese Greuelthat im höchsten Grade den Unwillen nicht nur des Tzitas und seiner Griechen, sondern selbst auch des Grafen von Raimund; und als diese das schändliche Betragen der Wallbrüder laut tadelten, auch sehr ernste Vorstellungen ihnen darüber machten; so erwachte bei diesen jetzt schon der Verdacht: die Griechen seyen den Kreuzfahrern nicht hold, im Gegentheil sogar deren geheime Feinde. — Aber bald ging jetzt Alles, was Alexius, sie warnend, ihnen vorhergesagt hatte, in Erfüllung; der Kampf nämlich mit den den Türken begann, und zwar in lauter von denselben verwüsteten Gegenden, wo sie weder Menschen noch Vieh, noch irgend was zur Nahrung dienen konnte, antrafen, wo alle Brunnen verschüttet waren, und wenn sie an einen Fluß kamen, das jenseitige Ufer von zahllosen Feinden besetzt fanden, die durch einen Hagel von Pfeilen keinem Wallbruder, der sich, um Wasser zu schöpfen, dem Flusse nähern wollte, den Zugang gestatteten, wo endlich Mangel und Noth in dem Lager der Christen so hoch stiegen, daß man die Haut eines todten Esels oder Pferdes mit schwerem Gelde bezahlte und größtentheils blos von Baumrinden leben mußte, daher sehr bald eben so viele durch Hunger und schlechte Nahrung, als auch unter dem Säbel der Türken ihren Tod fanden, und da nun die Wegweiser, die der Kaiser ihnen gegeben, weder Wüsteneien in lachende Gärten, noch Einöden in blühende Kornfelder verwandeln, auch nicht aus Felsen, wie einst Moses durch einen Schlag mit seinem Stabe gethan, eine reich fließende Quelle konn-

ten hervorspringen lassen; so erhob sich jetzt ein furchtbares Geschrei gegen die Griechen und deren Kaiser. Laut beschuldigte man sie der Verrätherei und daß sie von den Feinden des christlichen Glaubens Geld und Geschenke erhalten hätten, um das Heer der Pilger durch Wüsten und Einöden, völlig ausgehungert und entkräftet, dem Säbel der Türken entgegen zu führen*). Als endlich nach dem Untergange aller drei Heere in Paphlagonien und in Cappadocien die Wenigen, welche dem Tode und Verderben entgangen und in ihr Vaterland zurückgekommen waren, jedoch die Schuld ihres Unglückes nicht ihrer eigenen Verkehrtheit zuschrieben, sondern auf andere zu wälzen suchten, wiederholten sie ebenfalls alle diese, obgleich noch so grundlosen Beschuldigungen gegen die Griechen; da nun auch nach der Christen großen Niederlage in Cappadocien viele Kreuzritter elend und von allem entblößt nach Antiochien kamen und dort, um ihre Niederlage und ihre Schmach zu beschönigen, gegen den griechischen Kaiser dieselben ungerechten Anklagen erhoben, so wurden diese von Boemund um so gieriger verschlungen, da er die Eroberung des römischen Reiches schon im Kopfe und einen Krieg auf Leben und Tod gegen den Kaiser Alexius beschlossen hatte. Die Leser werden sich erinnern, welche Mühe Boemund, als er nach Europa zurückgekehrt war, sich gab, alle Völker und deren Fürsten gegen den griechischen Kaiser zu erbittern, wie

*) Albertus von Aix, der sich damals in Palästina befand, und demnach alles genau erkunden konnte, erklärt alle diese Beschuldigungen, als völlig grundlos, für boshafte Verläumdungen, die durch eine Menge der ehrenvollsten Zeugen könnten widerlegt werden. Im Gegentheil, setzt Albertus hinzu, hätte der Kaiser den Kreuzfahrern stets sehr weisen und wohlmeinenden Rath ertheilt, der aber leider nie von ihnen wäre befolgt worden.

er Beſchuldigungen auf Beſchuldigungen, Verläumdungen auf Verläumdungen häufte, und den griechiſchen Kaiſer als den geheimen Bundesgenoſſen der Ungläubigen, als den ärgſten und gefährlichſten Feind der Chriſtenheit darzuſtellen ſuchte. Aber eben ſo wenig werden unſere Leſer auch vergeſſen haben, daß, als Boemunds Rachekrieg gegen den Kaiſer ein ſo trauriges, von ihm nicht erwartetes Ende nahm, ſeine eigenen Ritter ihm unumwunden in das Geſicht ſagten: ſein Krieg gegen den Kaiſer ſey ein ungerechter, blos aus Ehrgeiz und Eroberungsſucht angefangener Krieg geweſen; der Kaiſer habe ihm nicht den mindeſten Anlaß dazu gegeben; kurz, daß Boemunds eigene Ritter den Kaiſer rechtfertigten, mehrere ſogar, und zwar von den edelſten und unbeſcholtendſten, in die Dienſte des griechiſchen Monarchen traten. Dadurch verloren nun freilich alle jene, gegen Alexius in dem Abendlande ausgeſtreuten boshaften Gerüchte vieles von ihrem Gewicht; aber dennoch blieben gegen denſelben, beſonders bei der zunehmenden Abneigung der Abendländer gegen die Griechen, die, weil ſie von der allgemeinen Kirche ſich getrennt hatten, von jenen als Schismatiker und halbe Ketzer betrachtet wurden, manche gehäßige Vorurtheile zurück, die nun, wie es zu erwarten war, auch bald von den damaligen Geſchicht- und Chronikſchreibern in ihren Jahrbüchern als unleugbare gar nicht mehr zu bezweifelnde Thatſachen der Nachwelt aufgedrungen wurden*).

*) Auch Herr Profeſſor Schloſſer ſagt, daß dieſes Heer, zu Folge ſeines tollen, verkehrten und laſterhaften Benehmens, nothwendig hätte zu Grunde gehen müſſen, ohne daß es dabei der Mitwirkung des griechiſchen Kaiſers auch nur von weitem bedurft hätte (Geſch. d. Mittelalters 3. Band.). — Wirklich iſt auch nichts begreiflicher und zugleich nothwendiger, als daß ein Heer von Pilgern, wovon die wenigſten bei ihrem

14. Es übersteigt alle Vorstellung, welche ungeheure Summen Alexius theils an Gaben und Almosen an die armen Pilger, theils auch und zwar vorzüglich an kostbaren Geschenken für die Fürsten verwendet hat*). Eben so bewundernswerth ist auch die Geduld, die er dem Ungestümm der Kreuzritter entgegensetzte, und das bemitleidende Stillschweigen, mit dem er bisweilen in ganz ruhiger Fassung die größten Grobheiten und Rohheiten, ohne sie zu ahnden, dahin gehen ließ. Um ja den abendländischen Rittern keinen Anlaß zu Beschwerden zu geben, fügte sich Alexius, wie dessen Tochter, die Prinzessin Anna Comnena er-

---

Zuge einen frommen Zweck hatten, größtentheils in niedrigen Rücksichten zeitlichen Gewinnes versunken waren, daher auch weder jenen lebendigen Glauben und unerschütterliche Zuversicht zu Gott hatten, noch auch Etwas von jener heiligen Begeisterung fühlten, wodurch die ersten Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon so viele, alle Vorstellungen übersteigende Heldenthaten verrichtet hatten, die überdieß in den gröbsten Lastern sich wälzten, den zügellosesten Ausschweifungen sich überließen, ihren Führern nie gehorchten, die ebenfalls unter sich selbst niemals einig waren, und am Ende gar noch einen wahnsinnigen, selbst einem, des Krieges völlig unkundigen Mönch nicht zu verzeihenden Plan verfolgten; kurz, daß ein solches Heer, ohne alle andere feindliche Einwirkung, sich selbst in kurzer Zeit seinen völligen Untergang bereiten mußte.

*) Auch selbst mehrere lateinische Geschicht- und Chronikschreiber machen den kreuzfahrenden Fürsten und Edeln, deren beinahe nicht zu befriedigenden Heißhunger nach Geld und Geschenken, die sie bald durch Schmeichelei von dem Kaiser zu erbetteln, bald durch Rohheiten zu ertrotzen suchten, zum gerechten Vorwurf. Natürlich mußte dieß auch ihre vorgeblichen frommen und heiligen Zwecke dem Kaiser ziemlich verdächtig machen und dessen Achtung gegen sie nicht wenig herabstimmen.

zählt, allen Launen und selbst den unbescheidensten Forderungen derselben. Kein Kreuzritter, der mit ihm zu sprechen verlangte, durfte abgewiesen werden. Geduldig hörte er die langen Reden an, mit welchen die Geschwätzigkeit Mancher ihn ermüdete, und sogar oft mit der größten körperlichen Anstrengung, indem er damals schon Anfälle jener schmerzhaften Gicht fühlte, die auch, obgleich erst viele Jahre nachher, seinen Tod herbeiführte. Ohne Aeußerung irgend einer Unzufriedenheit ertrug der Kaiser nicht selten die unanständigen, übermüthigen Worte, die mancher rohe Franke sich gegen ihn erlaubte, und verwies seinen Umgebungen sehr ernst, wenn diese, in gerechtem Unwillen über ein so rohes Betragen, die Ungestümmen an die Majestät des Thrones erinnerten, und sie auffoderten, in einer, ihnen mehr geziemenden, ehrerbietigen Haltung vor demselben zu erscheinen. — Nie ward die Geduld und Langmuth dieses Kaisers auf eine härtere Probe gestellt, als zu der Zeit, da gleich nach der Eroberung Jerusalems jene zahllosen Schaaren neuer Kreuzfahrer, von denen hier oben die Rede gewesen, nach Constantinopel kamen. In der Zwischenzeit, bis diese sämmtlich nach Asien hinüber gebracht werden konnten, saß Alexius oft schon beim Aufgange der Sonne auf seinem Throne, um die Wünsche und Forderungen der neu angekommenen Kreuzritter zu vernehmen und selbst nach Untergange der Sonne hatte er dann gewöhnlich seinen Thron noch nicht verlassen. Oft ward ihm nicht einmal die Zeit gegönnt, mit Speise und Trank sich zu laben; ja sogar in manchen Nächten ward ihm wenig oder gar keine Ruhe zu Theil, und nur auf dem Throne, den Kopf mit den Händen stützend, genoß er dann bisweilen eines kurzen, wenig erquickenden Schlafes, den jedoch bald wieder die Ankunft neuer ungestümmer Ritter unterbrach, die in langer verwirrter Rede allerlei Beschwerden und Forderungen

vorbrachten, wobei es öfters geschah, daß diese mit ihrem Anliegen noch nicht zu Ende waren, als schon wieder neue hereintraten, die Erstern in ihren Reden unterbrachen und mit demselben Ungestümm auch ihre Begehren vortrugen; so daß der langmüthige Kaiser oft gar nicht wußte, wie er mit guter Manier dem verwirrt durch einander laufenden Gerede und Geschrei ein Ende machen sollte, das nicht selten noch um so geräuschvoller ward, als manche Grafen und Herren, nicht in anständiger Begleitung, sondern mit einer ganzen Schaar ihrer Leute ankamen, die den ganzen kaiserlichen Saal bis zum Erdrücken anfüllten. Wenn, sagt Anna Comnena, die ganze Umgebung des Kaisers und alle Diener des Palastes durch die Anstrengungen des Tages und das lange Wachen bis tief in die Nacht hinein, völlig erschöpft, sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten, und theils auf Stühle, theils auf den Boden niedersanken, so bot Alexius seine letzten Kräfte auf, um das langweilende, ermüdende Geschwätz der redseligen fränkischen Kreuzritter noch anzuhören. Kurz der Kaiser that alles, und oft vielleicht noch mehr, als seine Würde ihm hätte erlauben sollen, um jeden Schein einer unfreundlichen Gesinnung gegen die Pilger von sich ferne zu halten. Da man nach jener großen und schmähligen Niederlage in Paphlagonien, um der Schande eigener Thorheit, Zügellosigkeit und schändlichen Betragens zu entgehen, den Kaiser Alexius in dem Abendlande durchaus eines, an dem Heere der Pilger begangenen Verrathes schuldig wissen wollte; so wurden selbst seine edelsten und uneigennützigsten Handlungen, sogar seine den Kreuzrittern erzeugten Wohlthaten gehäßig und bösartig gedeutet. Als z. B. Alexius erfuhr, daß bei drei hundert in die Gefangenschaft des Kaliphen von Aegypten gerathene Franken, größtentheils Edelleute, in den Gefängnissen von Cairo schmachteten, dort sehr hart be-

handelt würden, zu ihrer Nahrung nur Brod und Wasser, und dieses nicht einmal hinreichend erhielten, erbarmte er sich derselben, und schickte an den Kaliphen einen seiner Kämmerlinge, Namens Nicetas, dem er bedeutende Summen zum Lösegeld für die Gefangenen mitgab. Aber der Kaliph, der, weil ein Alite, in dem türkischen Sultan einen Banalfeind erblickte, daher mit dem oströmischen Kaiser in freundlichem Benehmen zu stehen wünschte, freuete sich, demselben etwas Angenehmes erzeigen zu können, übergab demnach dem Nicetas sogleich die Gefangenen, ohne jedoch das Lösegeld anzunehmen, mit dem Bemerken, daß sie jetzt nicht mehr seine, sondern des Kaisers Gefangenen wären. Alexius schenkte ihnen nicht nur die Freiheit, sondern überhäufte sie auch mit Wohlthaten, und ließ ihnen die Wahl, entweder an seinem Hofe zu bleiben, oder in ihr Vaterland zurückzukehren. „Ihr sollt," sagte er zu ihnen, „wenn Ihr bleiben wollt, meine Gesellschafter seyn, und meine Freunde, wenn Ihr zurückkehren wollt." — Durchdrungen von so vieler Großmuth, erklärten sie sämmtlich, daß sie in seine Dienste treten wollten. Als aber nachher Alexius erfuhr, daß man die Art, wie diese Ritter aus der Gefangenschaft des Kaliphen wären befreit worden, als einen Beweis seines geheimen Einverständnisses mit den Ungläubigen betrachtete, und daher die gegen ihn verbreiteten gehäßigen Gerüchte nur noch mehr Glauben fanden, ersuchte er sie selbst, in ihr Vaterland zurückzukehren, um dort von seinem stets freundlichen und wohlwollenden Betragen gegen die Kreuzfahrer Zeugniß abzulegen. Sie kehrten nun wirklich zurück und verbreiteten in ganz Frankreich das Lob von der Großmuth und Güte des griechischen Kaisers. Aber ihre Stimmen blieben unbeachtet, denn die Vorurtheile gegen den Kaiser hatten schon überall zu tiefe Wurzeln gefaßt*). Indessen ließ

*) Sie kamen gerade zu derselben Zeit nach Frankreich,

Alexius doch nicht ab, die Befreiung abendländischer Ritter, die den Ungläubigen in die Hände gefallen waren, sich äußerst angelegen seyn zu lassen. Als er hörte, daß der, wegen seiner Tapferkeit und seines edeln ritterlichen Sinnes allgemein geachtete und berühmte Harpin de Bourges in einer Schlacht gefangen und nach Bagdad geführt worden sey, ließ er dem Sultan sagen, daß, wenn er diesen Ritter nicht augenblicklich frei gäbe, er alle in seinem Reiche befindliche türkische Kaufleute würde greifen und in Gefängnisse werfen lassen. Diese Drohung that ihre Wirkung und verschaffte dem Harpin unverzüglich wieder seine Freiheit. Alexius behielt ihn einige Tage an seinem Hofe, und schickte ihn dann reich beschenkt wieder nach Frankreich *). Auch Kaiser Heinrich IV., als er hörte, daß sein Stallmeister, der Graf Conrad, ein Gefangener zu Cairo sey, wendete sich an den Kaiser Alexius, ihn ersuchend, sich für die Freilassung des Grafen zu verwenden. Mit der größten Bereitwilligkeit unterzog sich der Kaiser diesem Geschäft, und wenige Wochen darauf war auch Conrad schon wieder frei. Es würde viel zu weitläufig seyn, wenn man alle die vielen Beweise von Wohlwollen, die der

---

als auch Boemund da war, und in allen Städten das Kreuz gegen den griechischen Kaiser predigte. Natürlicher Weise fand der überall bewunderte, hochgefeierte Held des Orients ungleich mehr Glauben, als ganz gewöhnliche fränkische Ritter; besonders da nach Boemunds Versicherung ein Krieg gegen die Griechen ein ganz gefahrloses, aber Fürsten, Edele und Gemeine ungemein bereicherndes Unternehmen wäre.

*) Harpin de Bourges war nicht nur ein tapferer und kühner, sondern auch sehr frommer Ritter. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich vertauschte er seinen Waffenrock gegen das demüthige Gewand eines Mönchs, ging in ein Kloster, und führte dort bis zu seinem Ende ein sehr erbauliches, wahrhaft gottseliges Leben.

Kaiser zu allen Zeiten den Kreuzfahrern gab, hier anführen wollte*). Aber auf der andern Seite ist es auch nicht in Abrede zu stellen, daß das oströmische Reich, obgleich Alexius nicht, wie ihm vertragmäßig war zugesichert worden, die ehemals dazu gehörigen Städte wieder zurückerhielt, dennoch von den Kreuzzügen sehr großen und dauernden Gewinn hatte. Die Macht der Türken ward dadurch gebrochen; gegen ihre Anfälle das Reich lange Zeit geschützt, und die Eroberungen, welche des Kaisers Alexius beide Nachfolger über die Türken machten, ungemein erleichtet.

15. Nach dem, von Alexius so ruhmvoll beendigten Krieg mit dem furchtbaren Boemund, bietet die Regierungsgeschichte dieses Kaisers nichts besonders Merkwürdiges mehr dar. Complotte und Verschwörungen beunruhigten ihn nun nicht mehr, und die Fehden, welche er mit den Türken auszukämpfen hatte,

*) Es ist doch sehr auffallend, daß die Ankläger dieses großen Kaisers, und selbst noch heute zu Tage, nie ein bestimmtes Faktum, eine erwiesene, gegen ihn zeugende Thatsache vorzubringen wissen, daher stets blos in ganz allgemein gehaltenen Ausdrücken ihn bald der Verrätherei, bald der Verstellung beschuldigen, und alle seine, in der gefahrvollen Lage, in welcher er sich befand, von ihm ergriffene, und von weiser Vorsicht gebotene Maßregeln mit dem Namen des Betruges zu brandmarken suchen; daß sie ferner von den vielen, den Kreuzfahrern von Alexius erzeigten Wohlthaten und den großen Opfern, die er ihrem Unternehmen brachte, nur äußerst weniges erwähnen, dafür aber alle die unzähligen Unbilden, die die Kreuzführer ihm und seinem Reiche zufügten, und deren öftern Treubruch beinahe ganz mit Stillschweigen übergehen. — Von den neuern Geschichtschreibern ist Gibbon der einzige, der dem Kaiser Alexius volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und kein Bedenken trägt, ihn den größten oströmischen Monarchen früherer wie späterer Zeit beizuordnen.

waren von keiner Bedeutung. Einige ketzerische Secten, die die Kirche und den Staat hätten verwirren können, unterdrückte Alexius bei Zeiten, jedoch nicht ohne Mühe, und theils durch gelinde, theils auch sehr harte Mittel. Was ihn und den Hof von Constantinopel in der letzten Zeit vorzüglich beschäftigte, war die Bestimmung der Thronfolge. Wegen ihres hohen Geistes und ihres umfassenden, mit ungewöhnlichen Kenntnissen geschmückten Verstandes, war Anna Comnena der Liebling ihres Vaters wie ihrer Mutter, der Kaiserin Irene. Aber diese sich ließ von der Liebe zu ihrer Tochter zu empörender Ungerechtigkeit gegen ihren ältesten Sohn verleiten. Von ihren ziemlich zahlreichen Anhängern unterstützt, suchte sie nämlich ihren Gemahl zu bewegen, mit Umgehung ihres beiderseitigen Sohnes Johannes, den Cäsar Briennius, Anna's Gemahl, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Doch dieses vermochte sie nicht. Alle angewandte Künste blieben fruchtlos. Alexius kannte die großen und seltenen Eigenschaften seines Sohnes; fand sich sogar durch Irenens ungerechte Forderungen gewisser Maßen beleidiget, indem es, was er ihr auch sagte, von ihm die größte Thorheit seyn würde, wenn er eine Herrschaft, die zu erlangen er sich so großen Gefahren ausgesetzt, und die zu erhalten und zu befestigen, er sein ganzes Leben hindurch gekämpft und sich abgemühet hätte, nun nicht in seiner Familie beibehalten, sondern in ein fremdes Haus sollte übergehen lassen. Selbst als er schon auf dem Sterbebette lag, und dem Tode ganz nahe war, quälte ihn Irene noch mit ihren Zudringlichkeiten. Um diesen ein Ende zu machen, nahm Alexius seinen Siegelring und übergab ihn seinem Sohne, der hierauf eiligst seine Anhänger um sich sammelte, und von diesen, bevor noch sein Vater die Augen geschlossen hatte, als Kaiser begrüßt ward. Sobald Irene dieses erfuhr, eilte sie an das Sterbebette ihres Gemahls

zurück, wahrſcheinlich um noch den letzten Verſuch zu machen. Aber Alexius ſchloß ihr den Mund, indem er ihr ſehr ernſt bemerkte, wie unzeitig und höchſt ungeziemend es für ſie ſey, ihn jetzt noch mit zeitlichen Dingen zu behelligen, wo er doch ſein Gemüth ausſchließlich zu Gott zu erheben wünſche. Aber auf Irene, die von irdiſchen Angelegenheiten befangen, auch nur davon ihren Kopf voll hatte, machten dieſe ernſte Worte eines Sterbenden keinen Eindruck; ſie hielt ſie für Verſtellung, und ſoll ihren ſterbenden Gemahl noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens einen Heuchler genannt haben. Wie ungerecht und abgeſchmackt jedoch dieſer Vorwurf ſey: dieß bedarf wahrhaftig keiner Bemerkung; denn gewiß iſt doch nichts natürlicher und daher auch nichts begreiflicher, als daß ſelbſt für den mächtigſten und herrſchluſtigſten Monarchen, wenn er am Ziele ſeines, jetzt ihm entfliehenden Lebens ſich erblickt, und das ſchon offenſtehende Grab ihn anläßt, und die furchtbaren Pforten der Ewigkeit ſich vor ihm öffnen, auch Krone und Thronen allen ihren Glanz wie ihren Reiz verlieren; und daß der Gedanke an den wichtigen, über eine ganze Ewigkeit entſcheidenden Schritt, den er jetzt zu thun im Begriffe ſteht, nothwendig alles irdiſche Intereſſe völlig verſchlingen, ja ſelbſt jede Erinnerung daran für ihn ſtörend und läſtig ſeyn müſſe.

16. Alexius ſtarb, wie wir ſchon an einem Ort berichtet, am 15. Auguſt des Jahres 1118. im drei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens*). Raſtlos

*) Er hatte daſſelbe noch nicht gänzlich vollendet, aber bis auf wenige Tage vor ſeinem Tode ſich unermüdet den Geſchäften der Regierung unterzogen, die mit den damit verbunden großen und ſchweren Sorgen, nach dem Zeugniß ſeiner Tochter, der Anna Comnena, die Tage ihres Vaters nicht nur ſehr oft getrübt und verbittert, ſondern auch um vieles verkürzt haben ſollen.

thätig, hatte er ohne Unterlaß für das Beste des Reiches gewirkt, gekämpft und gerungen. Unzähligen Gefahren war er stets mit Kühnheit und Entschlossenheit entgegen getreten, hatte manche davon glücklich besiegt, andere durch Klugheit und List von dem Reiche ferne gehalten. Ruhig und zufrieden, konnte er auf seine lange, mühevoll durchkämpfte Laufbahn zurückschauen. Eine schwere Aufgabe war ihm zu Theil worden; diese hatte er glücklich gelößt, ein neu aufblühendes Reich seinem Sohne und Nachfolger überlassen, und diesem die Bahn zu großen Thaten geebnet. — Der einzige Vorwurf, den man vielleicht mit einigem Rechte diesem großen Kaiser machen könnte — wobei jedoch mehrere nicht wenig mildernde und entschuldigende Rücksichten wieder eintreten — ist, daß bei der großen Vermehrung der Glieder der kaiserlichen Familie, die fürstliche Pracht, mit der er sie umgab, in Verbindung mit den ganz ungeheuern Summen, die ihm die Kreuzfahrer kosteten, die öffentlichen Einkünfte zu sehr erschöpfe, und es ihm unmöglich machte, den Wünschen der mit schweren Abgaben belasteten und nach Erleichterung seufzenden Provinzen wohlthuend entgegen zu kommen. Wirklich muß man auch gestehen, daß Alexius in den letzten Zeiten seines Lebens bei weitem nicht mehr in so hohem Grade, wie beim Antritte seiner Regierung, die Liebe seines Volkes besaß, das ohnehin durch seine allzulange Regierung ermüdet, und Neuerung liebend, sich auch nach einem neuen, über Constantinopel in jugendlichem Schmucke aufgehenden Gestirne sich sehnte.

II.

Kaiser Calo-Johannes*).

1. Johannes hatte ein ungemein ungefälliges Aeu-

*) Das heißt, Johannes der Schöne.

ßere. Er war klein von Gestalt, hatte eine mehr schwarze als braune Farbe und dabei sehr rauhe, wenig empfehlende Gesichtszüge, daher die leichtsinnigen, über den Mangel an Schönheit ihres neuen Kaisers sich belustigenden Griechen ihn spottweise den schönen Johannes (Kalo-Johannes) nannten. Aber in diesem unansehnlichen Körper wohnte eine desto erhabnere, edlere Seele; und als bald nach seinem Regierungsantritt seine trefflichen und seltenen Eigenschaften des Geistes wie auch vorzüglich des Herzens sich immer mehr entfalteten; schämten sich die Griechen ihres Leichtsinnes, und was anfänglich ein Spottname hatte seyn sollen, ward nun ein, auf die innere Seelenschöne dieses Kaisers sich beziehender, und von dankbaren Unterthanen ihm ertheilter höchst ehrenvoller Beiname.

2. Gleich im Anfange seiner Regierung, wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters, ward Johannes durch eine, ihm schon ganz nahe stehende Gefahr nicht wenig beunruhiget. Anna Comnena, mit deren Philosophie sich Ehrgeiz und Herrschsucht sehr gut vertrugen, und die, obgleich sie die Schriften des Plato und Aristoteles studirt hatte, dennoch allem Ansehen nach selbst über die noch blutende Leiche ihres Bruders auf den Thron gestiegen wäre, wollte die Herrschaft, zu der ihr wahrscheinlich ihre Mutter schon große Hoffnung gemacht hatte, sich nicht so leicht wieder entreissen lassen. Sie bildete also zum Vortheil ihres Gemahles, des Cäsars Briennius, unter dessen Namen sie selbst alsdann das Reich beherrscht haben würde, eine Verschwörung gegen das Leben ihres Bruders. Die Anzahl ihrer Anhänger war nicht klein, und in dem Complotte, an dessen Spitze sie stand, waren sogar nicht unbedeutende Männer verflochten. Briennius war an sich ein höchst liebenswürdiger junger Herr. Es fehlte ihm weder an Verstand noch an Kenntnissen. Durch seine

Bescheidenheit, seinen sanften Charakter und seine gefälligen Manieren hatte er Alle, mit denen er umging, oder mit denen er, wenn auch nur in ferne Berührung gekommen war, zu seinen Freunden gemacht. Am Hofe, wie bei dem Volke und dem Heere war er gleich beliebt; und da er mit so vielen liebenswürdigen Eigenschaften auch noch eine einnehmende körperliche Wohlgestalt verband, so bildete jetzt diese mit dem unansehnlichen, gar nicht schönen Aeußern des Kaisers einen, jedermann auffallenden, und dem Briennius in den Augen des Volkes höchst günstigen, ihn nur noch beliebter machenden Contrast. — Schon war die Nacht bestimmt, in welcher die Thronrevolution sollte bewirkt werden. Zahlreich und wohl bewaffnet versammelten sich die Verschwornen mit Anbruch der bestimmten Nacht in dem Palaste. Man erwartete nur noch Anna's Gemahl, um sich dann der Person des Kaisers zu bemächtigen, den Briennius hierauf als Kaiser zu begrüßen und ihn in den Besitz des Palastes zu setzen; denn wer damals Herr des Palastes war, war auch Herr des griechischen Reiches. Aber gerade in dem entscheidenden Momente fing Briennius an zu wanken; sey es, daß die Stimme seines jetzt plötzlich erwachenden Gewissens ihn zurückhielt, oder daß die Furcht des Mißlingens nun auf einmal allerlei Bedenklichkeiten bei ihm erzeugte; kurz, er ward unentschlossen, zögerte und kam endlich gar nicht. Als die Verschwornen einige Zeit fruchtlos auf ihn gewartet hatten, befürchteten sie, ihr Complott möchte entdeckt, Briennius selbst vielleicht gar schon verhaftet seyn. Geschreckt, verließen Alle eiligst den Palast, zerstreuten sich, und suchten sich in entfernten Wohnungen ihrer Freunde zu verbergen. Aber die weit kühnere, weit herrschsüchtigere Anna gerieth in den heftigsten Zorn gegen ihren Gemahl; überhäufte ihn mit Vorwürfen, und äußerte sich endlich in ihrem Unmuth: die Natur habe sich in ihnen Beiden vergriffen, und ihr, dem Weibe, eine männliche,

ihrem Gemahl aber eine weibische Seele gegeben. — Das Vorhaben der Verschwornen konnte der Aufmerksamkeit der untern Diener des Palastes nicht entgangen seyn, und diese eilten nun auch gleich am Morgen des folgenden Tages den Kaiser von Allem in Kenntniß zu setzen.

3. Das Leben sämmtlicher Verschwornen war jetzt verwirkt, und das ganze Vermögen eines jeden dem kaiserlichen Fiskus anheim gefallen. Aber gegen keinen erkannte der Kaiser die Todesstrafe; nur ihre Güter wurden eingezogen, jedoch auch diese bald darauf ihnen größtentheils wieder zurückgegeben. Mehr als gegen alle andern Mitverschwornen zürnte Johannes mit Recht seiner Schwester. In Begleitung seines verdienstvollsten Dieners und treuesten Freundes, des Großdomestikus Aruch, begab sich der Kaiser nach dem Palaste seiner Schwester. Als er hier staunend die prachtvolle Einrichtung, die vielen goldenen und silbernen Gefäße, und einen so großen, darin aufgehäuften Reichthum erblickte, sagte er seufzend: „Meine nächsten Anverwandten sind meine ärgsten Feinde, während Fremde meine treuesten Freunde sind. Es ist billig und die Gerechtigkeit erfordert es, daß ich jetzt dem Verdienste gebe, was das Verbrechen verwirkt hat. „Dir," mein Freund, sich zu Aruch wendend, „schenke ich diesen Palast, nebst allen darin befindlichen Reichthümern. Von jetzt an ist alles dieß dein Eigenthum." — Aber nun warf sich Aruch dem Kaiser zu Füßen, den Monarchen inständigst bittend, ihn mit diesem Geschenke zu verschonen. „Wenn Du aber, o Herr!" fügte der edle treue Diener hinzu, „meine, Dir bisher geleisteten geringen Dienste einer Belohnung werth hältst, so gewähre mir eine andere Gnade, welche Dir vorzutragen ich Dich jetzt um Erlaubniß bitte." — Natürlich ward ihm diese sogleich gewährt. „Nun," fuhr Aruch fort, „so bitte ich Dich,

daß du der Prinzessin Anna vollkommen verzeihen mögest. Hat sie auch einen Augenblick vergessen, daß Du ihr Bruder bist, so hat sie deswegen doch nicht aufgehört, deine Schwester zu seyn. Setze also deiner Güte keine Grenzen, und lasse sie im Besitze alles Dessen, was ihr vermöge ihrer erlauchten Geburt zu besitzen geziemt." — Diese edeln Gesinnungen, die nur Religion und ächte christliche Nächstenliebe einzuflößen vermögen, rührten so sehr das ohnehin sanfte Herz des Kaisers, daß aller Zorn, aller Unwille gegen seine Schwester daraus verschwand. Er begab sich hierauf in das Gemach derselben, und ein zarter Verweis, vielleicht auch nur eine wehmüthige Klage des schwer beleidigten Bruders war die einzige Strafe, die Anna's brudermörderisches Verbrechen zur Folge hatte*).

---

*) Die verwittwete Kaiserin Irene wußte von dieser Verschwörung nichts. So lange ihr Gemahl Alexius noch lebte, gab sie sich zwar alle Mühe, die Thronfolge dem Gemahl ihrer Tochter zu verschaffen. Sobald aber Johannes den Thron bestiegen hatte, freuete sie sich eben so sehr, wie nur eine Mutter sich freuen kann, über die Erhebung ihres Sohnes. Als sie jetzt das frevelhafte Erkühnen ihrer Tochter erfuhr, und daß eine ruchlose Rotte den Kaiser sogar zu ermorden im Begriffe stand, rief sie voll Abscheu gegen dieselben aus: „O, die Grausamen, die mir in die Brust einen Dolch stoßen wollten, der mir ungleich größere Schmerzen verursacht haben würde, als jene, die ich empfand, da ich ihn gabar." — Von jetzt fingen Hof und Palast nach und nach an, für Irene alle ihre Reize zu verlieren, und nicht selten schlich sich bei ihr der Gedanke ein, Beides, so bald es nur mit Anstand geschehen könnte, zu verlassen. Ein Strahl höherer göttlicher Gnade gab endlich ihrem schwankenden Entschluß Festigkeit und Dauer. Sie verließ den Palast nebst aller, sie bisher umgebenden Pracht, ging in dasselbe Kloster,

4. Dieſes beinahe unerhörte Beiſpiel huldreicher Verzeihung gewann dem Kaiſer alle Herzen; und obgleich von dem Volke geliebt, war er doch auch von den Großen ſeines Reiches, gegen die er ſich oft ſehr ſtrenge erwies, nicht weniger gefürchtet. Aber demungeachtet ward ſeine vier und zwanzigjährige Regierung nie mehr durch irgend eine Verrätherei geſtört, und er nur ein einziges Mal noch in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, einen geheimen Feind nicht ſowohl zu beſtrafen, als blos ihn für die Zukunft unſchädlich zu machen. — Aber auch den Großdomeſticus Axuch, von dem ſo eben die Rede geweſen, und auf den wir zu ſeiner Zeit noch einmal zurückkommen werden, müſſen wir ebenfalls unſern Leſern gleich jetzt ſchon näher bekannt machen*). Axuch war ein gebohrner Türke, Sohn des Sultans Soliman. Als die Kreuzfahrer nach der Eroberung Nicäa's, dieſe Stadt, dem geſchloſſenen Vertrag gemäß, dem griechiſchen Kaiſer wieder zurückgaben, ward Axuch in noch ſehr zartem Alter nach Conſtantinopel gebracht. Die Jugend, die gute Miene und das offene zutrauliche Geſicht des Knaben gefielen dem Kaiſer Alexius. Er beſchloß, ihn an ſeinem Hofe zu behalten, unterrichtete ihn ſelbſt in dem Chriſtenthum**), ließ ihn taufen und mit ſeinen

---

welches ſie unlängſt geſtiftet hatte, und entwarf für deſſen fromme Bewohnerinnen, die ſie ſelbſt mit vieler Vorſicht gewählt hatte, unter der Leitung des Patriarchen, eine neue, zu immer größerer Gottſeligkeit führende Kloſterregel.

*) Nicet. c. 3. — Ann. Comn. L. 5. — Paqi ad Baron. Analecta Graeca.

**) Dieß that Kaiſer Alexius ſehr oft. Er vertheidigte das Chriſtenthum und deſſen heilige Lehren mit dem Degen, mit der Feder und mit dem Munde; obgleich nicht immer mit demſelben Erfolge; beſonders machte ihm die Secte der Bogomilen vielen Verdruß; dem Bekehrungseifer des Kaiſers ſetzten ſie einen durch

eigenen Kindern erziehen. Seinem Sohne Johannes, dem nunmehrigen Kaiser, gab er ihn zum beständigen Gefährten. Die Spiele und Vergnügungen, aber auch die Studien des jungen Prinzen sollte er mit demselben theilen; denn da Alexius in dem Axuch ganz besondere Fähigkeiten entdeckt zu haben glaubte, so hoffte er, daß an dem Eifer des Einen auch der Eifer des Andern sich immer mehr entzünden werde. Der junge Axuch entsprach vollkommen den Erwartungen und Wünschen des Kaisers; und durch sein treffliches Herz, durch sein offenes freies Wesen und seine, sich stets gleichbleibende, nie getrübte Heiterkeit gewann er so sehr die Liebe des Prinzen, daß dieser nicht mehr ohne ihn seyn konnte; wo der Prinz nur immer war, mußte auch sein jugendlicher Freund und Gefährte seyn. Als Alexius starb, war Axuch einer der Kämmerlinge des Johannes, der ihn aber jetzt gleich in den ersten Tagen, nachdem er den Thron bestiegen hatte, zur Würde eines Großdomesticus erhob, auch noch andere sprechende Beweise seiner vorzüglichen Gunst ihm öffentlich ertheilte. Aber je höher der Kaiser ihn zu erheben suchte, je größer ward auch seine Demuth, wodurch er auch sehr bald sogar den Neid entwaffnete. Obgleich der erste in der Gunst des Monarchen, ward er doch von Niemand beneidet, war allgemein beliebt; und selbst nahe Anverwandte des kaiserlichen Hauses, wenn sie zu Pferde dem Axuch begegneten, dieser aber zu Fuß war, stiegen sogleich ab, um ihn desto ehrerbietiger und freundlicher zu begrüßen.

5. Die Regierungsgeschichte des Kaisers Johannes ist eine ununterbrochene Kette von glücklichen Kriegen,

---

nichts zu beugenden Starrsinn entgegen. Aber demungeachtet gelang es doch dem Kaiser, viele von diesen Sectirern wieder für die Wahrheit zu gewinnen.

gewonnenen Schlachten und eroberten Städten und Provinzen. — Die Nation der Patzinazen, die schon Kaiser Alexius nach mehrern mörderischen Schlachten größtentheils vertilgt hatte, war nach dessen Tod wieder in die Provinzen des Reiches eingefallen; aber Johannes, nachdem er sie in zwei blutigen Treffen völlig geschlagen, trieb sie wieder in ihre Moräste, Sümpfe und Berge zurück. In einer dieser Schlachten ward der Kaiser durch einen Wurfspieß am Schenkel verwundet, jedoch das feindliche Heer zum Weichen gezwungen. Aber dieses zog sich ohne große Unordnung zurück, und verschanzte sich hinter einer sehr hohen und dichten Wagenburg. Mit einem nur halben Siege wollte sich Johannes nicht begnügen. Obgleich verwundet, sprang er dennoch vom Pferde, um mit dem Degen in der Faust die Wagenburg zu erstürmen. Aber die braven Wäreger, um ihren Herrn der Gefahr zu entziehen, der er sich jetzt auszusetzen im Begriffe stand, sprangen, ohne den Befehl dazu abzuwarten, auf die Wagenburg, hieben diese an mehrern Orten zusammen, und sobald nun durch die dadurch entstandenen Oeffnungen das kaiserliche Heer eindrang, nahmen die Barbaren sogleich die Flucht, verloren auf derselben noch eine Menge ihrer Leute, und Johannes erfocht einen vollständigen Sieg. Auch noch andere Donauvölker, Servier und Ungarn, die das Ansehen des Kaisers Alexius lange Zeit darnieder gehalten hatte, erhoben jetzt wieder ihr Haupt und griffen das römische Reich an. Aber ein einziger Feldzug des Kaisers benahm den Erstern auf immer die Lust, die Grenzen des Reiches zu verletzen. Heftiger und länger dauernd war der Krieg mit den Ungarn, die aber auch nach mehrern blutigen Niederlagen gezwungen wurden, um Friede zu bitten*). Es ver-

*) Johannes Gemahlin, die, wie dessen Mutter, ebenfalls

ging kein Jahr, in welchem man den Kaiser nicht an der Spitze eines seiner siegreichen Heere erblickt hätte.

Irene hieß, war eine Tochter des, unsern Lesern schon früher bekannten heiligen Ladislaus, Königes von Ungarn. Nach seinem Sohne folgte ihm sein Neffe Colomann. Dieser hatte zwei Brüder, wovon der eine ebenfalls Colomann und der andere Almus hieß. Mit Beiden lebte der König anfänglich, nämlich so lange er keine Kinder hatte, in der schönsten brüderlichen Eintracht. Aber nun ward der König Vater, und da bei den Ungarn damals das Recht der Erstgeburt in gerader Linie noch nicht eingeführt war, mithin nicht der Sohn eines Königes, sondern dessen Brüder ihm in der Regierung folgten; so erlosch auch jetzt plötzlich in König Colomanns Herz alle brüderliche Liebe, und um seinem eigenen Sohn Stephan die Thronfolge zu sichern, ließ er seinen beiden Brüdern die Augen ausstechen. Bald nachher ward sogar der älteste, auf den Befehl dieses grausamen Fürsten, in einer Kirche ermordet, worauf Almus nach Constantinopel zu dem griechischen Kaiser, als einem nahen Verwandten des königlichen ungarischen Hauses, floh, und bei demselben liebevolle Aufnahme, Schutz und Sicherheit fand. Als aber nach dem Tode Calomanns, dessen Sohn Stephan, dem zu Liebe sein Vater sich mit so schrecklichem blutigen Greuel befleckt hatte, König der Ungarn ward, glaubte dieser sich so lange auf seinem Throne nicht vollkommen sicher, als bis er seinen blinden Oheim Almus in seiner Gewalt hätte. Er ordnete also eine Gesandtschaft nach Constantinopel, die von dem Kaiser die Auslieferung des Prinzen Almus begehren sollten. Natürlich war diese, gewisser Maßen den Kaiser selbst beleidigende Forderung von einem Monarchen wie Johannes, geradezu abgeschlagen; worauf Stephan, unter dem Vorwande, daß ungarische Kaufleute bei Belgrad von den Einwohnern dieser Stadt wären geplündert und mißhandelt worden, den Krieg erklärte, und in das Reich einfiel. — Die Berichte der ungarischen Geschichtschreiber über diesen Krieg stimmen mit jenen der Griechen nicht überein,

Sein Kampf gegen die Ungläubigen dauerte die ganze Zeit seiner Regierung hindurch fort. Er vertrieb sie aus Phrygien, Bithynien, Pamphylien und Pontus, eroberte ganz Cilicien und befreiete alle kleinasiatischen Küstenstädte von der türkischen Herrschaft. Stets folgte der Sieg seinen Fahnen; wo er sich zeigte, flohen vor ihm die Feinde. Nur ein einziges Mal erlitt er auf einem seiner Züge gegen die Türken einen Verlust, jedoch nicht durch die feindlichen Waffen, sondern auf eine Art, die seinem Herzen schmerzhafter war, als es vielleicht selbst eine verlorne Schlacht gewesen seyn würde.

6. Während nämlich eines sehr harten Winterfeldzuges hatte das kaiserliche Heer, theils durch die ganz ungewöhnliche strenge Kälte, theils auch aus Mangel an Futter den größten Theil seiner Pferde und Maulthiere verloren. Als nun eines Tages der Kaiser einen ihm gegenüber stehenden feindlichen Haufen angreifen wollte, und sein Neffe, der ebenfalls Johann hieß*), dicht neben ihm hielt, bemerkte er ei-

---

und obgleich die Erstern die Ursachen dieses Krieges, und was die Veranlassung dazu ward, ganz anders, und zwar weit unwahrscheinlicher als die Letztern angeben, so ist es doch um so bemerkenswerther, daß trotz aller Nationalvorliebe, dennoch die ungarschen Geschichtschreiber einstimmig erzählen, daß der Kaiser in den beiden Feldzügen gegen die Ungarn stets die Oberhand gehabt, und die ungarische Nation mehrere blutige Niederlagen erlitten hätte. — Die Frucht der Siege des Kaisers war die Eroberung eines der fruchtbarsten Theile Ungarns, nämlich der ganzen Gegend zwischen der Sau und der Donau.

*) Dieser Johann war der Sohn Isaacs, des jüngern Bruders des Kaisers.

nen italienischen Ritter, der ihm als ein sehr tapferer Mann bekannt war, aber ebenfalls sein Pferd verloren hatte. Sogleich wandte sich der Kaiser zu seinem, neben ihm haltenden Neffen und sagte: „Du hast noch mehrere andere Pferde in Bereitschaft; steige also ab und gib dein Pferd diesem edeln Ritter.“ — Aber dadurch fand sich der junge, ungemein stolze, aufbrausende Prinz beleidiget. Ohne seinem kaiserlichen Oheim zu antworten, rief er dem Italiäner zu: „Entlehne dir schnell irgend ein gutes Pferd, stelle dich dann auf die gehörige Weite, und sprenge auf mich ein. Wirst du mich aus dem Bügel heben, so soll das Pferd, das ich jetzt reite, dein seyn.“ — Aber bei diesen Worten bemerkte der unbändige Jüngling, daß aufsteigender Zorn das Gesicht des Kaisers röthete; stillschweigend stieg er also ab, übergab sein Pferd dem Italiener und ließ sich ein anderes bringen. Aber kaum hatte er sich auf dasselbe geschwungen, als er sogleich mit verhängtem Zügel dem nicht ferne stehenden Heere entgegen sprengte und zu den Ungläubigen überging. Als er in die erforderliche Nähe zu ihnen kam, warf er seine Lanze auf die Schulter, nahm seinen Helm ab, und gab sich ihnen zu erkennen. Ein allgemeines Freudengeschrei erhob sich in dem türkischen Heere. Mit dem größten Jubel ward der Ueberläufer empfangen; denn daß ein Prinz aus dem kaiserlichen Hause jetzt zu ihnen übergegangen sey, hielten sie für einen, einem errungenen Siege vollkommen gleichen Gewinn. — Tief schmerzte den Kaiser dieser schändliche Abfall seines eigenen Neffen. Da er aber mit Grund besorgen mußte, daß der Elende den, unter dem kaiserlichen Heere herrschenden Mangel an Pferden, so wie überhaupt den ganzen Zustand des Heeres dem Feinde verrathen werde; so hob er die vor einiger Zeit schon angefangene Belagerung von Neocäsarea auf und ging mit seinem Heere in die Winterquartiere zurück. — Wer aber einmal sei-

nem rechtmäßigen Fürsten und Herrn untreu geworden, wird schwerlich selbst Gott die Treue noch lange bewahren. Auch Prinz Johann lieferte darüber einen schrecklichen Beweis. Er schwur das Christenthum ab, ließ sich beschneiden und ward ein Schüler Mohameds. Zum Lohn dafür erhielt er die Tochter des Sultans von Iconium zur Gemahlin, und zur Mitgift eine Menge Burgen und Ländereien, und endlich auch noch den, vor allen Mohamedanern ihn auszeichnenden Titel Gelebis: das heißt, aus königlichem Geblüte entsprossen. Mit seiner Gemahlin zeugte der Abtrünnige einen Sohn, der unter dem Namen Shach Soliman*) in der türkischen Geschichte nicht unbekannt geblieben ist.

7. Zwei Mal zog Kaiser Johannes an der Spitze siegreicher Heere nach Antiochien; und als zwischen ihm und den christlichen Fürsten am Euphrat und Orontes ein Bündniß gegen die Türken zu Stande gekommen war, hatten auch jene, wie deren sämmtliche abendländische Ritter nicht selten Gelegenheit, in Schlachten und bei Belagerungen den hohen Sinn, die rastlose Thätigkeit, Kühnheit und persönliche Tapferkeit des griechischen Kaisers zu bewundern. Das unkluge, unpolitische und wenig aufrichtige Betragen des Fürsten Raimund von Antiochien und des Grafen Joscelin von Edessa gegen den Kaiser, den sie doch beide als ihren Oberherrn begrüßt und ihm den Vasalleneid geleistet hatten, ist unsern Lesern schon bekannt. Eben so auch daß der Kaiser, nachdem beide Fürsten, durch ihre Un-

*) Um das Geschlecht der Osmanen zu verherrlichen, leitete nachher Mohamed II., der Constantinopel eroberte und dem oströmischen Reiche ein Ende machte, seinen Ursprung von diesem Shach Soliman ab, und war nicht wenig stolz darauf, sich einen Sprößling des erlauchten kaiserlichen Hauses der Comnenen nennen zu können.

thätigkeit und ihr zweideutiges, schwankendes Benehmen, sich in seinen Augen verächtlich gemacht hatten, nun aus einem bisherigen Freund- und Bundesgenossen ihr offenbarer Feind ward, und eben dadurch die Fortdauer der beiden Fürstenthümer auf eine äußerst bedenkliche Frage stellte*). — Wirklich beschäftigte sich jetzt auch der Kaiser, und zwar sehr ernstlich mit dem stolzen Gedanken an die völlige Wiederherstellung der ehemaligen Grenzen des oströmischen Reiches, wie in den Zeiten seines höchsten Flors, mithin auch an die Herrschaft über ganz Syrien und Palästina. Die Krone von Jerusalem wollte er auf das Grab des Erlösers legen, und dann, als gleichsam von Christo selbst erhalten, auf sein Haupt setzen. Schon hatte der Kaiser ein aus lauter Kerntruppen bestehendes, weit zahlreicheres Heer als gewöhnlich versammelt und wartete nur noch auf den Anfang des Frühjahres, um seinen, über das Schicksal eines halben Welttheiles entscheidenden Feldzug zu eröffnen, als auf einmal ein ganz unerwarteter, aber leider höchst trauriger Zufall alle seine Plane zerstörte und der Lage der Dinge eine ganz andere, völlig veränderte Gestalt gab. — Der Kaiser stand mit seinem, in Winterquartieren vertheilten Heere in Cilicien, nicht ferne von Anazarbe. Da er die Jagd, als eine kriegerische Beschäftigung, ungemein liebte, so überließ er auch jetzt in den wenigen Tagen der Ruhe, die er während des Winters seinem Heere gönnen mußte, sich beinahe täglich den Vergnügungen derselben. Als er nun eines Tages in dem waldigten, von wilden Thieren bevölkerten Thale von Anazarbe jagte, kam ihm ein grimmiger, von den Hunden der Jäger verfolgter Eber entgegen. Mit festem Fuße erwartete der Kaiser denselben, stieß auch mit vieler

*) Man sehe die Geschichte des Königreiches Jerusalem im 26. B. der Fortsetzung.

Geſchicklichkeit den Jagſpieß in den Körper der Beſtie. Aber nun geſchah es, daß durch die heftige Bewegung des, durch die erhaltene Wunde nur noch wilder gewordenen Thieres, ein giftiger Pfeil aus dem Köcher des Kaiſers fiel, und ihn, obgleich dem Scheine nach, nur leicht an der Hand verwundete. Zu Folge eines damals unter den Jägern herrſchenden Vorurtheils oder Aberglaubens ließ ſich der Kaiſer ſogleich von der Ferſe ein Stückchen Haut abſchneiden, auf die Wunde legen und dieſe dann ſo feſt als möglich verbinden. Heiter und in vollkommenem Wohlſeyn ſpeiſte er noch am Abend deſſelben Tages mit einigen ſeiner Vertrauten. Auch ſeine nächtliche Ruhe ward nicht geſtört. Aber leider hatte indeſſen, woran vielleicht ſelbſt der allzu feſte Verband einige Schuld haben mochte, ſich das Gift in dem Arme wie in dem ganzen Körper immer weiter verbreitet. Schon am folgenden Tage fing der Arm ſehr ſtark zu ſchwellen an, und zugleich ſtellten ſich auch ungemein heftige Schmerzen ein. Jetzt nahm der Kaiſer zu ärztlicher Hülfe ſeine Zuflucht. Aber auch die Mittel, welche die Aerzte anwandten, blieben, vielleicht weil ſchon viel zu ſpäte, ohne Wirkung; und bald ſahen ſämmtliche Aerzte, die man herbeigerufen hatte, ſich in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, dem Kaiſer zu erklären, daß ihm nur noch die Wahl übrig ſey, entweder zu ſterben, oder den Arm ſich abnehmen zu laſſen. „Zwei Arme," erwiederte der Kaiſer ſeinen Aesculapen, „ſind kaum hinreichend, die Zügel des Staates zu leiten; wie viel weniger wird dieſes ein einziger vermögen." — Der Kaiſer wählte alſo das Erſtere; und ſo machte nun der Regierung wie dem Leben eines der größten, tugendhafteſten und liebenswürdigen Monarchen der Tod ein Ende (1143.) Als Johannes ſtarb, hatte er fünf und fünfzig Jahre gelebt, und vier und zwanzig Jahre und ſieben Monate geherrſcht. Seine Leiche

ward zur See nach Constantinopel gebracht und dort in der Kirche des, dem Allherrschenden*) geweihten Klosters, neben dem Grabmale seiner Gemahlin Irene, der Erbauerin der Kirche und des Klosters beigesetzt**).

---

*) Pantocrator.

**) Die Kaiserin Irene war viele Jahre vor ihrem Gemahl gestorben. Eine Tochter des ungarischen Königs Ladislaus des Heiligen, hatte sie alle Tugenden ihres Vaters auch auf den Thron von Constantinopel gebracht. Nie ward vielleicht je noch eine Fürstin von allen Ständen und Klassen ihrer Unterthanen so sehr geliebt, als diese Kaiserin; besonders flößte eine ungemein liebenswürdige Einfachheit in ihrem ganzen Wesen sogleich Zutrauen ein, und verscheuchte jene bange, oft zitternde Ehrfurcht, welche das Diadem zu gebieten scheint. Irenen's Leben war ein ununterbrochenes Wohlthun. Aber sie begnügte sich nicht blos damit, Allen, die flehende Hände nach ihr ausstreckten, als ein hülfreicher Engel zu erscheinen; sondern sie suchte selbst in den verborgensten Winkeln die gewöhnlich so schamhafte, weil unverschuldete Armuth auf; und die Thränen solcher Unglücklichen zu trocknen, deren blutig verwundetes Herz wieder zu heilen und ihren Jammer in freudigen Dank gegen Gott und ihre erhabene Wohlthäterin zu verwandeln, war dann für sie die höchste Wonne ihres Herzens. — Diese ausgezeichnet fromme Fürstin, die ein eben so belehrendes als erhabenes Beispiel gab, wie leicht selbst auf der höchsten Stufe weltlicher Größe und Hoheit dennoch alle Pflichten des Evangeliums erfüllt und alle Foderungen desselben befolgt werden können, würde sicher durch einen Ausspruch des römischen Stuhles den vorzüglichsten Freundinnen Gottes beigezählt worden seyn, und demnach bis auf den heutigen Tag ihr Andenken mit so vielen andern Heiligen von der ganzen Kirche geehrt werden, wenn nicht damals schon jenes nicht genug zu bejammernde und zu bedauernde Schisma die Griechen von der allgemeinen Kirche losgerissen hätte.

8. In dem eigentlichen, ganz prosaischen Sinne des Wortes war Kaiser Johannes ein zweiter Titus auf dem Throne der Oströmer, an dessen Stufen, so lange er regierte, das Glück der Völker und der Menschheit ununterbrochen hervorquoll. Seine bei jeder Gelegenheit überfließende Menschenliebe konnte sich nie mit dem Gedanken an Todesstrafen befreunden, daher auch deren Nothwendigkeit nicht einsehen. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung hatte er sie also in seinem ganzen Reiche auf immer abgeschafft. Selbst blos zum Verlust eines Gliedes ward Niemand während seiner ganzen vier und zwanzigjährigen Regierung verurtheilt; und da durch dieses schonungsvolle, milde Verfahren weder die öffentliche noch häusliche Ruhe und Sicherheit gestört oder gefährdet wurden; so ist dieses ein so ziemlich laut sprechender Beweis, daß die Griechen in der Zeit, da sie unter dem milden Scepter dieses Kaisers lebten, bei weitem kein so verderbtes Volk waren, als sie unter frühern wie spätern schlechten und werthlosen Regenten uns erscheinen. Wie groß und hinreißend die Macht des Beispiels sey, davon gab uns dieser große Kaiser ebenfalls ein merkwürdiges Beispiel. Streng gegen sich selbst, wahrhaft fromm, keusch, sparsam ohne geizig zu seyn, nüchtern, enthaltsam, und ein erklärter Feind alles äußern eitlen Gepränges, verminderte er um vieles den ungeheuern, die Völker gewöhnlich nicht wenig drückenden Aufwand des byzantinischen Hofes, und führte in seinem Palaste, an seiner Tafel, in seiner Kleidung und unter seiner Umgebung beinahe die Einfachheit eines Privatmannes ein. Gegen den, damals in Constantinopel herrschenden Luxus machte er nie eine Verordnung; in Privatverhältnisse und Angelegenheiten wollte er nicht eingreifen; aber demungeachtet bewirkte sein Beispiel, daß in kurzer Zeit eine immer sichtbarer werdende Verbesserung der Sitten, wie des ganzen öffentlichen und häuslichen Lebens über-

all bemerkbar ward. Der Charakter des Regenten spiegelt sich gewöhnlich auf dem seines Volkes. Ist der Monarch wirklich fromm, d. h., von dem Lichte heiliger Wahrheiten völlig durchdrungen, fließen seine Tugenden aus einem wahrhaft religiösen Herzen, und sind sie nicht blos das gleißnerische Erzeugniß einer wohlberechneten Weltklugheit, die nur glänzt, aber nicht erwärmt, nichts befruchtet und nichts an sich zieht; so wird auch sein Volk ein religiöses, praktisch-christliches, treues und gehorsames Volk seyn; betrachtet er aber den Thron als einen privilegirten Sitz der Schwelgerei und träger Ruhe, überläßt er sich seinen Lüsten und sündhaften Phantasien, oder fließen seine Handlungen, obgleich von den Zeitgenossen oft angestaunt, nur aus der trüben, unlautern Quelle der Eigenliebe, des Stolzes und der Selbstsucht; dann wird auch sein Volk sich nach und nach mit dem Laster immer mehr befreunden und endlich, seiner heiligsten Pflicht uneingedenk, allen Arten von Ausschweifungen sich hingeben. — Da der Schatz, als Johannes den Thron bestieg, erschöpft war, die Unterhaltung zahlreicher Heere großen Aufwand erfoderte, und er dennoch der Abgaben Last vermindern wollte; so ward Sparsamkeit eine seiner vorzüglichsten Regententugenden, die jedoch nie so weit ging, daß sie ihm die Mittel benommen hätte, überall wohlthuend zu wirken, jedes unverdiente Elend sogleich zu mildern, und nicht blos der weise Beherrscher, sondern auch wahrhaft der Vater seines Volkes zu seyn. — Mit seinem jüngern Bruder Isaac lebte Johannes lange Zeit in der vollkommensten brüderlichen Eintracht. An Tapferkeit und kriegerischem Muthe, dem gemeinsamen Erbe aller Prinzen des comneniſchen Hauses, fehlte es auch dem Isaac nicht, und obgleich an allen großen Eigenschaften des Geistes wie des Gemüthes von seinem Bruder weit übertroffen, hatte er doch eine hohe Gestalt, männliche Schönheit und eine gewisse, ihm eigene

majestätische Haltung vor dem Kaiser voraus. Seinen Bruder beneidete er nicht im mindesten um seine Krone, hatte im Gegentheil bei der Verschwörung der Prinzessin Anna Comnena einen ungemeinen Eifer für die gerechte Sache desselben bewiesen. Aufrichtig liebte ihn daher auch der Kaiser, schmückte ihn mit dem prächtig klingenden, der kaiserlichen Würde am nächsten kommenden Titel eines Sebastokrators, und theilte mit ihm, zwar ohne seine Macht mit ihm zu theilen, doch wenigstens seinen Thron. Man hätte glauben sollen, daß nichts im Stande seyn würde, diese schöne brüderliche Eintracht je zu stören. Aber leider geschah es dennoch, daß gegen das Ende der Regierung des Kaisers Johannes eine Kleinigkeit, und zwar so unbedeutend, daß auch nicht ein einziger Geschichtschreiber einige Erwähnung davon macht, diese beiden liebevollen Gemüther von einander trennte. Isaac glaubte sich von dem Kaiser beleidiget und nahm diese, höchst wahrscheinlich blos eingebildete Beleidigung so hoch auf, daß er den Hof und Constantinopel verließ und mit seinem Sohne Johannes, der nachher, wie wir wissen, ein Abtrünniger ward, sich zu dem Sultan von Iconium begab. Aus Trotz gegen den Kaiser wagte Isaac jetzt sogar mehrere Einfälle in das römische Gebiet. Da aber alle seine Unternehmungen an der Wachsamkeit, Klugheit und Tapferkeit des Kaisers scheiterten, nichts ihm gelingen wollte, endlich es ihm auch sogar noch an Geld gebrach, fiel er bei dem Sultan und besonders bei dessen Emirs in eine immer sichtbarer und fühlbarer werdende Verachtung. Man erkannte an ihm kein anderes Verdienst, als blos das zufällige, nämlich daß er der Bruder eines mächtigen Kaisers sey. Diese ihn immer mehr drückende Geringschätzung schmerzte ihn um so mehr, da sie ihn an das ungemeine Ansehen und die hohe Achtung erinnerte, die er an dem Hofe seines Bruders genoß. Sein Entschluß war also

bald gefaßt. Er kehrte sammt seinem Sohne wieder nach Constantinopel zurück. Von dem Kaiser ward er mit der nämlichen Zärtlichkeit empfangen, mit der man einen geliebten, Geschäfte halber lange entfernten Bruder zu empfangen pflegt; Johannes freute sich über dessen Rückkehr mehr, als über eine neue Eroberung und schenkte ihm auch in vollem Maße, wie in frühern Zeiten, seine ganze Freundschaft wieder. Aber lange nicht so edel dachte Isaac. Nur tief gekränkte Eigenliebe, kein edleres Gefühl, hatte ihn wieder zu seinem Bruder zurückgeführt. Diesem heuchelte er blos Liebe und Ergebenheit, und vergaß sich endlich so sehr, daß er während einer Abwesenheit des Kaisers sogar über den strafbarsten Entwürfen brütete, die keinen geringern Zweck hatten, als sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Aber alle hohen und niedern Beamten im Heere wie im Staate und an dem Hofe waren dem Kaiser mit Liebe und Treue zugethan. Isaacs gefährliche Umtriebe wurden also entdeckt und an den Kaiser, der sich gerade in Syrien befand, berichtet, worauf Johannes die Weisung nach Constantinopel sandte, seinen Bruder aus der Hauptstadt zu entfernen und nach Heraclea in Bithynien zu bringen. Hier ward er in einer höchst anständigen, ihm keinen Lebensgenuß entziehenden Haft gehalten, aus der er auch erst nach dem bald darauf erfolgten Tode des Kaisers wieder entlassen ward.

Tapfer an der Spitze seiner Heere, nicht selten alle Eigenschaften eines erfahrnen Feldherrn mit dem kriegerischen Verdienste eines gemeinen Ritters vereinigend, dann wieder nicht minder weise und sinnig im Kreise seiner Räthe*), und endlich mit allen Tugenden eines Christen

*) Es ist sonderbar und dabei zu beklagen, daß die Griechen, obgleich sie uns öfters sagen, daß der Kaiser bald in dieser, bald in jener Provinz, in der er sich aufhielt oder die er durchzog, viele sehr heilsame Verordnungen gemacht habe, sich dennoch darüber in gar

und des liebenswürdigsten Privatmannes geschmückt, vermag eine unpartheiische, wenn auch noch so strenge richtende Geschichte an diesem hohen Ideal eines wahrhaft großen Monarchen keinen Flecken, keinen Schatten zu finden. Ungerecht ist es daher im höchsten Grade, wenn man dennoch hie und da diesem Kaiser eine allzu große Liebe zum Kriege und zu kriegerischem Ruhm zum Vorwurf machen will. Erfoderte das Wohl seiner Völker, so wie die Sicherheit seines eigenen Thrones, daß die Türken vom Bosphorus und Pontus entfernt, aus ganz Kleinasien vertrieben, die ehemaligen Gränzen des oströmischen Reiches wieder hergestellt, auch die europäischen Provinzen gegen die fernern Einfälle der wilden, raub- und beutesüchtigen Donauvölker dauernd geschützt würden, so waren dazu auch viele, öfters wiederholte Feldzüge nothwendig; und wenn dann der Kaiser sichselbst stets an die Spitze seiner Heere stellte, sie mit seinem Geiste beseelte, von Sieg zu Sieg sie führte, bei jeder Gelegenheit eine, selbst von den abendländischen Rittern angestaunte Kühnheit und Entschlossenheit bewies, sich oft den größten Gefahren aussetzte, alle Beschwerlichkeiten auf Märschen und sogar in Winterlagern mit dem geringsten seiner Soldaten theilte, und auf diese Weise dem großen Staatszwecke, den damals ein oströmischer Kaiser nie aus den Augen verlieren durfte, sich immer mehr näherte; so ist dieß nur ein noch größeres Verdienst, das auch, so lange er lebte, von seinen dankbaren Unterthanen freudig anerkannt ward, und nun nach seinem Tode ihm ebenfalls die gerechtesten Ansprüche auch auf die Achtung und Be-

---

kein Detail einlassen, und geblendet, wie es scheint, durch die diesen Kaiser umgebenden militärischen Glorie, für dessen nicht minder große administrative Verdienste keinen Sinn hatten, und daher blos mit der Erzählung seiner vielen Feldzüge, gewonnenen Schlachten und eroberten Provinzen sich beschäftigten.

wunderung der Nachwelt ertheilt. — Der allzu frühzeitige Tod dieses großen Kaisers schlug dem römischen Reiche, und gewisser Massen der ganzen Menschheit eine Wunde, die sein Nachfolger, wie wir bald sehen werden, weil nur der Erbe eines Theils der Tugenden seines Vaters, auch während seiner ganzen langjährigen Regierung nicht mehr zu heilen vermochte*).

III.

Kaiser Manuel.

1. Der verstorbene Kaiser hatte mit seiner Gemahlin, der tugendhaften Kaiserin Irene, vier Söhne gezeugt**). Die beiden Aeltesten waren jedoch vor ihm gestorben. Die den Vater überlebten, waren die beiden Jüngern, wovon der ältere Isaac, der andere Manuel hieß. Beide liebte der Kaiser, jedoch wie es scheint, nicht mit gleicher Zärtlichkeit. Sein Herz, vielleicht auch das Urtheil seines, alles genau beob-

---

*) Einige byzantinische Geschichtschreiber, wie z. B. Nicetes und Cinnamus, wußten doch, wahrscheinlich mit Hülfe sehr scharf geschliffener Gläser, an diesem Kaiser eine sehr bedeutende Schwachheit zu entdecken, die nämlich darin bestand, daß er, obgleich nicht schön von Gesicht, doch sehr genau darauf sah, daß seine Haare stets schön geschnitten waren und seine Schuhe die gehörige Form hatten. — Abgesehen davon, daß man dieses eher eine Eigenheit als eine Schwachheit nennen könnte, so ist wahrhaft unbegreiflich, wie man bei dem Anblick so vieler Größe, so hoher Tugend und solch' ungemeiner Liebenswürdigkeit doch noch an dergleichen mehr als läppische Erbärmlichkeiten denken konnte.

**) Außer diesen vier Söhnen hatte Irene ihrem Gemahl auch noch drei Töchter geboren, wovon die älteste, Marie, mit dem Fürsten Roger von Capua vermählt war.

achtenden und richtig auffassenden Verstandes zog ihn mehr zu dem jüngern als zu dem ältern hin. Wirklich bemerkte man auch in dem jungen Manuel eine Menge der seltensten Anlagen, von denen man mit Recht hoffen konnte, daß sie sich einst zu den herrlichsten und größten Fähigkeiten entwickeln würden. An Tapferkeit*), Kühnheit und Entschlossenheit glich er vollkommen seinem Vater. Von den gewöhnlichen zer-

*) Diese ging leider damals schon nicht selten in eine ganz unbegreifliche, wahrhaft strafbare Verwegenheit über. Als eines Tages die beiden Heere, das römische und türkische, in Schlachtordnung einander gegenüber standen, sprengte der kaum siebenzehnjährige Prinz Manuel plötzlich ganz allein gegen die Türken an und stürzte sich mitten unter die feindlichen Reihen. Das ganze Heer gerieth darüber in Schrecken und Bestürzung. Die Gefahr des Prinzen war dringend; kein Augenblick durfte gezögert werden; ohne also das Zeichen zum Angriff abzuwarten, brachen die Griechen sogleich in die Türken ein; und da jeder alle seine Kräfte anstrengte, um den Sohn seines Kaisers zu retten, ward auch der Feind nach kurzem Kampfe völlig geschlagen; und was Jedermann dabei bewunderte, war, daß der Prinz, obgleich er sich einige Zeit mit den Türken hatte herumschlagen müssen, dennoch, ohne eine Wunde erhalten zu haben, aus dem Gedränge wieder hervorkam. Gewissermaßen hatte man nun den Sieg wirklich dem Prinzen zuzuschreiben; daher auch der Kaiser vor der Front des Heeres der Tapferkeit seines Sohnes großes Lob ertheilte; aber mit ihm wieder in sein Zelt zurückgekommen, gab er ihm einen nun desto schärfern Verweis, und Einige behaupten sogar, daß der Prinz die von den römischen Kriegsgesetzen auf dergleichen Vergehen gesetzte Strafe hätte erdulden müssen, was jedoch höchst unwahrscheinlich ist, indem die Züchtigung des Prinzen bei dem Heere kein Geheimniß hätte bleiben können, und dann mit dem, ihm vom Vater öffentlich ertheilten Lobe in einem, für den gemeinen Soldaten unerklärbaren Widerspruch gestanden wäre.

ſtreuenden Vergnügungen ſeines Alters war er kein Freund, liebte vielmehr die Geſchäfte und ſcheuete keine Arbeit. Zudem hatte auch die Natur, als ſie ſeinen Körper bildete, ſich ihm ungemein günſtig erwieſen. Er war von hohem, ſchlankem Wuchſe, hatte ſehr ſchöne Geſichtszüge, und dabei eine ganz ungeheure körperliche Stärke; ſo daß ſelbſt Fürſt Raimund, dem doch die, über dieſes Fürſten ungewöhnliche phyſiſche Kraft ſtaunenden Griechen den Beinamen: Hercules von Antiochien gegeben hatten, Manuels Schild und Lanze zu führen nicht im Stande war. Der Kaiſer glaubte ſich überzeugt, daß ſein jüngerer Sohn Manuel ungleich tauglicher ſey als deſſen älterer Bruder, das Reich nicht nur gegen ſeine Feinde zu ſchützen, ſondern auch die ehemalige Größe und den ehemaligen Glanz deſſelben wieder herzuſtellen. Lebhafter als bisher regte ſich aber jetzt, wo er dem Tode ſich nahe ſah, in ſeiner Bruſt wieder der Wunſch, denjenigen, der, wie Jedermann glaubte, der Erbe ſeiner Tugenden ſeyn würde, auch zum Erben ſeines Reiches zu machen. Mehrere Tage ſchwankte jedoch ſein Entſchluß. Er befürchtete, daß eine Verletzung des Rechts der Erſtgeburt, beſonders in einer ſo großen Monarchie, gar leicht innere Unruhen, ja ſelbſt bürgerliche Kriege zur Folge haben könnte. Doch darüber beruhigte ihn ſein treuer Diener und Freund, der edle Axuch, der, indem er in Gegenwart des Vaters eine Vergleichung zwiſchen deſſen beiden Söhnen anſtellte, ihn zu überzeugen ſuchte, daß bei der allgemein anerkannten großen Geiſtesüberlegenheit Manuels, ſowohl deſſen älterer Bruder, beſonders wenn er den Willen ſeines ſterbenden Vaters erfahren haben würde, als auch alle Großen des Reiches ihm ohne alle Gefahr und Argwohn huldigen würden. — Da überhaupt der Menſch nur gar zu leicht und gerne das glaubt, was ſein Herz wünſcht, ſo verſchwanden jetzt auch bei dem Kaiſer alle ihn bis-

her noch beunruhigenden Zweifel, und ſo entſchloß er ſich, bevor noch er ſelbſt ſein Auge auf immer ſchließen würde, ſeinen Sohn Manuel mit dem Purpur zu bekleiden.

2. Indeſſen wollte der ſterbende Kaiſer doch auch noch die Geſinnungen des Heeres darüber erforſchen. Sämmtliche Unterfeldherren und Kriegsoberſten berief er daher in ſein Zelt. Als dieſe nun, größtentheils ausgezeichnet durch glänzende Waffenthaten, trauernd das Sterbelager ihres Kaiſers umgaben, raffte dieſer alle ihm noch übrigen Kräfte zuſammen, um ſeinen bisherigen Waffengenoſſen ſeinen Wunſch und ſeinen Willen kund zu geben. „Gewöhnlich," ſprach er mit ſchon halb gebrochener Stimme, „betrachten Könige und Fürſten ihre Reiche oder Staaten als ein väterliches Erbgut, das ſie ihren Söhnen nach dem Rechte der Erſtgeburt überlaſſen müßten. Ich jedoch bin diesfalls ganz anderer Meinung. Die Herrſchaft über ein Reich iſt in meinen Augen kein Geſchenk, ſondern eine Laſt, mit der ſehr große und ſchwere Pflichten verbunden ſind, und die man daher nur jenem auflegen muß, dem Gott die nöthigen Kräfte gegeben hat, ſie, ohne davon erdrückt zu werden, mit Würde zu tragen, mithin allen Forderungen, die ſeine Völker an ihn machen werden, gehörig zu entſprechen. Ihr Alle kennt meinen jüngern Sohn Manuel, deſſen ausgezeichnete Tapferkeit und raſtloſe Thätigkeit. Ihr Alle waret Zeugen, welche Gegenwart des Geiſtes er in den gefahrvollſten Augenblicken bewies, und daß wir nicht ſelten ihm ganz allein den Sieg zu danken hatten. Dieſen habe ich daher zu meinem Nachfolger gewählt; und von Euch hängt es jetzt ab, dieſe Wahl zu beſtätigen und ſie ebenfalls zu der eurigen zu machen. Bedenkt, daß die Erbfolge nach dem Recht der Erſtgeburt kein göttliches Geſetz ſey, daß Moſes der jüngere Bruder Aarons, und König David der jüngſte

von allen seinen Brüdern war." — Kaum hatte der Kaiser zu sprechen aufgehört, als die ganze Versammlung wie mit einer Stimme rief: „Wir bestätigen, o Kaiser, deine mit Weisheit getroffene Wahl; Manuel soll unser Herr seyn, wir wollen keinen andern Kaiser als Manuel!" — Dieser, jetzt durchaus unempfänglich für Alles, was um ihn her vorging, hatte nur Sinn für den ihn nun bald treffenden unersetzlichen Verlust. Er saß am Bette seines Vaters zu dessen Füßen, und benetzte die Erde mit seinen Thränen. Nur auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers konnte er, und gewissermaßen mit Gewalt, seinem Kummer auf einige Augenblicke entrissen werden. Man legte ihm den Purpur und die purpurnen Stiefel an, und umwand seine Stirne mit dem Diadem. Plötzlich ertönten jetzt alle Trompeten und Kriegshörner im Lager. In wenigen Minuten stand das Heer unter den Waffen. Nun ward Manuel als der von seinem Vater ernannte Thronfolger dem Heere vorgestellt und von diesem mit wildem, lautem Jubel und unter wiederholten lange dauernden Segenswünschen als Kaiser und Herr des römischen Reiches begrüßt.

3. Unter einem Strom von Thränen nahm nun der treue Axuch von seinem sterbenden Monarchen Abschied und eilte nach Constantinopel, wo seine Gegenwart dringend erfodert ward, bevor noch die Nachricht von dem Tode des Kaisers und der Thronerhebung Manuels angekommen seyn würde. Mit vieler Klugheit und aller in einem solchen Falle nur möglichen Schonung bemächtigte er sich sogleich der Person des nichts ahnenden Isaacs, und ließ ihn nach einem außerhalb Constantinopels gelegenen Kloster in sichere Haft bringen. Die Clerisei der heiligen Sophienkirche, deren Einfluß hier nicht ohne Bedeutung war, zog er durch ein Geschenk von einigen hundert Pfund Silbers und

das Versprechen einer künftigen jährlichen Rente für jeden einzelnen Geistlichen derselben, gänzlich in sein Interesse; und da er, seines trefflichen Charakters wegen, bei allen Ständen und Klassen des Volkes ungemein beliebt war, so kostete es ihm wenig Mühe, auch diese sämmtlich für den neuen Herrn zu gewinnen; besonders da er des verstorbenen Kaisers zarte Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen, wodurch er allein bewogen worden sey, seinen ältern Sohn dem jüngern nachzusetzen, mit eben so viel Kunst als Wärme hervorzuheben wußte. Durch dieses kluge Benehmen Axuchs blieb Constantinopel ruhig, und während der vier Wochen bis zu Manuels Ankunft entstand in der ungeheuren Hauptstadt zu Gunsten Isaacs auch nicht die mindeste Bewegung. Als endlich Manuel an der Spitze seines, ihm enthusiastisch ergebenen Heeres sich Constantinopel nahete, kam ihm die gesammte Geistlichkeit, der ganze Senat und alle anwesenden Großen des Reiches weit vor den Thoren der Stadt entgegen und begrüßten ihn freudig und mit sichtbarer Zufriedenheit als ihren Kaiser und Herrn. Auch das Volk strömte von allen Seiten zahllos herbei, und die schöne männliche Gestalt und das kriegerische Aussehen seines neuen Beherrschers bewundernd, glaubte es nun um so viel zuversichtlicher noch das von Axuch und dessen Vertrauten überall verbreitete Gerücht, daß nämlich der neue Kaiser mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit der Jugend auch alle Weisheit und Erfahrung des reiferen Alters vereinigen werde; und darüber von Freude trunken, überließ es sich nun völlig der frohen Ueberzeugung, daß mit der Regierung des jungen Monarchen ein neues, goldenes Zeitalter beginnen, und ein Füllhorn nach dem andern, immer reicher an Segen und frohen Genüssen, sich über Alle, wie über jeden Einzelnen ausgießen werde. Freilich war, wie wir bald sehen werden, die Erfahrung eines Jahres schon hinreichend, das Volk aus seinem

freudigen Rausch wieder zu wecken und es vollkommen nüchtern zu machen*).

*) Es ist doch gewiß und wahr, daß in allen Zeiten und unter allen Zonen das Volk stets Volk ist und Volk bleibt. Sein Charakter ist indelibel; die Zeit vermag ihn nicht zu verwischen und das Gepräge, das er vor tausend Jahren trug, trägt er auch jetzt noch. Unstreitig würde auch heut zu Tage — wovon eine mehrfache Erfahrung uns überzeugt hat — bei irgend einem eintretenden Regierungswechsel eine ähnliche, wie die obige, durchaus nichts Bestimmtes sagende, nur in ganz allgemeinen Ausdrücken gehaltene Erklärung die Gemüther des Volkes und aller Stände und Klassen desselben mit grenzenlosem Jubel, den frohesten Hoffnungen und Erwartungen erfüllen; aber dann auch — was bis jetzt von jeher geschehen ist — in kurzer Zeit, sobald man nämlich bemerkte, daß man wäre getäuscht worden, oder vielmehr, daß man sich selbst muthwillig getäuscht hätte, eine nicht minder große, sogar oft mit lautem Murren und Klagen verbundene Unzufriedenheit darauf folgen. Dieß ist durchaus nothwendig. Es liegt in der Natur der Sache. Ein Volk besteht gewöhnlich aus mehreren, oft vielen hunderttausend Individuen, deren Streben und Verlangen wie deren Zwecke, Wünsche und Hoffnungen von der verschiedenartigsten, nicht selten sogar sich gegenseitig widersprechenden Natur sind. Diesen allen zu entsprechen, ja nur die wenigsten davon zu befriedigen, ist eine offenbare Unmöglichkeit, und selbst ein Engel, der vom Himmel käme, um mit überirdischer Weisheit das Regiment zu führen, würde nicht im Stande seyn, über jedes individuelle Interesse zu wachen, jedem einzelnen Bedürfnisse abhelfend zu begegnen, jedes örtliche Uebel gründlich zu heilen. Ueberhaupt ist es gar nicht die eigentliche Aufgabe einer Regierung, das Volk glücklich zu machen; dieß vermag sie nicht. Das Einzige, was sie thun kann und auch zu thun sich verpflichtet fühlen muß, ist blos, daß sie Alles aus dem Wege räumt, was allenfalls hindern könnte, daß ein Jeder durch sein eigenes Mitwirken so glücklich und zufrieden würde, als er es auf der Stelle, worauf ihn die Vorsehung

geſetzt hat, zu ſeyn vermag. Glück und Zufriedenheit, wenn Beides gedeihen ſoll, muß und kann blos das Werk des Volkes ſelbſt ſeyn. Wird dieſes anfangen und mit Beharrlichkeit fortfahren, fleißig, nüchtern, enthaltſam, keuſch, fromm und in allen ſeinem Thun redlich zu ſeyn, wird es verderblichem Luxus und kindiſcher, hoffärtiger, oft das ganze Vermögen einer Familie verſchlingenden Prachtliebe ſich nicht hingeben, nicht von unmäßiger Vergnügungsſucht ſich in einem ſteten Wirbel von Zerſtreuungen herumtreiben laſſen, ſondern das wahrhaft chriſtliche, ſtille Familienleben wieder bei ſich einführen, dann wird es — wenigſtens im Durchſchnitt, denn Ausnahmen gibt es in allem und überall — auch immer glücklicher und zufriedener ſeyn, und von den reinen Freuden dieſes Lebens ihm manche zu Theil werden. Da aber gerade von jenen Tugenden, auf welchen ächtes Volksglück beruhet, nur Religion die einzige Gebärerin und Pflegerin iſt; ſo muß jede Regierung, da es ja ihre eigene Aufgabe iſt, Alles, was jenem in dem Wege ſteht, zu entfernen, nun auch dem, ſein Schlangenhaupt immer ungeſcheuter erhebenden Unglauben mit allem Nachdruck ſteuern, dem frechen, alles verneinenden, ſogenannten Zeitgeiſte, ſtatt mit ihm zu tändeln oder gar bisweilen ihm zu huldigen, mit Entſchloſſenheit und Feſtigkeit unter die Augen treten; ſie muß ihrem Volke deſſen religiöſen Glauben, das höchſte und koſtbarſte Nationalgut, nicht von eitlen, lügenhaften Philoſophen rauben, die öffentliche wie häusliche Sittlichkeit nicht durch ſchandbare, überall zur Schau geſtellte Bücher, und beſonders durch jene, immer verderblicher werdende Wolke von gleisneriſchen, Tugend und Laſter in eine angenehme, daher nur deſto verführeriſche Miſchung ſtellenden Theaterſtücke untergraben laſſen; ſie muß demnach Tugend und Frömmigkeit ebenfalls als ein Verdienſt erkennen, Beides nach Möglichkeit zu befördern und zu verbreiten ſuchen, und vorzüglich in das, von Gott ſelbſt ſeiner Kirche angewieſene Gebiet ſich keine Eingriffe erlauben, und nie es wagen, die heilſamen, ſelbſt das zeitliche Wohl eines Volkes mittelbar befördernden, frommen Beſtrebungen und Bemühungen, beſonders der erſten Diener der Kirche jeden Augenblick zu lähmen, oder gar, was noch ſchrecklicher wäre, ſie völlig zu hemmen.

— Wird nun ſowohl von Seite des Volkes, wie auch deſſen Regierung das geſchehen, was bei jedem Theile in deſſen eigenem, natürlichen Wirkungskreis liegt, und wozu kein ſehr großer Aufwand von geiſtigen Kräften, ſondern blos geſunder Menſchenverſtand, reiner Wille und fromme Beharrlichkeit erfodert werden; ſo wird auch das Uebrige von ſelbſt folgen. Alle andere Mittel ſind unzureichend, und am unzureichendſten jener Wuſt von ephemeren, nie auf ein genau berechnetes Ganze hinzielenden Geſetzen und Polizeiverordnungen, die im Gegentheil, je mehr ſie ſich häufen, gerade die ſicherſten und untrüglichſten Symptome des ſiechhaften, kranken Zuſtandes eines Volkes ſind. — Nothgedrungen glauben wir noch am Ende dieſer kleinen Abſchweifung die Bemerkung hinzufügen zu müſſen, daß nämlich hier, und zwar gebieteriſcher als irgend anderswo, die Nothwendigkeit eintritt, daß man vor allem zuerſt ſelbſt das ſeyn muß, wozu man Andere machen will.

4. Da der Stuhl von Conſtantinopel durch den Tod des Patriarchen Leo Stypiotes erlediget und bisher noch nicht wieder beſetzt worden war, ſo mußte die Krönungsfeierlichkeit um einige Tage zurückgeſetzt werden. Aber unverzüglich ward nun auch zu der Wahl eines neuen Patriarchen geſchritten, und Michael Curcuas, bisheriger Abt des Kloſters zum heiligen Aurentius, da alle Stimmen ſich in ihm vereinten, von dem Kaiſer auf den Patriarchenſtuhl erhoben. Mit dem gewöhnlichen feierlichen Gepränge ſetzte Curcuas in der Sophienkirche dem Kaiſer die Krone auf das Haupt, worauf Manuel hundert Pfund Goldes auf den Altar niederlegte, auch das den Geiſtlichen dieſer Kirche in ſeinem Namen von Aruch gemachte Verſprechen erfüllte, und jedem derſelben eine, ſeinem Range angemeſſene, jährliche Geldrente anweiſen ließ*). — Iſaac, des Kaiſers

*) Curcuas ſoll, nach dem Bericht des Nicetas, ein ſehr frommer, ſanfter, in den heiligen Schriften wohlunterrich-

älterer Bruder, ward jetzt ſeiner Haft entlaſſen, von ſeinem Bruder zärtlich umarmt; erhielt jedoch für den

---

teter, aber mit der Welt und deren Händeln deſto weniger bekannter Prieſter geweſen ſeyn. Er ſaß jedoch nur drei Jahre auf dem Patriarchenſtuhle; nach Verlauf dieſer Zeit legte er freiwillig ſeine Würde nieder, und zwar, weil er, wie er ſelbſt ſagte, während dieſer Jahre, trotz aller ſeiner Bemühungen, dennoch weder zur Ehre Gottes noch zum Heile der Menſchen Etwas habe thun können. Er ging hierauf in ſein Kloſter zurück, warf ſich, als er ankam, auf die Erde nieder und ließ ſich von einigen Mönchen mit Füßen treten, als Strafe dafür, daß er aus Eitelkeit, um den Patriarchenſtuhl zu beſteigen, die einſamen und heiligen Mauern ſeines Kloſters verlaſſen habe. Curcuas Nachfolger, der Cosmas hieß, und dem Nicetas ein nicht minder großes Zeugniß gibt, blieb ebenfalls kaum drei Jahre Patriarch von Conſtantinopel. Aber er dankte nicht freiwillig ab, ſondern ward auf einer zahlreichen Synode ſeiner Würde entſetzt, weil er einen, von dem Wahn der Bogomilen angeſteckten und daher unter dem vorigen Patriarchen abgeſetzten Geiſtlichen wieder aufnahm, dieſem ſogar, in der Meinung, daß alle gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen bloße Verläumdungen wären, ſein Vertrauen ſchenkte, und auf dieſe Art es geſchehen ließ, daß derſelbe die Irrthümer jener Secte auf das Neue wieder zu verbreiten ſuchte. Unter ſeinem Nachfolger Muſalon dauerten die Unruhen in der Kirche fort, ſo daß auch dieſer, nachdem er während ſeine dreijährigen Amtsführung keinen Augenblick Ruhe gehabt hatte, endlich ſich gezwungen ſah, von dem Patriarchenſtuhl wieder herabzuſteigen, und dieſen einem Mönche, Namens Neophytus, zu überlaſſen, der jedoch ſogar ſchon im fünften Monate nach ſeiner Erhebung wieder abgeſetzt und vertrieben ward. Eine geraume Zeit lang hatte Conſtantinopel jedes Jahr einen andern Patriarchen, an deſſen Wahl gewöhnlich Hofgunſt und Hofintriguen einen weit größern Antheil hatten, als perſönliches Verdienſt. Die Gnade oder Ungnade des Kaiſers konnte Patriarchen ein- und abſetzen. Geht man in das Detail dieſer, die Kirche von Conſtantinopel immer mehr verwir-

Verlust des Reiches keine andere Entschädigung, als blos den Titel: Sebastocrator, eine Auszeichnung, die höchstens nur der Eitelkeit eines entfernten Verwandten des kaiserlichen Hauses hätte schmeicheln können. — Auch der andere Isaac, Manuels Oheim, den der Kaiser nach Heraclea in Bithynien hatte bringen lassen, erhielt ebenfalls seine Freiheit und zugleich die Erlaubniß, wieder nach Constantinopel zurückzukehren. — Gleich im folgenden Jahre vermählte sich Manuel mit der Pfalzgräfin Bertha, einer Schwester der Gemahlin des deutschen Königs Conrad III. Nach der Griechen Sitte und Gebrauch ward jetzt Bertha Irene genannt, und erhöhete nun ebenfalls ihrer Seits den Glanz eines Namens, den schon vor ihr viele ihrer Vorgängerinnen, durch hohen weiblichen Sinn auf dem Throne, so sehr verherrlichet hatten. Bertha gehörte zu den edelsten weiblichen Wesen ihrer Zeit. In ihr vereinten sich Schönheit des Körpers und Schönheit der Seele, dabei geschmückt mit jeder sanften Tugend ihres Geschlechts, und jener unnachahmlichen, weil nicht zu erkünstelnden Grazie, die nur ein Geschenk unentweihter Unschuld ist, würde ihre Hand jeden andern,

---

renden Unordnungen ein, und forscht nach den wahren Ursachen derselben, so wird man bald die Ueberzeugung gewinnen, daß es blos nothwendige, daher leicht vorauszusehende Folgen der unseligen Trennung der orientalischen Kirche von der allgemeinen Kirche waren. Völlig isolirt stand jene jetzt da, gleich einem von seinem Stamme abgerissenen Aste, und hatte an dem römischen Papste, dem einzigen wahren Oberhaupte der von Jesu Christo gestifteten und über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche, nun nicht mehr jenen mächtigen Vertreter und Beschützer, dessen Einfluß, oberrichterliche Eingriffe und Entscheidungen in frühern Zeiten, wie man sich erinnern wird, für die Kirche von Constantinopel oft eben so heilsam, als nothwendig und wohlthuend waren.

weniger als Manuel ausschweifenden Fürsten für immer beglückt haben. Aber alle Liebenswürdigkeit Bertha's konnte ihrem Gemahl blos Hochachtung und Verehrung, nicht aber Liebe einflößen. Zwar umgab er sie mit aller nur möglichen äußern Pracht, sorgte dafür, daß jeder ihrer Wünsche sogleich befriediget würde, legte gleichsam den ganzen Palast zu ihren Füßen; aber nie gehörte ihr sein Herz, das, so lange er lebte, stets die Beute anderer Schönheiten ward.

5. Auch die Geschichte der sieben und dreißigjährigen Regierung dieses Kaisers füllen blos ununterbrochene Kriege, gewonnene Schlachten und gemachte Eroberungen. Da diese aber nur vorübergehend waren und dem Reiche keine bleibenden Vortheile brachten, so gewinnen sie blos durch dieses Kaisers beispiellose, wahrhaft an das Wunderbare grenzenden persönlichen Heldenthaten einige Bedeutung. Alle drei damals bekannten Welttheile erfüllte Manuel mit dem Geräusch seiner Waffen. Er erfocht Siege an dem Fuße des Taurus, wie an den Ufern des Nils und der Donau; in Syrien und Mesopotamien, wie in den Gefilden Ungarns und der Bulgarei, auf den Küsten Dalmatiens und Italiens, wie auf dem Meere von Sicilien und Griechenland; und wenn auch alle Feldzüge Manuels nicht stets gleichen glücklichen Erfolg hatten, ja sogar dieses Kaisers kriegerischer Ruhm durch seinen letzten unglücklichen Feldzug gegen die Türken verdunkelt ward, so war doch während seiner ganzen langen Regierung das oströmische Reich für alle Mächte Asiens und Europas wieder ein Gegenstand der Achtung oder auch des Schreckens. — Raimund, Fürst von Antiochien, war der erste, dem Manuel seine Macht fühlen ließ. Nachdem er das antiochenische Heer zweimal geschlagen, das Gebiet von Antiochien weit umher verheert und die Belagerung und Eroberung nur auf

kurze Zeit vertagt hatte, war Raimund, der dem Kaiser, als dieser nach dem Tode seines Vaters mit seinem Heere aus Cilicien nach Constantinopel eilte, eine so schnöde, trotzige Botschaft gesandt hatte, sich aber jetzt mit dem völligen Verlust seines Fürstenthums bedroht sah, endlich gezwungen, selbst nach Constantinopel zu gehen, und zwar in der ängstlichen Besorgniß, ob der Kaiser auch jetzt noch seine Unterwerfung annehmen würde. In der Kaiserstadt angekommen, ward Raimund jedoch von dem Kaiser nicht eher vorgelassen, als bis er dem Andenken seines Vaters, des Kaisers Johannes, an dessen Grabe, in Gegenwart sämmtlicher Geistlichen der Kirche, in der die Gebeine des verstorbenen Kaisers ruheten, wegen der demselben zuletzt noch zugefügten Beleidigung, welche zu bestrafen blos der Tod diesen Kaiser verhinderte, eine förmliche, feierliche Abbitte zu thun. Erst nachdem Raimund sich dieser Demüthigung unterworfen hatte, ward er zur Audienz gelassen, ihm erlaubt, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten und als Manuels Vasall noch ferner sein Fürstenthum zu beherrschen.

6. Der Krieg gegen Ungarn hatte eine Dauer von achtzehn Jahren, obgleich unterbrochen durch Waffenstillstand und Friedensschlüsse, wovon der letztere den Krieg wirklich für immer beendiget zu haben schien. Die erste Veranlassung dazu gab der ungarische König Geisa. Die Serbier, ein kriegerisches, raubsüchtiges Volk, hatten sich feindliche Einfälle in das römische Gebiet erlaubt. König Geisa glaubte aus Staatsgründen die Serbier, gegen die jetzt Manuel in eigener Person zog, unterstützen zu müssen, und schickte ihnen ein zahlreiches Heer Ungarn zu Hülfe. Aber obgleich jetzt das mit den Ungarn vereinte serbische Heer weit zahlreicher als jenes des Kaisers war, ward es doch an den Ufern der Draun völlig geschlagen und zerstreut.

Ganz Serbien fiel in die Gewalt der Griechen, und der Fürst oder König der Serbier ward gezwungen, in Manuels Lager zu kommen, sich demselben zu Füßen zu werfen und als Vasall desselben ihm den Eid der Treue zu leisten, mit dem Versprechen, dem Kaiser, wenn dazu aufgefordert, in allen dessen Feldzügen, nur mit Ausnahme jener in Asien, mit einer auserlesenen Schaar von zweitausend Reitern Heeresfolge zu leisten. — Offenbar hatte jetzt König Geisa dadurch, daß er den Serbiern ein ganzes Heer zu Hülfe sandte, den Frieden mit dem griechischen Reich gebrochen. Diesen Friedensbruch wollte Manuel nicht ungeahndet lassen. Gleich im folgenden Jahre unternahm er also mit einem, obgleich nicht sehr zahlreichen Heere eine Heerfahrt nach Ungarn. Geisa war jetzt gerade von einem sehr glücklichen Feldzuge in Rußland zurückgekommen, und zog nun eiligst sämmtliche Streitkräfte seines Reiches zusammen, theilte sie in drei Abtheilungen, wovon jede dem Heere des Kaisers an Zahl gleich war, und rückte demselben voll kühner Zuversicht entgegen. Aber alle drei Heerhaufen der Ungarn wurden nach einander geschlagen. Geisa ward immer weiter zurückgedrängt. Ueber jeden Fluß, hinter welchem der König Sicherheit zu finden hoffte, setzte der Kaiser mit seinem Heere, oft nur mit einem kleinen Theil desselben, trieb die Ungarn aus einer festen Stellung nach der andern, und stand schon, Alles um sich her mit Feuer und Schwert verwüstend, in dem Herzen Ungarns, als Geisa, nun befürchtend, daß am Ende sein ganzes Reich in eine Einöde könnte verwandelt werden, Gesandte in das kaiserliche Lager schickte und demüthig um Frieden bitten ließ. Aber dieser ward ihm nicht gewährt; jedoch ging der Kaiser einen Waffenstillstand auf mehrere Monate mit ihm ein. Der Abschluß eines definitiven Friedens, sagte Manuel, müsse erst ein Gegenstand reiferer und ruhigerer Verhandlungen in Constantinopel werden,

wohin er jetzt zurückkehre, und wohin der König nun auch seiner Seits Abgeordnete schicken möge. — Aber Geisa, der, in der Hoffnung eines glücklichen Erfolges während des Kaisers Abwesenheit, diese benutzen wollte, brach den Waffenstillstand, belagerte Branisoba, schlug einen kaiserlichen Unterfeldherrn, Namens Basilius, in die Flucht, tödtete ihm viele Leute, machte noch mehr Gefangene und plünderte weit umher die ganze Gegend. Aber mit Blitzesschnelle eilte jetzt Manuel herbei, zwang die Ungarn, die Belagerung von Branisoba aufzuheben*), und stand in kurzer Zeit schon wider an der Donau. Wie das erstemal, so verlor auch jetzt Geisa wieder allen Muth, und ordnete auf das neue Gesandte mit Friedensvorschlägen an den Kaiser. Er erbot sich, alle gemachte Beute zurück zu geben,

---

*) Eigentlich war es blos der Schrecken, den schon der Name des Kaisers einflößte, der die Ungarn zur Aufhebung der Belagerung zwang. Manuel war noch sehr weit von Branisoba entfernt; damit er aber die nöthige Zeit gewinne herbeizueilen, ließ er den Einwohnern sagen: sie möchten sich nur eine kurze Zeit noch tapfer vertheidigen; er sey schon im Marsche nach ihrer Stadt begriffen und werde in wenigen Tagen allda eintreffen. Diesen Brief gab er einem Soldaten mit dem Befehle, sich der Stadt auf einer Seite, wo kein Feind stünde, soviel wie möglich zu nähern, und dann mittels eines Pfeils den Brief in die Stadt zu schicken. Der Soldat befolgte zwar diesen Befehl, schoß aber aus zu weiter Entfernung. Der Brief gelangte nicht in die Stadt, fiel vor derselben auf die Erde und kam in die Hände der Ungarn. Sobald jetzt diese daraus ersahen, daß der Kaiser in Eilmärschen heranrücke, hoben sie sogleich die Belagerung auf, verbrannten sogar einen Theil ihres Belagerungszeuges, und zogen sich in größter Eile zurück. — So sehr hatte sich Manuel schon in den ersten vier Jahren, seitdem er regierte, allen seinen Feinden furchtbar zu machen gewußt!

alle Gefangenen ohne Lösegeld zu entlassen und für alle, welche in dem Treffen mit Basilius gefallen, eine eben so große Anzahl der besten ungarischen Pferde zu liefern. Anfänglich wollte Manuel von keinen Friedensvorschlägen hören, ließ sich aber doch endlich durch die ungarischen Gesandten besänftigen, und so kam nun ein Friede zu Stande, der auf acht bis neun Jahre dem Kriege mit Ungarn ein Ende machte.

7. Mit den Türken hatte Manuel, so lange er lebte, zu kämpfen. Zwar ward der Sultan stets gezwungen, um Frieden zu bitten, erhielt ihn auch jedesmal, ohne sehr große Opfer dafür zu bringen. Aber sobald der Kaiser in Europa beschäftigt und zurückgehalten ward, fielen die Türken sogleich wieder in Cilicien und den andern Provinzen ein, aus welchen man sie vertrieben hatte, eroberten einige Städte und Schlösser, verbrannten andere, verheerten weit und breit das Land, und führten zahllose Einwohner als Sclaven mit sich fort. Freilich wurden sie dafür vom Kaiser jedesmal scharf gezüchtiget, aber dennoch kam nie ein dauerhafter Friede mit denselben zu Stande*).

*) Manuels Kriege mit den Pazinazen waren eigentlich nur eine Nebensache, die kaum noch eine Erwähnung verdient. Dieses wilde, kriegerische, ein Nomadenleben führende Volk kannte keine andere Politik, als jeden günstigen Augenblick zu erlauschen, um in angrenzenden Ländern seine Raubluft zu befriedigen. Mit beinahe unbegreiflicher Geschwindigkeit durchstreiften die Pazinazen auf ihren Raubzügen die weitesten Länderstrecken. Sie hatten ungemein schnelle Pferde, besonders brauchbar in Gebirgsgegenden, da sie auch steile Anhöhen mit Leichtigkeit zu erklettern im Stande waren. Kamen sie an einen Fluß, so hatte jeder Pazinaze einen, mit Wolle angefüllten und an beiden Enden wohlbefestigten Sack, mit diesem setzte er selbst über die breitesten Flüsse, sein neben ihm schwimmendes Pferd am Zaume

8. Aber mehr als mit den Türken, Ungarn und übrigen Donaunationen beschäftigte sich Manuel seit einiger Zeit mit seinen Planen auf Italien und Sicilien. Der Krieg gegen König Roger von Sicilien lag ihm um so mehr am Herzen, als er, der ohnehin seit seiner Thronbesteigung mit nichts geringerem umging, als das oströmische Reich in seiner ganzen ehemaligen Integrität wieder herzustellen, jetzt eine erwünschte Veranlassung gefunden zu haben glaubte, alle von den Normännern seinen Vorfahren entrissene Länder in Italien zu erobern und wieder mit seinem Reiche zu vereinigen. Er war von dem sicilianischen Hofe selbst jetzt zum Kampfe herausgefodert worden, und Manuel war nicht der Fürst, der irgend einer Ausfoderung, wie gefahrvoll sie auch seyn mochte, sich hätte entziehen wollen. König Roger von Sicilien hatte nämlich, wie man sich erinnern wird, gleich nach Annahme des königlichen Titels, und um seiner angenommenen neuen Würde

---

haltend. Da die Schnelligkeit ihrer Pferde ihnen immer einen sichern Rückzug verbürgte, so raubten und plünderten sie in den Ländern so lange, bis sie in Erfahrung brachten, daß ein wohl gerüstetes Heer gegen sie im Anmarsch sey. Aber unverzüglich traten sie alsdann auch ihren Rückzug an und zwar mit solcher Eile, daß sie, bevor sie erreicht werden konnten, sich schon wieder in ihren Gebirgen zerstreut, und in Gebirgsschluchten und Felsenhöhlen sich verkrochen hatten. Aber dem Kaiser Manuel, der seine wie seiner Soldaten und deren Pferde ausdauernde Kraft durch die ungeheuersten und angestrengtesten Märsche auf die härteste Probe zu stellen pflegte, gelang es doch einigemal, das Heer der Pazinazen einzuholen und dieses wilde, aber sehr kriegerische Volk in zwei blutigen Treffen so völlig zu schlagen und eine solche Menge seiner Leute zu tödten, daß ihm die Lust, die römischen Grenzprovinzen zu besuchen, auf viele Jahre, wenigstens so lange Manuel regierte, gänzlich verging.

einen desto größern Glanz zu geben, eine Prinzessin aus dem comnenischen Hause zur Gemahlin begehrt. Die ersten Schritte in der Unterhandlung mit dem Hofe von Constantinopel schienen an einem günstigen Ausgang nicht mehr zweifeln zu lassen. Leider ward dieselbe durch den Tod des Kaisers Johannes unterbrochen, jedoch unter dessen Nachfolger einige Zeit nachher auf das neue wieder angeknüpft. Manuel war einer Familienverbindung mit dem sicilianischen Hofe nicht abgeneigt. Er ordnete also einen Gesandten nach Palermo, der diese wichtige Angelegenheit nach dem Wunsche beider Höfe beendigen sollte. Aber der griechische Gesandte, sey es aus Unverstand oder weil durch sicilianisches Gold gewonnen, hatte die unbegreifliche Frechheit, in dem von ihm abgeschlossenen Heirathscontrakt zwischen dem Kaiser und Beherrscher des oströmischen Reiches und dem Enkel eines normännischen Edelmanns, der noch nicht einmal von den übrigen Mächten Europas als König anerkannt war, eine durchaus vollkommene Gleichheit zu stellen. Darüber entbrannte nun der Kaiser, und nicht mit Unrecht, in heftigen Zorn. Nur des Gesandten, gleich nach dessen Ankunft in Constantinopel erfolgter Tod entzog denselben der wohlverdienten Strafe. Aber dem, von seinem Gesandten geschlossenen Vertrage verweigerte nun Manuel seine Ratification, erklärte alles, was bisher geschehen, für null und nichtig, und brach alle fernere Verhandlung wegen dieser Angelegenheit ab. Bei Manuel waren nur die ersten Aufwallungen seines Zornes heftig und furchtbar; diesen mußte man ausweichen, und dann war nichts leichter, als durch ehrerbietige, unterwürfige Worte ihn wieder zu besänftigen. Aber statt auf diesem sanften Wege wieder alles in das gehörige Geleise zu bringen, glaubten die in Constantinopel anwesenden sicilianischen Gesandten thörichter Weise, einen Monarchen wie Manuel, durch

trotzige und hochfahrende Worte einschüchtern zu können, und vergaßen sich endlich in einer Unterredung mit dem Kaiser so weit, daß sie ihn des Wortbruchs und der Treulosigkeit beschuldigten; worauf Manuel, weil sie, durch ihre grobe Verletzung der Majestät seines Thrones, sich selbst aller gesandtschaftlichen Rechte verlustig gemacht hätten, sie sämmtlich greifen und in das Gefängniß legen ließ.

9. König Roger, im höchsten Grade erbittert, daß jetzt der sehnlichste seiner Wünsche nicht mehr erfüllt werden könnte, und alle Früchte, die seine Politik von einer Verbindung mit dem byzantinischen Kaiserhause gehofft, nun für immer verloren wären, daher an dem Kaiser sich rächen wollte, nahm nun die Verhaftung seiner Gesandten in Constantinopel, was er als eine Verletzung des Völkerrechts zu betrachten sich stellte, zum Vorwand, das griechische Reich feindlich zu überfallen. Unverzüglich mußte jetzt, im Jahre 1147, also im vierten Jahre der Regierung Manuels, Rogers Admiral Georg, ein geprüfter und erfahrner Seemann, der schon in frühern Expeditionen sich Ruhm und Ehre erworben hatte, mit siebenzig Galeeren aus den Häfen von Sicilien gegen Griechenland auslaufen. Georg segelte zuerst nach Corfu und eroberte in wenigen Tagen Stadt und Insel, wenn man anders dieß eine Eroberung nennen will, da die Einwohner, klagend über den Druck der Abgaben und unzufrieden mit der griechischen Regierung, die ungemein befestigte Stadt dem Sicilianer freiwillig übergeben hatten. Nach der Einnahme Corfu's machte der sicilianische Admiral einen Versuch auf die Stadt Monombasia an der östlichen Seite des Peloponnes. Aber hier ward er zurückgetrieben, und da es ihm zur Belagerung der Stadt eben so sehr an Zeit als an dem nöthigen Belagerungszeuge gebrach, so segelte er den adriatischen Golf

wieder hinauf, verheerte die Küſten von Artanien und Aetolien, drang hierauf in den Meerbuſen von Corinth und landete in dem Hafen von Criſſa. Von da drangen die Normänner, alles verheerend und verwüſtend, immer tiefer in das Innere des Landes, überſtiegen mit leichter Mühe die nicht hohen Mauern von Athen und Theben, und nachdem ſie beide Städte rein ausgeplündert hatten, und zwar mit einer ſolchen Gier und Härte, daß ſie den ſchuldloſen Einwohnern nicht einmal deren nothwendigſte Kleidungsſtücke ließen, auch ſelbſt das Leben derſelben nur unter der Bedingung ſchonten, daß ſie mit einem, auf die heiligen Evangelienbücher abgelegten Eide beſchwören mußten, von allem ihrem Eigenthum nicht das Mindeſte zurückbehalten und verborgen zu haben, führten ſie eine Menge Männer und Frauen, wovon viele den angeſehenſten Familien Griechenlands angehörten, nebſt allen Seidenarbeitern und Seidenarbeiterinnen als Gefangene fort. Von Theben ging es nach Corinth. Als die Normänner allda ankamen, fanden ſie die untere Stadt von Einwohnern verlaſſen. Alle hatten ſich auf die Citadelle geflüchtet. Dieſe lag auf einer ſehr hohen, ſteilen Anhöhe. Nur ein ſehr ſchmaler, ſelbſt gegen ein zahlreiches Heer leicht zu vertheidigender Weg führte zu der hohen, mit doppelten und ſtarken Mauern umgebenen Burg hinauf. Eine zahlreiche Beſatzung lag in derſelben; an dem nöthigen Vorrath von Lebensmitteln auf mehrere Monate gebrach es ihr ebenfalls nicht, und die berühmte Quelle Pirene verſah ſie reichlich mit Waſſer; kurz die Feſte war unüberwindlich. Aber demungeachtet fiel ſie, durch die Feigheit des Commandanten und der erſt unlängſt angeworbenen, ungeübten und des Krieges ungewohnten Beſatzung, den Sicilianern in die Hände. Die Belagerer hatten blos die Mühe, die ſteile Anhöhe heraufzuſteigen, worauf die Feſtung ſich ſogleich ergab. — Als der ſicilianiſche

Admiral die Festungswerke und alle Theile derselben in Augenschein genommen, und sich von der Unbezwingbarkeit derselben überzeugt hatte, rief er staunend aus: „Nur die Hand Gottes konnte uns hieher führen; nur ihr haben wir diese Eroberung zu danken.“ Da er aber jetzt einen Vergleich anstellte zwischen der Kunstfertigkeit der griechischen Städte, deren prachtvolle Arbeiten er während seines Zuges öfters bewundert hatte, und der ungemeinen Feigheit des Commandanten und der Besatzung von Akrocorinth, und von diesen auch auf alle übrigen griechischen Truppen einen ähnlichen Schluß fällte; so schrieb er seinem Herrn in dem Briefe, in welchem er ihm die Einnahme von Corinth meldete: „Die Griechen hätten aufgehört, Soldaten zu seyn, verstünden sich nur noch auf Spuhle und Webstühle, wären aber treffliche Arbeiter geworden, daher er auch eine große Anzahl derselben nach Sicilien mitbringen werde.“ — Den Commandanten von Corinth behandelte Georg mit der größten Verachtung, schalt ihn einen Feigen und Nichtswürdigen, dem Weiberkleidung besser als der Soldatenrock anstünde, und der nie hätte Waffen ergreifen sollen, die er nicht zu führen und nur zu entehren wüßte. — Nachdem der sicilianische Admiral Griechenland ausgeplündert und eine ungeheure Beute gemacht hatte, wovon unstreitig die nach Sicilien bestimmten Seidenfabrikanten der kostbarste und schätzbarste Theil waren, kehrte er mit seinen, mit den Reichthümern Griechenlands schwer beladenen Schiffen wieder nach Palermo zurück.

10. Nicht blos um diese Unbilde zu rächen, weit mehr noch, um seinen längst schon gefaßten großen Plan in Ausführung zu bringen, machte Manuel ganz ungeheure Zurüstungen. Nicht allein Apulien und Calabrien, auch Sicilien sollte wieder eine weite Domaine des oströmischen Reiches werden; sogar die Unterwerfung

von ganz Italien zeigte sich dem kühnen, alles unternehmenden, weil alles sich zutrauenden Kaiser in gar nicht mehr sehr entfernter Aussicht. Bald waren also jetzt der Archipelagus und das jonische Meer mit griechischen und venetianischen Geschwadern bedeckt. Manuels Flotte bestand aus fünfhundert Galeeren und tausend Transportschiffen*), und sein Landheer aus den besten Truppen des Orients und Occidents. Ueber die Flotte gab er den Oberbefehl seinem Schwager, dem tapfern und erfahrnen Contostephanus, und über das Landheer setzte er den edeln Paläologus, der mit allen Talenten eines großen Feldherrn auch die höhern Einsichten eines weisen Staatsmannes vereinigte, und überdies auch noch einer der tugendhaftesten Männer seiner Zeit war. — Alle Unternehmungen der Flotte wie des Landheeres wurden mit ungemeiner Klugheit geleitet, und daher stets mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Nach einer dreimonatlichen, sehr schweren und dem Kaiser einen bedeutenden Theil seiner Kerntruppen und mehrere seiner besten Offiziere kostenden Belagerung**), ward Corfu gezwungen, zur Gnade des Kaisers, seines rechtmäßigen Beherrschers, der in eigener Person die Belagerung geleitet hatte, seine Zuflucht zu nehmen. — Angelegenheiten des Orients verhinderten den Kaiser, persönlichen Antheil an dem italienischen Feldzug zu nehmen. Dem Paläologus übertrug

*) Nach dem übereinstimmenden Bericht sämmtlicher griechischer Geschichtschreiber; obgleich man eingestehen muß, daß selbst bei der ihnen günstigsten Berechnung der Kriegs- und Transportschiffe und der Pinten diese Angabe dennoch übertrieben zu seyn scheint.

**) Selbst der Schwager des Kaisers, der tapfere und erfahrene Admiral Contostephanus, war während der Belagerung gefallen. Seiner Schwester, des gefallenen Contophanus Gemahlin, schenkte der Kaiser die Insel Cbrfu als eine ihr eigenthümlich angehörige Domaine.

er demnach nun auch den Oberbefehl über die Flotte. Eine, obgleich nicht sehr zahlreiche Schiffsabtheilung ward zwar geschlagen, jedoch blos durch die Schuld des Constantinus Angelus, der, verleitet durch seine Begierde nach Beute, der ihm ertheilten Weisung nicht treu geblieben war. Dieser Unfall hemmte jedoch nicht den Gang der großen Unternehmung. Paläologus landete in Italien*). Die zur Vertheidigung des Landes aus Sicilien angekommenen Truppen waren zwar zahlreich und von dem besten Geiste beseelt, lagen aber zerstreut als Besatzung in Apuliens und Calabriens festen Städten und Schlössern, von denen jedoch, trotz des tapfern Widerstandes ihrer Besatzungen, jetzt eine nach der andern genommen ward. Selbst die so wichtige Stadt und Festung Bari wurde nach einer kurzen Belagerung, obgleich mehr durch die Macht des Goldes als durch Waffengewalt, von den Griechen erobert**). Paläolo-

*) Kurz vor dem Ausbruch des Krieges war König Roger von Sicilien gestorben, und dessen Enkel, Wilhelm I., ihm in der Regierung gefolgt; und da dieser seinen Thron noch nicht hinreichend befestigt glaubte, so ordnete er Gesandte an den Kaiser, ließ um Frieden bitten und versprach jede Genugthuung zu leisten, die der Kaiser nur immer von ihm fodern würde. Aber Manuel, nun einmal schon fest entschlossen, die Normänner aus ganz Unteritalien zu vertreiben, ließ die Gesandten gar nicht vor. Unverrichteter Dinge mußten sie wieder nach Palermo zurückkehren.

**) Unstreitig würde die Eroberung von Bari, das jetzt zur See und zu Lande mußte belagert werden, einen ungeheuern Aufwand an Zeit und Menschen erfodert haben. Aber Paläologus schickte einen gewissen Grafen von Gravina, einen der Barone, die sich gegen König Wilhelm empört hatten, mit mehreren, mit Gold und Silber angefüllten Säcken an das Ufer. Sobald dieser aus dem Schiffe getreten war, nahm er seinen Helm ab, zeigte den auf der Mauer stehenden Einwohnern das mitgebrachte Gold, und rief ihnen zu: „Wer Gold

gus machte mit jedem Tage weitere Fortſchritte, beſonders da die Eingebornen des Landes, die noch immer große Anhänglichkeit an griechiſche Sprache, Sitten und griechiſchen Gottesdienſt hatten, die Unternehmungen der Griechen in Geheim begünſtigten und zu be-

---

will und die Freiheit liebt, der komme hieher, er wird Beides finden." — Sogleich öffnete ſich jetzt ein Thor, und unter dem Rufe: „Es lebe Kaiſer Emanuel, der Krieg iſt beendiget!" ſtürzte ein zahlreicher Haufe Einwohner heraus, mit denen die Griechen ſogleich durch das jetzt offen ſtehende Thor in die Stadt einzogen. Natürlicher Weiſe mußte nun die Beſatzung ſich in die Citadelle zurückziehen. Dieſe, mit allem Nöthigen verſehen und von einer tapfern Beſatzung vertheidiget, hätte ebenfalls allen Anſtrengungen der Belagerer ſehr lange Zeit noch trotzen können. Aber auch dieſer wußte Paläologus durch eine, obgleich ziemlich plumpe und nichts weniger als ſehr ſinnreich erſonnene Liſt ſich zu bemächtigen. Auf der Citadelle nämlich ſtand eine, dem heiligen Nikolaus geweihte, in der ganzen Gegend weit und breit ſehr verehrte, und daher häufig aus der umliegenden Landſchaft von frommen Wallfahrern beſuchte Kirche. Fünfzehn bis zwanzig griechiſche Soldaten wurden nun als Mönche verkleidet. Sehr frühe des Morgens kamen dieſe vor das Thor der Citadelle, ſehr demüthig um Einlaß bittend, weil ſie, zu Folge eines abgelegten Gelübdes, in der Kirche zum heiligen Nikolaus ihre Andacht verrichten wollten. Der am Thore die Wache habende, in der Kunſt zu betrügen bei weitem nicht ſo ſehr wie die Griechen geübte, daher nichts ahnende normänniſche Offizier ließ ihnen ſogleich ein kleines Nebenpförtchen öffnen. Aber kaum waren die vermeintlichen Mönche über der Schwelle deſſelben, als ſie ſchnell ihre unter ihrem Gewande verborgenen Schwerter hervorzogen, die paar dort ſtehenden Schildwachen niederſtießen, hierauf den ihnen ſchon ganz in der Nähe folgenden Schaaren zuriefen, und dieſe dann ebenfalls, ohne weitern Widerſtand zu finden, durch das kleine Pförtchen eindrangen. Auf dieſe Weiſe kam die Stadt ſammt der Citadelle ohne lange Belagerung in die Hände der Griechen.

fördern suchten, während noch überdieß auch Trug und List, besonders eine falsche, mit dem nachgemachten Siegel des deutschen Kaisers versehene Schenkungsurkunde dem griechischen Kaiser die Thore mehrerer nicht unbedeutender Städte öffnete. Am Ende des zweiten Feldzuges hatte der König von Sicilien schon den größten Theil aller seiner Besitzungen auf dem festen Lande verloren. Nur das, dem normännischen Hause von jeher so sehr ergebene Salerno, wie auch die Städte Neapel, Amalfi, Melfi und Tarent, nebst einigen andern, an der westlichen Küste gelegenen, nicht sehr bedeutenden Orte erkannten noch den sicilianischen Monarchen als ihren Herrn.

11. Aber nun erlitten die Griechen auch ihrer Seits einen gar nicht mehr zu ersetzenden Verlust, in seinen Folgen weit verderblicher, als selbst zwei zu Wasser und zu Lande verlorne Schlachten es gewesen wären? Der große Paläologus nämlich starb plötzlich und unerwartet an einem hitzigen Fieber in der Staat Bari*). Nach ihm nahm Ducas, welchen der sterbende Paläologus für den würdigsten erkannt hatte, den Oberbefehl über das Heer. Ducas war ein nicht minder einsichtsvoller, tapferer Feldherr. Zu den schon gemachten Eroberungen fügte er neue hinzu. Er eroberte die Stadt und das Land von Otranto, bemächtigte sich nach kurzer Bela-

*) Nach der Sitte jener Zeit ließ auch der sterbende Paläologus sich eine Mönchskleidung anlegen. Mag man in andern Zeiten dieß auch eine Schwachheit nennen, so ist es doch immer ein Beweis, daß der große, ausgezeichnete Feldherr den Mönchsstand ehrte und zu den Wirkungen des vereinten Gebetes einer ganzen Klostergemeinde große Zuversicht hatte. Das Heer empfahl Paläologus dem Ducas, der hierauf auch das Leichenbegängniß seines verstorbenen Freundes und Feldherrn besorgte.

gerung der Stadt Brindisi*), lockte in den Hafen derselben die sicilianische Flotte, richtete diese durch seine, an dem Hafen errichtete Wurfmaschinen so sehr zu Grund, daß sie gezwungen war, die Küste von Calabrien mit dem Verluste von vier Schiffen eiligst wieder zu verlassen; kurz, Ducas erwies sich auf diesem Feldzug als einen eben so tapfern als talentvollen, und — was ebenfalls sehr hoch in Anschlag gebracht werden muß — eben so sehr in seinen Unternehmungen von dem Kriegsglück begünstigten Feldherrn. Aber auch eben so vorsichtig, und künftige Ereignisse berechnend, schrieb jetzt Ducas an den Kaiser: „Er sey zwar stark genug, um die noch in Italien stehenden sicilianischen Truppenabtheilungen aus der Halbinsel zu vertreiben und den übrigen Theil von Calabrien zu erobern. — Aber nun habe er sichere Kunde erhalten, daß der König von Sicilien ungeheure Rüstungen zu Land und zur See mache, wodurch nun auch eine bedeutende Verstärkung des kaiserlichen Heeres in Italien nothwendig werde. — Ohne zu zögern, schickte Manuel sogleich ein neues Heer und eine neue Flotte nach Italien, und zwar unter dem Oberbefehl seines Neffen Alexius, des Sohnes seiner Schwester, der Prinzessin Anna Comnena, dem er noch überdieß die gesammte, schon in Italien befindliche Kriegsmacht unterordnete, und auf diese Weise ihn an die Spitze des ganzen Unternehmens stellte. Bevor Alexius landete, befanden sich in Italien die Angelegenheiten der Griechen in dem schönsten, blühendsten Zustande. Ganz Apulien war erobert, eben so ein großer Theil von Calabrien, und in dreihundert Städten, Burgen und

*) Brindisi war im 12. Jahrhundert, also in der Zeit, von der wir jetzt sprechen, eine ungemein bedeutende Seestadt. Sie hatte einen sehr berühmten, doppelten Hafen und sechzigtausend Einwohner. Jetzt ist der Hafen völlig versandet und die Bevölkerung auf sechstausend Seelen herabgesunken.

Schlössern weheten nach sechzigjähriger Unterbrechung wieder die Fahnen des oströmischen Reiches. Aber leider fehlte es jetzt an einem Feldherrn, der das, was Paläologus so ruhmvoll angefangen, Ducas mit nicht minderm Ruhm fortgesetzt, nun auch eben so glorreich zu vollenden im Stande war. Alexius, der seine Erhebung zur obersten Feldherrnstelle blos von dem Zufall seiner Geburt erbettelt hatte, war ein des Krieges unkundiger, unwissender und unerfahrener Jüngling. Aber im höchsten Grade stolz, hochfahrend und seine Kräfte und Talente weit überschätzend, sollte jetzt Alles blos von ihm und durch ihn geschehen, und unempfänglich für den Rath seiner erfahrenen Unterfeldherren, nahm er sogar dem braven Ducas in so ferne das Commando, daß dieser, ohne seinen ausdrücklichen Befehl, ferner nichts mehr unternehmen durfte. Die Folgen von des Kaisers unbegreiflichem Mißgriff in der Wahl seines obersten Feldherrn stellten sich nun in kurzer Zeit von allen Seiten ein. Beleidiget durch des Alexius hochfahrendes Wesen, zog der tapfere Graf Robert von Basseville, einer der mächtigern normännischen Barone, der sich ebenfalls gegen den König empört und den Griechen die wichtigsten Dienste geleistet hatte, unter nichtigem Vorwande nach Benevent zurück. Die wackere, aus ungefähr 3000 Mann bestehende anconische Reiterschaar begehrte eine Erhöhung ihres Soldes. Statt dieser erhielt sie von Alexius blos eine schnöde Antwort, worauf sie sogleich aus dem Lager aufbrach, sich von den Griechen trennte und nach Hause zog. Indessen war König Wilhelm mit einem zahlreichen Heere bei Salerno gelandet. Bei einer kleinen Insel, nicht ferne von Brindisi, legte sich die sicilianische Flotte vor Anker. Eine günstige Gelegenheit, die feindliche Flotte mit sicherm Erfolge anzugreifen und zu schlagen, ließ Alexius aus Unentschlossenheit unbenutzt vorübergehen. Auch der König, der die ganze Breite von Italien durch-

ziehen mußte, rückte in angeſtrengten Märſchen auf Brindiſi. Bald ſtanden beide feindliche Heere einander gegenüber; und ſogleich kam es nun auch zu einer Schlacht, welche das Schickſal Italiens entſchied. Die Griechen wurden gänzlich geſchlagen, Alexius ſammt allen höheren Officieren, ſelbſt den braven Ducas nicht ausgenommen, letzterer jedoch erſt nach langem, heldenmüthigem Kampfe, gefangen genommen, und das ganze kaiſerliche Heer ward vernichtet und auseinander geſprengt. Die Sieger fanden jetzt nirgends mehr Widerſtand. Brindiſi öffnete gleich am folgenden Tage nach der Schlacht dem Könige ſeine Thore; eben ſo darauf auch Bari, kurz, die griechiſchen Eroberungen gingen jetzt eben ſo ſchnell, als ſie waren gemacht worden, ſämmtlich wieder verloren; und bald ſah man, außer den griechiſchen Gefangenen, in ganz Unteritalien keinen Griechen mehr. Das härteſte Schickſal traf die, jetzt völlig ſich ſelbſt überlaſſenen Barone, die, obgleich Vaſallen des Königs von Sicilien, dennoch zu deſſen Feinden gehalten hatten. Einige ließ Wilhelm aufhängen, andern die Augen ausſtechen, wieder andere nach Sicilien zu lebenslänglichem Gefängniſſe abführen. Keiner entging dem Zorne des Königes. Nur dem Grafen Robert von Baſſeville, der gerade in allen Feldzügen gegen die Sicilianer ſich am meiſten ausgezeichnet, ihnen den größten Schaden zugefügt hatte, gelang es, nach Conſtantinopel zu entfliehen.

12. Aber dieſe Niederlage, wie entſcheidend ſie auch war, vermochte weder den Willen noch den Muth des Kaiſers zu beugen. Er beſchloß, eine neue Flotte und ein neues Heer, an deſſen Spitze er ſelbſt kämpfen wollte, nach Italien zu ſchicken. Einen andern Alexius, den Sohn ſeines vor ihm geſtorbenen Bruders Andronikus, ſandte er nach Ancona voraus, um dort neue Truppen anzuwerben und die Trümmern des geſchlagenen Heeres

zuſammeln; und Alexius entledigte ſich ſeines Auftrages mit ſolcher Thätigkeit, daß er ſchon im folgenden Frühjahr einen feindlichen Einfall in Apulien wagen konnte. — Aber König Wilhelm, der nicht nur den kriegeriſchen Geiſt des Kaiſers wahrhaft ehrte, ſondern auch deſſen eiſerne Beharrlichkeit fürchtete, und wohl einſah, daß eine Niederlage die Kräfte deſſelben noch lange nicht erſchöpfen könnte, glaubte mit Recht, den gegenwärtigen Augenblick, wo der Sieg ſein Unternehmen gekrönt hätte, zu einem Verſuche zu benutzen, dem verderblichen Kriege durch einen dauerhaften Frieden ein Ende zu machen. Er ſchrieb alſo an den Kaiſer einen, in den ehrfurchtsvollſten, ſubmiſſeſten, Manuels Stolz und Ruhmliebe ungemein ſchmeichelnden Ausdrücken gefaßten Brief. Er nennt darin den Kaiſer einen unüberwindlichen Monarchen, deſſen Größe noch keiner der früheren Kaiſer, ſelbſt Juſtinian den Großen nicht ausgenommen, erreicht hätte. Sehr beſcheiden geht hierauf Wilhelm über ſeinen, im vorigen Jahre bei Brindiſi erfochtenen Sieg mit Stillſchweigen hinweg; ſpielte aber deſto deutlicher auf die in den vorigen Feldzügen von den kaiſerlichen über die ſicilianiſchen Truppen errungenen Vortheile an, indem er in ſeinem Schreiben ſagt: Er, der Kaiſer, habe ihm bisher ſeine Macht und die Folgen ſeiner Ungnade ſehr ſchmerzhaft empfinden laſſen, daher er, der König, um ſo mehr hoffe, daß er ihm jetzt auch die Wirkungen ſeiner Großmuth werde fühlen laſſen. Wilhelm erbot ſich, alle Gefangenen, worunter ſich ſo viele, theils durch ihre Geburt, theils durch hohe Würden ausgezeichnete Männer befänden, ohne Löſegeld frei zu laſſen; allen vor einigen Jahren von dem ſicilianiſchen Admiral Georg in Griechenland gemachten Raub wieder zurückzugeben, jedoch mit Ausnahme der korinthiſchen Seidenfabrikanten, die er den Kaiſer bitte ihm zu laſſen, und nennt ſich am Ende einen, zur Heeresfolge verpflichteten Vaſallen

des griechischen Kaisers. — Manuel war mit diesem Schreiben sehr zufrieden; er soll es mehrmals mit Aufmerksamkeit gelesen und immer größere Zufriedenheit damit geäußert haben; und da er sich nun beruhigen konnte, daß die Schmach der von seinem Heere im vorigen Jahre erlittenen Niederlage durch des Königs demüthige Bitte um Frieden vollkommen getilgt sey, es mithin, der Ehre seiner Krone unbeschadet, die von dem König ihm gemachten Vorschläge annehmen könne, so kam nun auch der Friede unter den so eben erwähnten Bedingungen zu Stande, wobei sogar der Kaiser, was bisher noch nicht geschehen war, Wilhelm als König von Sicilien anerkannte, und in seinem Schreiben ihm den königlichen Titel beilegte. Von dieser Zeit an fühlte Manuel eine besondere Zuneigung zu dem sicilianischen Monarchen, und wie sehr er auch noch nach dem Tode Wilhelms dessen Andenken ehrte, davon gab er dem Sohne desselben mehrere sprechende Beweise. — Der jetzt geschlossene Friede hatte eine ununterbrochene Dauer von dreißig Jahren. Nach Verlauf dieser Zeit werden wir die Normänner, weil dazu aufgefodert von einer Menge edler Flüchtlinge, welche die unmenschliche Grausamkeit eines der schändlichsten, blutdürstigsten Tyrannen, der je noch zur Schande der Menschheit einen Thron besudelt hatte — auf das neue, obgleich zum letztenmale, im Kriege mit den Oströmern finden; und zwar in einem Kriege, welcher mit der Eroberung vieler griechischer Städte und mehreren Siegen der Erstern begann, aber durch die List und Arglist ihrer überwundenen Feinde dennoch mit einer völligen Niederlage der Normänner sich endigte. — Bald darauf, nämlich schon nach ungefähr zwanzig Jahren, sanken beide Reiche in die Knechtschaft einer, nicht wenig demüthigenden Fremdherrschaft. Den völligen Untergang der sicilianischen Monarchie überlebten jedoch Manuels Nachfolger, aber ebenfalls, nur um

eine nicht sehr lange Zeit; wovon in der Folge zu gehöriger Zeit nähere und umständlichere Rede seyn wird.

IV.

Fortsetzung der Regierungsgeschichte Kaiser Manuels.

1. Nach zehnjährigem Frieden brach mit Ungarn im Jahre 1162 abermals ein Krieg aus, den jedoch der Kaiser weniger in seinem als vielmehr in dem Interesse eines Theils der ungarischen Königsfamilie führte. — König Geisa hatte zwei Brüder, Ladislaus und Stephan, wovon, nach der Verfassung Ungarns, dem ältern die Krone nach Geisa's Tode gebührte. Aber Geisa war auch Vater von zwei Söhnen, und seine väterliche Zärtlichkeit bestimmte den Thron seinem ältesten Sohne, der ebenfalls Stephan*) hieß, traf auch in den letzten Jahren seiner Regierung solche Vorkehrungen, wodurch demselben die Thronfolge vollkommen gesichert zu seyn schien. Aber nun befürchteten auch Geisa's beide Brüder, Ladislaus und Stephan, und zwar nicht ohne Grund, daß, nach ihres Bruders Tod, sie gar leicht dasselbe Loos treffen könnte, was schon so manchen Prinzen des ungarischen Königshauses getroffen, der trotz seiner gerechten Ansprüche auf den Thron dennoch von demselben war ausgeschlossen worden. Sie befürchteten nämlich, daß der neue König, um gegen ihre Ansprüche sich zu sichern, sie, wo nicht ermorden, doch wenigstens beider Augen berauben lassen möchte, um durch diese Verstümmelung sie für immer der Regierung unfähig zu machen. Beide entwichen

*) Um diesen von seinem Oheim zu unterscheiden, werden wir ihn Stephan den jüngern, jenen aber Stephan den ältern nennen. Gaisa's zweiter Sohn, mithin Stephan des Jüngern Bruder, hieß Bela, der in der Folge eine bedeutende Rolle in unserer Geschichte spielen wird.

daher heimlich aus Ungarn und flohen an den Hof von Constantinopel. Hier fanden sie eine, alle ihre Erwartungen übertreffende Aufnahme; und da Manuels Politik von dem in dem ungarischen Königshause aufkeimenden Zwiste sich große Vortheile versprach, so suchte er die beiden erlauchten Flüchtlinge so fest als möglich an sich zu fesseln, sann sogar darauf, durch Vermählung mit comnenischen Prinzessinnen sie zu Gliedern seiner Familie zu machen. Dem ehrenvollen Antrag wich jedoch Ladislaus aus, und zwar weil, wie er sagte, er dadurch die Liebe und Zuneigung der ungarischen Nation auf immer verlieren könnte. Nicht so ängstlich besorgt war sein jüngerer Bruder, der ältere Stephan. Dieser ward mit einer Nichte Manuels vermählt, nämlich mit Maria, der Tochter Isaak's, des Kaisers ältern Bruders.

2. Gleich Anfangs des folgenden Jahres starb König Gaisa, und sein Sohn, Stephan der Jüngere, ward einstimmig von der Nation als König anerkannt. Manuel wollte zuerst einen Versuch machen, ob er nicht auf friedlichem Wege die Rechte der beiden Brüder des verstorbenen Königs würde geltend machen können. Er ordnete also diesfalls eine Gesandtschaft an die ungarische Nation. Da aber die kaiserlichen Gesandten, wie es vorauszusehen war, nichts mit Güte bewirken konnten, so rückte Manuel gegen die Donau vor, blieb jedoch für seine Person in Sardika und sandte blos den Alexius Contostephanus nebst den beiden ungarischen Prinzen mit einer starken Heeresabtheilung voraus. Durch Ueberfall bemächtigten sich diese der sehr starken Grenzfestung Gran. Aber nun rückten sie nicht weiter vor, sondern sandten geheime Emissäre, reichlich mit Geld versehen, in das Innere des Landes, um wo möglich die Vornehmsten des ungarischen Adels für das Interesse der Oheime zu gewinnen. Wie überall, zeigte sich auch hier

die unbesiegbare Macht des Goldes, und bald waren die Anhänger der beiden Kroncompetenten so zahlreich, daß sie sich stark genug fühlten, Stephan den jüngern zu zwingen, von seinem ohnehin noch wenig befestigten Throne wieder herabzusteigen und diesen seinem Oheim Ladislaus zu überlassen, wobei zugleich Stephan dem ältern die Thronfolge nach seines Bruders Tod zugesichert ward. Dieser trat bald nachher ein, worauf Stephan der ältere ohne fernern Widerspruch den Thron bestieg.

3. Der neue König, Stephan der ältere, war nichts weniger als geeignet, sich die Liebe seiner Nation zu erwerben. Er war ein grämischer, eigensinniger, im höchsten Grade widerlicher Herr; sich auf die Macht seines Schutzherrn, des Kaisers, verlassend, regierte er nach Willkühr und Laune, drückte seine Unterthanen mit schweren Abgaben und zog in kurzer Zeit sich den allgemeinen Haß der Nation zu. Es dauerte nicht lange, so brach ein förmlicher, wüthender Aufstand aus, und Stephan der ältere, dessen Leben bedrohet war, sah sich gezwungen, nach Constantinopel zu entfliehen, worauf die Ungarn Stephan den jüngern zurückriefen und ihm auf das neue als ihrem Könige huldigten. — Aber Manuel glaubte, daß seine Ehre es erfordere, denjenigen, den er auf einen Thron erhoben, auch auf demselben gegen jede Empörung erhalten zu müssen. Er schickte also wieder den Contostephanus mit einem Theil des Heeres und dem flüchtigen König gegen die Empörer. Er selbst begab sich, um in der Nähe zu seyn, nach Philippopolis, und da jetzt wegen des öftern, stets mit Unruhen verbundenen Thronwechsels große Verwirrung in Ungarn herrschte, mithin die Nation zu keinem Kriege, besonders mit dem mächtigen griechischen Kaiser vorbereitet und gerüstet war; so mußte sie sich jetzt ihrem, obgleich allgemein verhaßten Könige wieder unterwerfen. Diese Unterwerfung war jedoch

von kurzer Dauer; denn kaum hatte Contostephanus mit seinem Heere das Land verlassen, als die Ungarn auch sogleich wieder ihren König vertrieben und dieser zum drittenmal als Flüchtling beim Kaiser in Sardika ankam. — Einer braven und tapfern Nation durchaus gegen ihren Willen einen König aufzudringen, dazu hatte der Kaiser keine Lust. Indessen ließ er doch den Contostephanus wieder in Ungarn einrücken, gab ihm aber den Auftrag, nicht durch Waffengewalt, sondern wo möglich durch vernünftige Vorstellungen und sanftes Zureden eine Aussöhnung zwischen der Nation und ihrem Könige zu Stande zu bringen. Alle Bemühungen des Contostephanus, alle Bitten, Ermahnungen und Versprechungen, selbst mit Drohungen untermischt, waren jedoch fruchtlos. Die Ungarn erklärten unumwunden, daß sie, welches auch die Folgen davon seyn möchten, Stephan den ältern nie als ihren König anerkennen würden.

4. Aber je mehr der Kaiser seit einiger Zeit sich mit den Angelegenheiten Ungarns beschäftigte, je mehr sah er auch ein, wie sehr durch eine Vereinigung dieses Königreiches mit dem oströmischen Reiche dieses an Größe, Macht und Glanz gewinnen würde, und je lebhafter ward auch sein Wunsch, diese Vereinigung zu Stande zu bringen. Manuel hatte von seiner Gemahlin Irene*) keinen Sohn, sondern nur eine einzige

*) Irene war jetzt nicht mehr am Leben. Sie war schon vor ungefähr acht Jahren, nämlich in dem Jahre 1158 gestorben. Manuel hatte seine Gemahlin nie geliebt. Sein Herz besaß die Buhlerin Theodora, Tochter seines verstorbenen ältern Bruder Andronikus. Aber in dem Augenblick, als der Tod ihn von Irene auf immer schied, erwachte plötzlich sein Gewissen; die Binde fiel ihm von den Augen, er erkannte die ganze Liebenswürdigkeit seiner, mit jeder zarten weiblichen

Tochter, die Prinzessin Marie, einstige Erbin des Thrones von Konstantinopel, und da Bela, der jüngere Bruder Stephans des Jüngern, in Gemäßheit des in Ungarn eingeführten Erbfolgerechts nun der präsumtive Erbe der ungarischen Krone war, so beschloß Manuel, diesem Prinzen, der zu einem sehr hoffnungsvollen Jünglinge heranreifte, die Hand seiner Tochter Marie zu geben. — Ueberzeugt, daß er zwar mit Heeresmacht den vertriebenen König wieder einsetzen, jedoch nie auf dem Throne würde erhalten können, daß demnach alle fernere Gewaltmaßregeln nur unnöthiges Blutvergießen herbeiführen, und daß, so lange Stephan der ältere lebte, auch der Krieg mit Ungarn, der jetzt sogar aufhörte ein gerechter Krieg zu seyn, gar kein Ende nehmen würde, hielt der Kaiser es für das beste, die Sache Stephans des ältern aufzugeben, jedoch für seine persönliche Sicherheit zu sorgen, wie auch, daß ihm eine, seiner Geburt entsprechende, glänzende Privatexistenz zu Theil würde. Manuel zog also seine Truppen aus Ungarn heraus, schickte aber dahin einen der ersten Beamten seines Reiches, nämlich den Sebastus Paläologus, mit dem Auftrag, den ungarischen Ständen den Vorschlag einer ehelichen Verbindung zwischen ihrem Prinzen und der Erbtochter des oströmischen Reiches zu machen. Darüber waren

---

Tugend geschmückten und für ihn jetzt auf immer verlornen Gattin; und der Gedanke: sie in ihrem Leben so sehr vernachläßiget, ihr so viele trübe und bittere Stunden gemacht zu haben, wirkte nun mit Scham und Reue so schmerzhaft auf ihn zurück, daß er sich gar nicht zu trösten vermochte, ja selbst jeden ihm dargebotenen Trost mit Unwille zurückwieß. Mehrere Wochen war er in tiefsten Kummer versunken, bis es endlich den Reizen der verbuhlten Theodora wieder gelang, ihn auf das Neue zu fesseln und in ihren blutschänderischen Umarmungen über den Verlust der tugendhaften Kaiserin zu trösten.

nun die Ungarn nicht wenig erfreut, besonders da dadurch der Krieg für immer beendigt ward. Um gleich einen Beweis ihrer großen Zufriedenheit zu geben, machten sie die Herrschaft, welche der verstorbene König Geisa seinem jüngern Sohne, dem Prinzen Bela, als ein Lehen gegeben hatte, nun demselben als ein ihm eigenthümliches, von Ungarn unabhängiges Fürstenthum zum Geschenke. — Sobald der Kaiser wieder nach Konstantinopel zurückgekehrt war, wurden sogleich alle Vorkehrungen zu den bevorstehenden Feierlichkeiten getroffen. Da jedoch die Prinzessin, ihres allzuzarten Alters wegen, noch nicht wirklich die Gemahlin Bela's werden konnte, auch dieser selbst noch sehr jung war, so hatte jetzt blos deren feierliche Verlobung, und zwar mit ganz ungemessener Pracht, in der Blakerner Kirche Statt. Der Prinz erhielt bei dieser Gelegenheit statt seines bisherigen Namens Bela, von dem Kaiser den Namen Alexius, auch ward er von demselben zur Würde eines Despoten*) erhoben. In einer zahlreichen Versammlung sämmtlicher Senatoren und aller anwesenden Großen erklärte hierauf der Kaiser seine Tochter Marie und deren künftigen Gemahl Alexius zu seinen Nachfolgern auf dem Throne, ließ auch sogleich Beiden von allen Ständen des Reiches den Huldigungseid leisten. Dieser ward in die Hände des Reichserzkanzlers Stipiotes abgelegt, der bei dieser Gelegenheit die, ihm nicht wenig Neider

*) Mit diesem Worte verband man damals noch nicht den Begriff, den man heut zu Tage damit verbindet. Er bezeichnete eigentlich nur einen mächtigen Herrn und Gebieter. Auch war es noch nicht seit sehr lange her, daß diese Würde in dem griechischen Reiche eingeführt war. Johannes, der unter der Regierung Zoe's sie selbst und das Reich beherrschte, war der erste, der den Titel eines Despoten führte.

zuziehende Ehre hatte, die beiden künftigen Beherrscher des oströmischen Reiches zu repräsentiren*).

*) Leider kam dennoch diese Vermählung nicht zu Stande. Manuel war einige Jahre nach dem Tod der Kaiserin Irene zu einer zweiten Ehe geschritten, und hatte sich mit einer fränkischen oder, wie die Griechen damals sagten, lateinischen Prinzessin vermählt. Sie hieß Marie, war die Tochter des Fürsten Boemund III. von Antiochien, und von ihrer blendenden Schönheit hatte sich das Gerücht im ganzen Orient verbreitet. Im Jahre 1169 gebar sie ihrem Gemahl einen Sohn, den nachher so unglücklichen Alexius. Ungeachtet dieses für Manuel so erfreulichen Ereignisses wollte er anfänglich das schöne Band, das er zwischen seiner Tochter und dem ungarischen Prinzen geknüpft hatte, nicht wieder zerreissen, und erst ungefähr anderthalb Jahre nach der Geburt seines Sohnes erklärte er diesen, auf das anhaltende Bitten der Kaiserin Maria, zu seinem Nachfolger, hob die früher wegen der Thronfolge gemachten Einrichtung wieder auf, und vernichtete alle seiner Tochter und dem ihr zum Gemahl bestimmten ungarischen Prinzen ertheilten Rechte. Dieser legte nun den Namen Alexius ab und nahm seinen vaterländischen Namen Bela wieder an; worauf der Kaiser ihn mit Agnes, einer nahen Anverwandtin seiner Gemahlin, der Kaiserin Maria, vermählte. Bald darauf starb König Stephan der jüngere, und zur allgemeinen Zufriedenheit und unter dem größten Jubel der ungarischen Nation bestieg Bela den durch den Tod seines Bruders erledigten Thron. Auf diesem entfaltete Bela die glänzendsten Regententugenden und beherrschte sein Reich mit solchem Ansehen und Nachdruck, und solcher Weisheit und Milde, daß wahrscheinlich die Griechen es nachher schmerzhaft bedauerten, diesen trefflichen Monarchen nicht auch zu ihrem Beherrscher erhalten zu haben. Wäre dieß geschehen, so würde selbst Manuels einziger Sohn nicht schon in der ersten und schönsten Blüthe seiner Jahre unter den mörderischen Händen erkaufter Sclaven sein Leben geendiget haben. Das oströmische Reich würde nicht mehrere Jahre unter der furchtbaren Geißel eines der scheußlichsten

Tyrannen, die je noch die Hölle gebar, haben bluten müssen; und noch etwas später würde den Griechen unter der schwachen Regierung des Hauses Engel nicht die Demüthigung zu Theil geworden seyn, einen ihrer Beherrscher flehend zu den Füßen eines venetianischen Dogen zu sehen. Unstreitig würde es für das, nach Manuels Tod gleich wieder sinkende, und immer tiefer und tiefer sinkende griechische Reich ein Glück gewesen seyn, wenn der römische Scepter auf den Stamm eines, zwar damals noch wilden, aber dabei edeln, kriegerischen und Freiheit liebenden Volkes übergegangen wäre.

5. Stephan der jüngere sah sich nun im ruhigen Besitze eines Thrones, den ihm der Kaiser nicht mehr streitig machen wollte, und sein Oheim, Stephan der ältere, nicht mehr streitig machen konnte. Aber der Letztere war mit dem, was bisher geschehen, nichts weniger als zufrieden. Alle, auch noch so vernünftigen Vorstellungen, welche ihm der Kaiser über die Nothwendigkeit machen ließ, auf die Krone zu verzichten und sich in den Privatstand zurückzuziehen, wo er doch ein äußerst bequemes, von allen, mit der Regierung eines Landes verbundenen schweren Sorgen völlig freies, dabei auch jeden Genuß ihm darbietendes Leben führen könnte, ja sogar sehr ernsthafte Ermahnungen machten auf denselben keinen Eindruck. Er wollte durchaus nun einmal König von Ungarn seyn. Da jeder, wenn auch bei seiner Nation noch so unbeliebter Fürst unter ihr immer noch Anhänger findet, so hatte auch Stephan der ältere noch Einige unter den Ungarn. Mit Hülfe derselben brachte er in Anchiale, einer Stadt am Pontus Euxinus, wohin er sich begeben hatte, ein kleines Heer zusammen. Sobald er mit diesem den ungarischen Boden betreten hatte, rückte ihm Stephan der jüngere mit einem ungleich stärkeren Heere entgegen. Bei der Annäherung desselben liefen

sogleich alle Soldaten des Oheims von demselben fort und gingen zu dem Neffen über. Von allen verlassen floh Stephan nach Sirmium, einer zu dem griechischen Reiche gehörigen Gränzstadt. Aber der Neffe glaubte nicht eher ruhig seyn zu können, als bis er seinen unruhigen Gegner in seiner Gewalt hätte. Ohne also die verderblichen Folgen davon zu überdenken, überschritt er die Gränze, fiel in das römische Reich ein, und nachdem er einen kaiserlichen Feldherrn, der ihm keine bedeutende Kriegsmacht entgegen setzen konnte, geschlagen hatte, bemächtigte er sich der Stadt Sirmium und nahm seinen Oheim gefangen. Diesen wünschte er mit guter Manier aus der Welt zu schaffen. Behülflich dazu ward ihm nun bald ein, einem Spitzbuben nicht sehr unähnlicher Wundarzt, der dem gefangenen Stephan, als dieser von einer unbedeutenden Unpäßlichkeit befallen ward, einen Aderlaß verordnete, sich aber dabei einer vergifteten Lanzette bediente, wodurch dann dem Leben desselben nach wenigen Tagen ein Ende gemacht ward. — Ueber diesen schändlichen Mord, wie über die freche Verletzung des Reichsgebiets ward der Kaiser, sobald er Kunde davon erhielt, im höchsten Grade gegen den ungarischen König aufgebracht. Ohne zu zögern zog er mit seinem Heere nach Ungarn, eroberte nach kurzer Belagerung, aber nach mehreren äußerst heftigen und blutigen Stürmen die Stadt Zeugmin, und da diese für unbezwingbar gehalten ward, so schreckte deren schnelle Eroberung den ungarischen König so sehr, daß er eiligst Gesandte an den Kaiser ordnete und um Frieden bitten ließ. Er erbot sich, Dalmatien, die Festung Zeugmin und noch einige andere Städte an den Kaiser abzutreten. Darüber brach Manuel in lautes Lachen aus. „Dalmatien," sagte er zu den ungarischen Abgeordneten, „wie auch die andern, von Euch so eben genannten Städte, sind ja schon lange in meiner Gewalt. Euer

Herr muß also wahrscheinlich ein zweites Dalmatien, ein zweites Zeugmin, ein zweites Sirmium ꝛc. ꝛc. haben, das er mir jetzt abzutreten bereit ist. „Indessen," fügte der Kaiser hinzu, „will ich ihm doch, um ferneres Blutvergießen zu vermeiden, seine Bitte gewähren." Der Friede kam also zu Stande, hatte jedoch nur eine äußerst kurze Dauer. König Stephan nämlich konnte den Verlust von Zeugmine, den Schlüssel zu Ungarn, nicht verschmerzen, griff daher schon im folgenden Jahre, da Unruhen in Cilicien den Kaiser dahin gerufen hatten, wieder zu den Waffen; und nun kam erst nach der äußerst mörderischen Schlacht bei Zeugmin, in der das ganze ungarische Heer aufgerieben und eine Menge der vornehmsten Magnaten Ungarns gefangen ward, ein fester und dauerhafter Friede zu Stande*).

*) Der Triumphzug, den Manuel bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel hielt, übertraf an Pracht und Glanz alle früheren Triumphzüge. Aber den ganz aus Gold und Silber verfertigten Triumphwagen bestieg nicht der Kaiser, sondern das Bildniß der hochbegnadigten jungfräulichen Mutter unseres göttlichen Erlösers, der Patronin von Konstantinopel, deren alles vermögenden Fürbitte selbst der nicht sehr fromme Kaiser Manuel alle seine glücklichen Erfolge zuschrieb, stand auf dem prachtvollen Wagen. Hinter demselben erschienen in festlicher Kleidung sämmtliche Senatoren und alle höheren Beamten des Staates wie des Palastes. Umgeben von den Prinzen, seinen Anverwandten, und den höchsten Würdenträgern des Reiches schloß der Kaiser den Zug. An seiner Seite hatte er den tapfern Contostephanus, den Sieger bei Zeugmin, mit dem er die Ehre des Triumphes zu theilen schien. Von dem goldenen Thore bis zur Sophienkirche, und von da bis zum Palaste waren die Straßen mit schönen, zum Theil selbst kostbaren Teppichen bedeckt, und die Häuser, besonders die Paläste der Großen und öffentlichen Gebäude mit Blumen- und Siegeskränzen geschmückt. Auf beiden

Seiten waren für das schauluſtige Volk drei Stock hohe, geſchmackvoll decorirte Gerüſte errichtet, und nicht blos am Tage des feierlichen Triumphzuges, ſondern auch an den darauf folgenden acht Tagen wurden durch eine Reihe von Feſtlichkeiten und der mannigfaltigſten Spiele, Konſtantinopels Einwohner in einem ununterbrochenen Freudentaumel erhalten.

6. Das geſchichtliche Detail von Manuels Feldzügen gegen die Türken würde, wegen öfterer Wiederholung vollkommen ähnlicher Ereigniſſe und Erſcheinungen, für den Leſer eine höchſt ermüdende Lectüre ſeyn. Wir bemerken alſo blos, daß der Kaiſer aus allen ſeinen Feldzügen gegen die Ungläubigen als Sieger hervorging*); dabei gewöhnlich auch nicht ohne Gewinn, bald einiger Städte, bald einer ganzen Provinz, und endlich ſtets mit ſehr reicher Beute für ſein Heer. Da die Türken ſelbſt oft Zeugen von des Kaiſers alle Begriffe überſteigenden Kühnheit und der beinahe übernatürlichen Stärke ſeines Armes waren, ſo ward auch Manuels Name für ſie bald ein Name des Schreckens, der gewöhnlich hinreichend das erſetzte, was dem Kaiſer an Zahl der Streitkräfte abging. — Aber höchſt merkwürdig und daher nicht mit Stillſchweigen zu übergehen, iſt, daß Kaiſer Manuel, in dem Laufe ſeiner Kriege mit den Ungläubigen, ſeiner ungeheuren Hauptſtadt einmal das dort nochnie geſehene Schauſpiel gab, in ihrer Mitte einen mächtigen türkiſchen Sultan als Freund des Kaiſers, und zugleich ganz in der Haltung eines, demſelben unterwürfigen Vaſallen zu erblicken**). Sultan Kislid-Arslan von Iconium

*) Jedoch mit Ausnahme des letzten Feldzuges, wovon ſogleich nähere Rede ſeyn wird.

**) Der Sultan hatte in dem letzten mit dem Kaiſer geſchloſſenen Friedenstraktat ſich anheiſchig gemacht,

hatte unlängst mit Kaiser Manuel Friede geschlossen, und um diesen zu bekräftigen, erbat er sich von dem Kaiser die Erlaubniß, ihn in Konstantinopel besuchen zu dürfen. Natürlich ward ihm diese gegeben, und Manuel ergriff mit Freude die sich darbietende Gelegenheit, dem Sultan die Größe seiner Macht, den Glanz seines Thrones und die Pracht seiner großen Kaiserstadt in ihrer ganzen Herrlichkeit sehen zu lassen. Vor dem Thore von Konstantinopel kam dem Sultan schon eine Menge äußerst prachtvoll gekleideter Palastdiener entgegen. Ihrer fürstlichen Kleidung nach hielt Kislid-Arslan sie sämmtlich für Emirs vom ersten Range, und sein Begriff von der Hoheit eines römischen Kaisers stieg nun um so höher, als er hörte, daß sie nur Beamten niederer Ordnung wären. Vorsätzlich ward er durch die schönsten Straßen Konstantinopels, durch eine doppelte Reihe der in ihrem schönsten Waffenschmucke prangenden Leibwache nach dem Palaste geführt. Hatte schon die kriegerische Haltung dieser auserlesenen Schaaren mit ihren blitzenden Helmen und glänzenden Waffen, sowie die Menge prächtiger Kirchen und Paläste den Sultan in Erstaunen gesetzt, so war er ganz außer sich, als er in den, jetzt einem Sonnentempel ähnlichen Thronsaal eintrat; und geblendet von dem, von allen Seiten ihn umstrahlenden Schimmer, blieb er einige Augenblicke wie bewegungslos stehen, bis ihm der Kaiser winkte, sich seinem Throne zu nahen, ihm die Hand reichte, und ihn ersuchte, sich neben ihm niederzulassen. Aber von dieser Erlaubniß wagte der Sultan nicht Gebrauch zu machen; er wolle nicht, sagte Arslan, die der Majestät des römischen Thrones schuldige Ehrfurcht ver-

---

demselben in jedem seiner Kriege, sogar selbst gegen die Muselmänner, mit einer gewissen Anzahl Truppen Heeresfolge zu leisten.

letzen, und nahm daher auf einem niedern Sitze Platz. Nach einer kurzen, von beiden Seiten mit vieler Feinheit gepflogenen Unterredung zwischen dem Kaiser und dem Sultan, ward Letzterer in den, ihm zur Wohnung angewiesenen, nicht minder prachtvoll eingerichteten, und mit allen nur gedenkbaren Bequemlichkeiten versehenen Palast geführt. An dem Eingang desselben erwartete ihn schon wieder eine zahllose Menge Palastdiener und Palastbeamten von jeder Ordnung, und begrüßte ihn, für die Zeit seines Aufenthalts an dem Hofe des Kaisers, als ihren Herrn und Gebieter. Als der Sultan die Gemächer seiner Wohnung durchlief, hatte er abermal Gelegenheit, die Reichthümer des Kaisers, den überall herrschenden ungeheuern Luxus, und besonders der Oströmer in Allem, was sich auf verfeinerten Lebensgenuß bezog, ungemein erfinderischen Geist zu bewundern. Kislid-Arslan blieb mehrere Tage in Konstantinopel. Jeden Tag ward ihm ein neues Fest gegeben. Täglich speißte er an der kaiserlichen, mit den seltensten Erzeugnissen in verschwenderischem Ueberfluß bedeckten Tafel. Feste folgten auf Feste; eines immer glänzender als das andere: Wagenrennen, andere Spiele des Circus, Turniere*), Vorstellungen von Seegefechten in dem Hafen, wobei man den Sultan zu dessen größtem Erstaunen mit der furchtbaren Wirkung des griechischen Feuers bekannt zu machen suchte, füllten an jedem Tage die, nicht an schwel-

*) Diese waren schon unter dem Kaiser Alexius von den vielen, nach Konstantinopel gekommenen, und dort oft sich sehr lange aufhaltenden abendländischen Herren eingeführt worden; und der Kaiser und die Griechen hatten an diesen Ritterspielen so viel Vergnügen, daß sie von dieser Zeit an bei allen großen Festlichkeiten des Hofes gegeben wurden, auch die stets zahllosen Zuschauer so sehr ergötzte, daß man darüber das Schauspiel des Wagenrennens beinahe gänzlich vergaß.

gerischen Tafeln unter Gesang und Saitenspiel fröhlich durchlebten Stunden. — Kislid-Arslan war jetzt gerade mit einigen andern türkischen Sultans in Krieg verwickelt. Als diese nun von dem so prachtvollen und freundlichen Empfang hörten, der dem Sultan von Iconium an dem Hofe von Konstantinopel zu Theil geworden war, so wie von den vielen Gunstbezeugungen, mit welchen der Kaiser seinen Gast überhäufte, eilten sie sogleich, mit demselben Frieden zu schließen. Auch von ihnen kamen jetzt Gesandte bei dem Kaiser an, ihn bittend, zwischen ihnen und dem Sultan von Iconium die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen. Gerne unterzog sich Manuel diesem Geschäfte, besonders da der Sultan alle Vorschläge, die er ihm machte, genehmigte, und um so bereitwilliger sie annahm, als er höchst wahrscheinlich schon entschlossen war, von allem, was er jetzt verspreche, wenig oder gar nichts zu halten. Kislid-Arslan war während seines Aufenthaltes in Konstantinopel so zufrieden und vergnügt, daß seine Abreise von einem Tage auf den andern sich verzögerte. Als er endlich wirklich die prächtige Kaiserstadt verlassen wollte, und daher, um von dem Kaiser Abschied zu nehmen, sich nach dem Palaste begeben hatte, führte Manuel selbst ihn in ein sehr geräumiges, mit Kostbarkeiten jeder Art überfülltes Gemach. Nachdem nun der Sultan die vor ihm ausgebreiteten Reichthümer mit immer wachsendem Erstaunen betrachtet, und über manche darunter befindlichen kostbaren Kunstarbeiten, deren Gebrauch den Türken noch gar nicht bekannt war, worüber man ihn aber jetzt belehrte, eine sichtbare Freude gezeigt hatte, foderte ihn der Kaiser auf, von dem, was er hier sehe, das, was ihm am besten gefiele, sich auszuwählen. Aus Bescheidenheit wollte der Sultan jedoch das nicht thun, sondern überließ die Wahl dem Kaiser, worauf Manuel ihn versicherte, daß alle hier vor ihm liegenden

Kostbarkeiten ein für ihn bestimmtes Geschenk, mithin von jetzt an sein Eigenthum wären. Der Sultan wollte dem Kaiser zu Füßen fallen, welches jedoch Manuel verhinderte. Von der Güte des Kaisers war Kislid-Arslan nun so sehr gerührt, daß er in der ersten Aufwallung seines dankbaren Gefühls dem Kaiser versprach, die Stadt Sebaste als ein Gegengeschenk ihm abzutreten. Darüber war Manuel nicht wenig erfreut, denn Sebaste war eine der schönsten und festesten Städte Cappadociens. Er bemerkte also dem Sultan, daß, wenn er wirklich sein Versprechen halten würde, er noch größere und kostbarere Geschenke erhalten sollte. — Voll der höchsten Begriffe von der Größe, Macht und dem Reichthume eines oströmischen Kaisers kehrte Kislid-Arslan wieder nach Iconium zurück.

7. Gleich im folgenden Jahre schickte der Kaiser den Sebastus Gabras nach Cappadocien, um Sebaste von den Türken zu übernehmen. Aber den Sultan hatte indessen sein gemachtes Versprechen schon wieder gereuet, und als jetzt Gabras nach Sebaste kam, fand er die Festungswerke von Grund aus zerstört, die Stadt menschenleer und ihre ganze Umgebung in eine halbe Einöde verwandelt. — Kislid-Arslan war ein Herr von widerlichem Aeußern, klein von Natur, hinkend und schielend, und in allen Gliedern seines Körpers halb gelähmt, so daß er nur, sich stützend auf den Armen eines seiner Sclaven, einhergehen konnte. Aber übrigens war er ein Mann von vielem Verstand, großer Klugheit und Besonnenheit, alles schlau und richtig berechnend, jedoch nichts weniger als ein Sclave seines Wortes, selbst nicht eines von ihm eidlich gegebenen Versprechens, das er stets, wie wir so eben gesehen haben, zu umgehen wußte, sobald sein Interesse es ihm gebot oder auch nur es ihm zu gebieten schien. — Indessen ward doch der Friede mit den Türken mehrere

Jahre nicht unterbrochen. Als aber nach des armenischen Fürsten Thoros Tod, dessen Bruder Milos sich gegen den Kaiser empörte, in Cilicien einfiel, und durch Bündnisse mit den Türken sich zu verstärken suchte, hoffte auch der Sultan von Iconium von den Unruhen in Cilicien Vortheile zu ziehen; schickte demnach einen Theil seines Heeres dem Milos zu Hülfe und bemächtigte sich verschiedener, dem Kaiser gehöriger cilicischer Städte. Auch seine Emirs fingen wieder an, Einfälle in das kaiserliche Gebiet zu machen, die griechischen Gränzstädte unaufhörlich zu beunruhigen, die umliegenden Gegenden zu verwüsten, viele Tausende der Einwohner in die Gefangenschaft fortzuschleppen; kurz, obgleich kein Krieg noch erklärt war, suchten doch die Türken den Griechen theils durch List, Trug und Lug, theils auch durch förmliche Angriffe allen nur möglichen Schaden zuzufügen. Das Sonderbarste dabei war, daß der Sultan während dieser offenbaren Feindseligkeit dennoch immer die größte Ehrfurcht gegen den Kaiser affectirte, sich öfters öffentlich rühmte, ein Adoptivsohn desselben zu seyn; ja sogar die Frechheit und Verstellung so weit trieb, daß er in einem Schreiben an den Kaiser denselben seinen Vater nannte. Wirklich ward Manuel anfänglich eine kurze Zeit lang getäuscht. Als er aber endlich von des Sultans Treulosigkeit sich überzeugte, und schon im Begriffe stand, ihn für einen Feind des Reiches zu erklären, schickte der Sultan ihm ein Geschenk von hundert der auserlesensten, durch ungemein schnellen Lauf ausgezeichneten Pferden. Der Gesandte, der das Geschenk dem Kaiser überreichen mußte, hieß Soliman, und war ein im höchsten Grade gewandter und verschmitzter Türke. Diesem gelang es, dem Kaiser glauben zu machen, alles bisher Vorgefallene sey ohne Wissen und Willen des Sultans geschehen, dessen unruhige und beutesüchtige Emirs seine Befehle überschritten, und

eigenmächtig allen den Unfug verübt hätten. Manuel ließ sich wieder besänftigen, jedoch auch den Sultan durch dessen Gesandten sehr ernsthaft ermahnen, über das Betragen seiner Emirs in Zukunft strenger zu wachen. Bei dieser Gelegenheit schickte der Kaiser, immer noch in gutem Glauben an die Rechtlichkeit des Sultans, demselben sehr schöne Gegengeschenke zurück, die aber, wie die beigefügten Ermahnungen, keine andere Wirkung bei dem Sultan hervorbrachten, als daß er sich öffentlich über den Kaiser lustig machte. „Je mehr," sagte er, „ich den Griechen Schaden zufüge, desto glänzender sind die Geschenke, die ich dafür erhalte." — In dem Betragen der Türken trat demnach auch nicht die mindeste Veränderung ein; im Gegentheil bemächtigten sie sich bald darauf wieder der Stadt Amasia und noch verschiedener anderer minder bedeutender Städte in Kleinasien. Aber darüber ward nun auch der Kaiser im höchsten Grade erbittert. Er zürnte dem Sultan um so mehr, da er jetzt einsah, daß dieser mit ihm bisher nur sein Spiel getrieben. Wie gewöhnlich kamen wieder türkischen Gesandte nach Konstantinopel. Aber Manuel, bei dem jetzt der Entschluß unerschütterlich fest stand, dem ganzen Sultanate von Iconium ein Ende zu machen, gab ihnen kein Gehör, und ließ ihnen nur sagen, daß er jetzt die Waffen nicht eher aus den Händen zu legen entschlossen sey, als bis er den Kopf des Sultans unter seinen Füßen haben würde. Ganz außerordentlich waren demnach auch Manuels Zurüstungen. Da er gerade kurz vorher, wie wir schon berichtet, durch seinen entscheidenden Sieg bei Zeugmin die Ungarn zu einem dauerhaften Frieden gezwungen, auch den treulosen serviſchen Fürsten des Fürstenthums entsetzt, ihn gefangen nach Konstantinopel gesandt, an dessen Stelle einen andern geordnet, mithin für die Ruhe seiner abendländischen Provinzen nichts mehr zu befürchten hatte,

so zog er sein ganzes in Europa stehendes Heer nach Asien, nahm einen zahlreichen ungarischen Heerhaufen in seinen Sold, und ließ noch überdieß starke Werbungen unter den übrigen barbarischen Donauvölkern anstellen, womit er, weil es größtentheils lauter abgehärtete, baumstarke Menschen waren, seine Legionen bedeutend verstärkte. Endlich ließ er auch in Thracien eine ungeheure Menge Zugvieh aufkaufen; er bedurfte desselben nicht blos, weil er alle, zur Belagerung fester Städte, besonders zur Belagerung Iconiums nöthigen Kriegsmaschinen, sondern auch noch auf viertausend Wagen die für sein Heer während des Marsches nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln mit sich führen wollte; kurz, der Kaiser hatte in einigen Monaten ein Heer beisammen, zahlreicher, furchtbarer und mit allem reichlicher versehen, als irgend eines der frühern, die er gegen die Türken geführt hatte.

8. Aber auch der Sultan, der jetzt wohl einsah, daß er den Kaiser nicht länger täuschen könnte, rüstete sich mit nicht minderer Thätigkeit und Sorgfalt. Von allen an sein Gebiet gränzenden Emirs, von dem Sultan von Persien, von dem mächtigen Nouredrin, der sich jetzt ebenfalls den Titel eines Sultans beigelegt hatte, kurz, aus ganz Asien erhielt er zahlreiche Truppenverstärkungen, so daß der Zahl nach sein Heer dem griechischen weit überlegen war. — Im Sommer des Jahres 1176 trat der Kaiser seinen Marsch nach Iconium an. An den Ufern des Rhyndacus in Mysien hielt er sich, man weiß nicht warum, länger auf, als seine kriegerischen Zwecke es ihm erlaubten, zog hierauf, nachdem er eine kostbare Zeit verloren hatte, durch Lydien und Phrygien, ging bei Celenä über den Mäander, und kam endlich nach Myriocephales, der letzten Gränzstadt seines Reiches auf dem Wege nach Iconium. Bisher hatte das kaiserliche Heer auf sei-

nem Marsche zwar öfters herumstreifende feindliche Haufen erblickt, war aber wenig von denselben beunruhiget worden; aber bei Myriocephales angelangt, stand er ganz in der Nähe des feindlichen Heeres, dessen Stellung und Stärke jedoch der Kaiser, weil es theils in Vertiefungen, theils hinter Anhöhen aufgestellt war, nicht beobachten konnte. Wie gewöhnlich hatte Kaiser Manuel auch hier wieder blos seinen durch nichts zu schreckenden Muth und die ungeheure physische Stärke seines Armes zum einzigen Maßstab aller andern Kräfte gemacht, und zwar um so mehr, als er bisher diese stets durch jene zu meistern oder zu überwältigen gewußt hatte. Aber eben daher beging er auch jetzt, und zwar blos aus der ihm eigenen, furchtlosen Geringschätzung seines Feindes, ganz unverzeihliche Fehler, und gab dadurch der Welt einen neuen Beweis, daß zu keiner Zeit den unwandelbaren Grundsätzen der Kriegskunst ungestraft darf Hohn gesprochen werden. Aber dafür zeigte der Sultan, der sein Heer in eigener Person befehligte, eine Besonnenheit und einen strategischen Ueberblick, der kaum von einem Türken zu irgend einer Zeit wäre zu erwarten gewesen*). Myriocephales war damals eine halb verfallene unbedeutende Burg, die aber jetzt, durch der Griechen furchtbare Niederlage, auf lange Zeit wieder eine traurige Berühmtheit erhielt. Die griechischen Berichte über diese merkwürdige, gewisser Maßen das Schicksal von Kleinasien entscheidende Schlacht, sind so oberflächlich, so unzusammenhängend, und mit der Beschreibung des Terrains, auf welchem sie geliefert ward, so sehr im Widerspruche,

*) In Person wohnte der Sultan nie einer Schlacht bei. Aber er hielt sich ganz in der Nähe derselben auf. Seine Emirs mußten ihm ununterbrochen von dem Gange der Schlacht Bericht senden, worauf er ihnen dann sgoleich die ihm zweckmäßig scheinenden Befehle ertheilte.

daß man sich unmöglich ein, nur einiger Maßen befriedigendes Bild davon machen kann. Was sich allenfalls, jedoch blos im Allgemeinen, daraus entnehmen läßt, ist Folgendes: Unvorsichtiger Weise verwickelte sich der Kaiser mit seinem ganzen Heere in das, gleich vor Myriocephales sich öffnende Labyrinth von Thälern und Engpässen des pisidischen Gebirges. Da er seine zahllosen Wagen nicht zurückgesandt, sondern zwischen seinen Colonnen mit sich führte, und diese daher, dadurch gehindert, sich nicht in den gehörigen Distanzen folgen konnten, so entstanden bald zwischen den verschiedenen Heeresabtheilungen große Lücken. Die Türken begannen nicht eher ihre Angriffe, als bis das ganze griechische Heer sich in das zwischen Gebirgswänden und Abgründen zehn römische Meilen weit fortlaufende Hauptdefilee vorgeschoben hatte. Aber nun griffen sie von allen Seiten an. Die beiden Flügel ihres Heeres schwenkten sich, schloßen das Defilee, und griffen nun auch von hinten die Griechen an, während zahllose Haufen schnell von den Gebirgen herabkamen und sich in die, die Colonnen von einander trennenden Zwischenräume warfen. Das Gefecht, oder vielmehr das Morden, begann nun auf allen Punkten des griechischen Heeres; angegriffen in seiner Fronte, in seinem Rücken, in seiner Mitte, und von den Anhöhen herab auch auf seinen beiden Flanken, dabei dicht auf einander gepreßt, aus Mangel an Raum unfähig sie zu entwickeln, unfähig daher auch, sich gegenseitig zu unterstützen, und getroffen von einem Hagel von feindlichen Pfeilen und Wurfspießen, stürzten die Griechen schaarenweise zu Boden. Es war ein grauenvolles Niedermetzeln. Als der Kaiser, der den Zug des Heeres geschlossen hatte, nun Zeuge seyn mußte, wie seine Tapfern, ohne daß er ihnen helfen konnte, hingewürgt wurden, auch keine Möglichkeit vor sich sah, mit dem Reste seines Heeres sich aus diesem, nun für die

Griechen zu einer schrecklichen Mordgrube gewordenen Defilee wieder herauszuwinden, rief er endlich den Seinigen zu: „Rette sich ein Jeder, wie er nur immer sich zu retten vermag; auch ich werde dasselbe thun.“ — Schnell stürzte sich jetzt Manuel mitten unter die Feinde, warf mit seiner furchtbaren Lanze alles vor sich nieder, und hatte endlich das Glück, nach hartem und gefährlichem Kampfe, unter vielen tausend Säbeln und zahllosen Pfeilen und Wurfspießen dennoch mitten durch die Feinde sich durchzuschlagen; aber diesmal nicht so unverletzt, wie stets bisher. Er hatte mehrere Wunden und starke Contusionen erhalten; die vielen Säbelhiebe hatten an mehreren Orten seinen Helm gespalten und diesen ihm so tief in den Kopf gedrückt, daß die Haut stark verletzt ward, das Blut an beiden Seiten herablief und er heftige Schmerzen litt. Zudem war seine Lanze an ihrem Vordertheil gebrochen, und er selbst von dem harten Kampfe mit so vielen Feinden völlig erschöpft. Ganz allein, ohne alle Begleitung erreichte er endlich eine kleine Anhöhe, und wollte eben, an einen Baumstamm angelehnt, sich einige Ruhe gönnen, als zwei vorüber eilende Türken auf ihn zusprangen; einer davon hatte schon das Pferd des Kaisers am Zaume gefaßt, aber diesen schlug Manuel mit dem bloßen Schaft seiner Lanze zu Boden, worauf der andere die Flucht ergriff. — Da die Türken den Angriff nicht eher begonnen hatten, als bis das ganze griechische Heer in den Engpässen eingeschlossen war, so hatte auch der Vortrab desselben noch Zeit gewonnen, sich ohne großen Verlust aus dem Defilee herauszuziehen, und auf einem, einige tausend Schritte weiter vorwärts liegenden Hügel sich wieder aufgestellt und verschanzt. Dahin eilte nun auch der Kaiser. Glücklicher Weise begegnete er einem, von dem Befehlshaber der Avantgarde wahrscheinlich zur Recognoscirung ausgesandten Offizier. Dieser sprang, sobald er den Kaiser erblickte, vom Pferde, eilte ihm

alle nur möglichen Hülfsleistungen zu erweisen, verband seine Wunden, setzte ihm den Helm wieder zurecht, worauf auch die Schmerzen größtentheils nachließen, und gab ihm seine eigene Lanze. Kaum hatte diese der Kaiser in seiner Hand, als ein Haufe von ungefähr zwanzig Türken auf ihn zukam. Aber bald mußten diese die Stärke von Manuels unüberwindlichem Arm fühlen, und da jetzt auch der ihm zur Seite stehende Grieche sein Schwert gezogen hatte, so nahmen die Türken nach kurzem Kampfe die Flucht. Der Kaiser setzte hierauf seinen Weg fort, und nachdem er sich noch zweimal durch feindliche Haufen hatte durchschlagen müssen, kam er glücklich bei seiner Avantgarde an. Lautes Freudengeschrei erhob sich jetzt in dem Lager. Alles drängte sich herbei, um den Monarchen, den man schon seit einigen Stunden unter den Todten geglaubt hatte, wieder zu sehen und zu begrüßen. Aber dieses unerwartete Wiedersehen ward dennoch, nach dem ersten freudigeu Erguß der Gemüther, höchst traurig und niederschlagend. Der Kaiser konnte es sich nicht verbergen, daß seine Unbesonnenheit allein den Tod so vieler Tausende braver Krieger herbeigeführt habe, und derselbe Gedanke mußte nothwendig jetzt auch in der Brust eines jeden, selbst des gemeinsten Soldaten aufsteigen. Indessen betheuerten doch alle dem Kaiser ihre Treue und Ergebenheit, und daß, da er wieder an ihrer Spitze wäre, sie auch bis zum letzten Mann bei ihm aushalten würden.

9. Als der Kaiser sich durch das Defilee und die Feinde durchschlug, bahnte er zugleich den Seinigen einen Weg, auf welchem es auch wirklich Vielen ihm zu folgen gelang; besonders als bald darauf ein furchtbarer Orkan sich erhob und ganze Wolken von Staub die Luft so verfinsterten, daß man Freunde und Feinde nicht mehr von einander unterscheiden konnte. Die,

welche sich gerettet hatten, kamen nun nach und nach alle an, so daß in kurzer Zeit der Kaiser wenigstens die Trümmer seines geschlagenen Heeres wieder beisammen hatte. Während er nun beschäftiget war, diese zu ordnen und gehörig einzutheilen, fühlte er sich endlich so sehr erschöpft und von brennendem Durste so geplagt, daß er einen Trunk Wasser begehrte. Sogleich lief man an einen nahen, vorüberfließenden Bach, und brachte ihm eine mit Wasser gefüllte Feldflasche. Aber kaum hatte Manuel sie an den Mund gebracht, als er voll Entsetzen sie wieder auf die Erde warf und dabei ausrief: „Mein Gott, dieß Wasser ist ja gar zu sehr mit Menschenblut vermischt!" — Bei einer gemeinschaftlichen großen Calamität, aus der sich zu retten kein Strahl der Hoffnung leuchtet, verschwindet stets auch aller Rang und aller Unterschied der Personen; eine vollkommene Gleichheit stellt sich ein, indem ein jeder sich als ein dem Tode unwiderruflich geweihtes Opfer betrachtet. In dieser Stimmung rief nun auch ein roher Soldat, als er sah, daß Manuel das ihm gereichte Wasser zu trinken sich weigerte, dem Monarchen zu: „Trinke nur, Kaiser! es ist ja nicht das Erstemal, daß du das Blut deiner Unterthanen trinkest, die unter der Schwere der Abgaben verschmachten."— Ohne ein Wort darauf zu erwiedern, nahm Manuel diesen Vorwurf ruhig hin. — Gebirge und Thäler, Anhöhen und Ebenen waren jetzt mit den siegenden Türken bedeckt. Wohin man den Blick richten und wie weit das Auge reichen mochte, sah man nichts als zahllose feindliche Haufen. Zum Erstenmal in seinem ganzen Leben sprach jetzt der unerschrockene, furchtlose Manuel das Wort: Flucht aus; er bemerkte dabei den ihn umgebenden Offizieren, daß es Einzelnen oder auch nur ganz kleinen Banden leichter seyn würde, dem Feinde zu entkommen, als wenn mehrere beisammen oder gar in eine zahlreiche Schaar

mit einander vereint wären. Diese Aeußerung hörte zufälliger Weise ein Soldat, und im höchsten Grade darüber betroffen, trat er mit Ungestüm hervor und sagte zu dem Kaiser: „Wie, du willst jetzt, nachdem du doch selbst uns in jene Mordgruben geführt hast, dein Heer verlassen und blos auf deine eigene Sicherheit bedacht seyn?“ — Diese Worte änderten sogleich den Sinn des Kaisers. „Ich werde,“ rief er dem Soldaten zu, „bei euch bleiben und morgen, wo nicht mit euch siegen, doch wenigstens mit euch sterben.“— Die Nacht war indessen eingebrochen; aber an Ruhe war in dem Lager nicht zu denken. Bei dem ununterbrochenen wüthenden Mordgeschrei der das Lager umschwärmenden Türken konnte kein Schlaf auch nur auf wenige Augenblicke in irgend ein Auge kommen. Da die Türken wußten, daß viele Muselmänner in dem kaiserlichen Heere dienten, selbst mehrere davon genau kannten, so riefen sie diesen mit ihren Namen zu, und forderten sie auf, wenn sie noch am Leben wären, schleunigst die Reihen der Ungläubigen zu verlassen, die sämmtlich am folgenden Tage würden abgeschlachtet werden; auch nicht des Lebens eines Einzigen sollte morgen geschont werden. Dieses wilde Geschrei dauerte die ganze Nacht unaufhörlich fort. In dem Lager des Kaisers wußte jetzt ein Jeder, welches Loos ihn in wenigen Stunden treffen werde. Aber fest waren daher auch alle entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich an den Feind zu verkaufen. Sobald der Tag zu grauen anfing, begannen die Türken den Angriff; wie gewöhnlich zuerst aus der Ferne mit einem Hagel von Pfeilen; rückten dann näher heran, stürmten endlich das Lager, und schon fing von beiden Seiten das Treffen an, immer hitziger uud für die Griechen verderblicher zu werden; als plötzlich ein Emir mit verhängtem Zügel herbei sprengte und den Seinigen befahl, vom Angriff abzulassen. Er erkundigte sich hierauf

nach dem Kaiser, eilte auf ihn zu, sprang vom Pferde, und indem er sich vor dem Monarchen auf ein Knie niederließ, überreichte er demselben eine Schrift. „Mein Herr, der Sultan," sprach der Emir, „ist entschlossen, auf der Stelle Friede zu schließen, wenn Du, o Kaiser! die in dieser Schrift enthaltenen Bedingungen genehmigest und sie unterzeichnest." — Der Kaiser und seine ganze Umgebung, im höchsten Grade überrascht, schauten staunend einander an. Lange wegen des Friedens zu unterhandeln oder Gegenforderungen aufzustellen, dazu war es jetzt nicht Zeit. Man hatte blos die Wahl zwischen dem Verlust einiger Städte oder dem völligen Untergang des Heeres, und dem Tode oder der Gefangennehmung des Kaisers. Zudem waren die Forderungen des Sultans sehr gemäßigt. Die lästigste davon für den Kaiser war blos die Schleifung der erst unlängst von ihm wieder neu auferbauten Städt und Festung Doriläum. Manuel nahm also keinen Anstand, den Frieden zu unterzeichnen. Er hatte über seinem Panzer einen prachtvollen, mit Juwelen übersäeten Purpurmantel an. Die edeln Steine blitzten dem Emir so sehr in die Augen, daß er sich endlich nicht enthalten konnte, zum Kaiser zu sagen: „Einen so kriegerischen, tapfern und unüberwindlichen Helden, wie Kaiser Manuel, ziert der Küraß mehr, als irgend ein auch noch so prächtiges Gewand." — Der Kaiser verstand den Sinn dieser Worte, zog lächelnd den Purpurmantel aus und machte damit dem Emir ein Geschenk. Nicht wenig erfreut über die reiche, mit so leichter Mühe gemachte Beute, schwang sich derselbe nun unverzüglich wieder auf sein Roß, machte zuerst dem türkischen Heere den so eben geschlossenen Frieden bekannt, und eilte dann zu seinem Sultan zurück.

10. Wegen der Art des Rückmarsches bedurfte

es keiner langen Besprechung. Der Sultan genehmigte eine kleine Schaar Türken, die als Wegweiser das Heer zurückgeleiten sollten. Der Kaiser wünschte, daß man einen andern Weg als den, der über das Schlachtfeld führte, wählen möchte. Aber sey es, daß der Erfüllung dieses Wunsches unbekannte Hindernisse entgegen standen, oder auch, daß die türkischen Wegweiser sich ein Vergnügen daraus machten, den Kaiser noch einmal recht zu kränken; kurz, sie führten ihn gerade den nämlichen Weg, auf welchem er den größten Theil seines Heeres verloren hatte, auch wieder zurück. Schauer ergriff den Kaiser und dessen Schaaren, als sie jetzt bei ruhigem Sinne den schrecklichen Schauplatz grausenvoller Verwüstung wieder betraten. Die zahllosen Leichen der Erschlagenen, der grauenvolle Anblick ihrer oft grausamen, tödtlichen Wunden; die ungeheure Menge todter Pferde, Kamele, Ochsen ꝛc., unter denen größtentheils auch immer noch erschlagene Menschen auf einander lagen; die überall umher zerstreuten abgehauenen Glieder, Köpfe, Arme, Füße; endlich die traurigen Trümmer sämmtlicher, mit so großem Aufwand erbauter Kriegsmaschinen und Kriegswerkzeuge; kurz, wohin nur immer das Auge blicken mochte, zeigte sich ihm ein Gegenstand des Entsetzens. Der Boden des, einige Meilen langen Engpasses, und der daran anstoßenden Thäler*), wie der vor denselben sich öffnenden Ebene war mit Blut getränkt und blutroth gefärbt. Ueber diese schauervollen Gefilde, auf welchen sich jetzt noch überall das Bild des Todes unter seinen gräßlichsten Gestalten zeigte, zog nun das Heer, traurig und niedergeschlagen, mit gesenktem Haupte und jener Todesstille, die auf Gräbern ruhet, langsam hinweg; kein Laut irgend einer Stimme

*) Fünf Thäler, die endlich in einem Punkte zusammen liefen, bildeten den Eingang des großen Defilees.

ward gehört; und nur hie und da brach bisweilen aus der gepreßten Brust ein still jammernder Seufzer hervor, und selbst der furchtlose Kaiser, den in seinem ganzen Leben noch nichts geschreckt hatte, so wie die ältesten, an alle Gräuelscenen mörderischer Schlachten gewöhnten Krieger konnten sich öfters der Thränen nicht enthalten. — Aber kaum war das kleine Heer einige Meilen von dem Schlachtfelde entfernt, als der Nachtrab desselben schon wieder von herumstreifenden türkischen Haufen angegriffen ward, die jedoch, nachdem sie viele von den Kranken und von ihren Wunden noch nicht völlig Geheilten, welche dem Heere nur in einer gewissen Entfernung folgen konnten, zusammen gehauen hatten, von den ihnen entgegen gesandten Schaaren mit blutigen Köpfen zurückgetrieben wurden. Ohne weitern Verlust kam man endlich in Chone an, wo der Kaiser seinen Soldaten einige Tage der Ruhe gönnte, das Heer, nur mit Ausnahme einer Abtheilung seiner Leibwache, entließ, und hierauf unter einer nicht sehr zahlreichen Bedeckung nach Philadelphia*) (in Lydien) sich begab. Hier hielt er sich längere Zeit auf, und kehrte nicht eher nach Konstantinopel zurück, als bis er von den bei Myriacephales erhaltenen Wunden wieder vollkommen hergestellt war. Vor seiner Abreise von Philadelphia schrieb er einige Briefe nach Konstantinopel, an den Senat, an den Präfekt der Stadt und noch einige zu der kaiserlichen Familie gehörigen Großen. Man sieht diesen Briefen die Verlegenheit des Kaisers an. Durch Unwahrheiten wollte er sich und seine Würde nicht entehren; aber nicht minder schmerzhaft für ihn war auch das offene Geständniß

*) Es gab drei Städte, welche denselben Namen führten: das Isaurische, ferner jenes, das in Palästina lag, und endlich das Lydische, von welchem hier die Rede ist, und eine jener sieben Kirchen war, deren die Offenbarung erwähnt.

eines unglücklichen Feldzuges und einer verlornen Schlacht, in der wenigstens zwei Drittheile seines Heeres waren vernichtet worden. Er schrieb also: das unglückliche Loos des Kaisers Diogenes Romanus hätte auch ihn auf diesem Feldzug getroffen, jedoch ohne, wie jener, in die Gefangenschaft der Türken gerathen zu seyn. Er erwähnt hierauf sogleich des geschlossenen Friedens und verbreitet sich mit sichtbarem Wohlgefallen besonders darüber, daß der Sultan ihm zuerst Friedensvorschläge habe machen lassen.

11. Aber bei allem dem erlosch das Andenken an den verhängnißvollen Tag bei Myriacephales nie mehr in der Seele des Kaisers; besonders hatte der schreckenvolle Anblick des mit Blut überschwemmten Schlachtfeldes, dessen namenlose Greuel er auf dem Rückmarsch in ihrem ganzen weiten Umfang hatte überschauen können, einen tiefen, nicht mehr zu vertilgenden Eindruck auf ihn gemacht. Von jetzt an bemerkten alle Umgebungen des Kaisers eine sichtbare Veränderung in dem Charakter wie in dem ganzen Wesen desselben. Die bisher sich stets gleich gebliebene Freudigkeit seines Geistes war verschwunden, seine Kraft schien gebrochen, und das Feuer seines kriegerischen Ehrgeizes, der nur nach Schlachten, Gefahren und Siegen sich gesehnt hatte, war größtentheils erloschen. Was ihn am meisten beugte, war der ihn quälende Gedanke, daß das ihm und seinem Heere in den pisidischen Gebirgen zugestoßene Unglück seinen, seit mehr als dreißig Jahren erworbenen Waffenruhm nicht wenig verdunkeln werde*). Aber so sehr

*) Es ist eine, für die menschliche Natur demüthigende, aber daher bemerkenswerthe Erscheinung, daß die stärksten, unerschrockensten Seelen, die jeder Gefahr, unter welcher auch noch so furchtbaren Gestalt sie sich zeigen mag, kühn und furchtlos in das Auge blicken, doch nur gar zu oft von einem bloßen, von

auch dem Kaiser seine unmäßige Kriegslust vergangen war, und er sich zum Frieden weit geneigter als in frühern Zeiten fühlte, konnte er dennoch, selbst mit der Gefahr eines mit den Türken neu ausbrechenden Krieges, sich nicht zur Schleifung seiner geliebten Stadt Doriläum entschließen. Es dauerte daher nicht lange, so kamen schon in der ersten Hälfte des folgenden Jahres in Konstantinopel türkische Gesandte an, durch welche der Sultan den Kaiser ermahnen ließ, mit der Erfüllung der in dem letzten Friedensschlusse übernommenen Verbindlichkeiten, besonders mit Schleifung der Stadt Doryläum nicht länger zu zögern; und da der Kaiser diesen Gesandten die, in dem Munde eines mächtigen

---

ihrer Einbildungskraft erzeugten Phantom nicht nur geschreckt, sondern sogar tief gebeugt, ja beinahe völlig vernichtet werden können. Wie konnte Manuel nur einen Augenblick glauben oder befürchten, daß über einer einzigen von ihm verlornen Schlacht die Mit- und Nachwelt die lange Reihe seiner, durch seinen beispiellosen Heldenmuth errungenen Siege werde vergessen können, vergessen wollen. Der Gewinn oder Verlust einer Schlacht hängt oft von einer ganz unbedeutenden Kleinigkeit ab. Auch dem tapfersten talentvollsten Feldherrn kann ein solcher Unfall widerfahren. Ward nicht selbst Cäsar bei Dyrrachium geschlagen, und würde nicht ebenfalls sein ganzes Heer vernichtet worden seyn, wenn den edeln, wahrhaft großen Pompejus Cäsars noch größere, kühnere Seele belebt, er mithin nach errungenem Siege auch sogleich das Lager seines großen Gegners bestürmt hätte. — Das von ihm selbst geschaffene Gespenst quälte den Kaiser Manuel so sehr, daß er sogar in einem Schreiben an den deutschen Kaiser Friedrich I. sich bis zu offenbaren Unwahrheiten herabließ, und dem deutschen Monarchen meldete: er habe auf seinem letzten Feldzuge den Sultan gedemüthiget, ihn zum Frieden gezwungen, dem Reiche völlig unterworfen, und derselbe ihm auch den Eid der Treue und Unterwürfigkeit wirklich geleistet.

Monarchen so ungeziemende Antwort gab: er sey zur Erfüllung eines, mit Gewalt von ihm erpreßten Versprechens nicht verbunden, fiel sogleich ein Heer von achtzigtausend Türken wieder in Phrygien ein*). Der Sultan war so sehr gereizt und erbittert, daß er dem Emir, dem er den Oberbefehl über sein Heer übergeben hatte, nachdrucksam befahl, alle Provinzen des Reiches bis an das Meer hin mit Feuer und Schwert zu verheeren, weder Menschen noch Eigenthum zu schonen und, als Beweis, daß seine Befehle befolgt worden, ihm eine Flasche Wasser aus dem Meere, nebst dem Ruder eines der dort liegenden Schiffe, und einen Sack voll Sand von dem Meeresufer mitzubringen. Diesen Auftrag konnte jedoch der Emir nur zur Hälfte erfüllen. Er verwüstete zwar einen Theil Phrygiens und Cariens, zerstörte auch das in der letztern Provinz liegende Antiochien**) nebst noch einigen andern Burgen, ward aber hierauf von dem griechischen Feldherrn Vataces, einem Neffen des Kaisers, an den Ufern des Meanders geschlagen und selbst in dem Treffen getödtet,

*) Der Kaiser hatte erst vor zwei Jahren die Stadt Doryläum auf das Neue wieder auferbaut, und den Bau so sehr betrieben, daß er selbst dabei Hand anlegte und oft mehrere Stunden des Tages, gleich einem gemeinen Soldaten, mitarbeitete, und große und schwere Steine auf seinem Rücken zum Bau herbeitrug. Doryläum hatte zu einer Festung eine sehr vortheilhafte Lage an dem Zusammenfluß zweier Ströme, war für das Reich eine ungemein wichtige Grenzfeste, die in den Händen der Türken diesen den Besitz von ganz Phrygien gesichert haben würde.

**) Sieben Städte führten in jenen Zeiten den Namen Antiochien; jenes, von dem hier die Rede ist, hieß Antiochia Mäandri, und lag in der Provinz Carien. Aber von allen diesen sieben Städten gleichen Namens war das in Syrien gelegene Antiochien bei weitem das größte, reichste, bekannteste und auch in der Geschichte das merkwürdigste.

worauf die Türken in ihr Land zurückzogen. Wegen dieser Niederlage wollte der Sultan sich rächen. Ein neues, nicht minder zahlreiches Heer brach in das Reich ein und belagerte Claudiopolis. Sobald Manuel Kunde davon erhielt, schwang er sich wieder auf das Pferd und eilte, ohne auch nur das Mindeste von seinem Feldgeräthe mitzunehmen, zu seiner Armee, durchflog mit Blitzesschnelle ganz Bithynien, und stand schon ganz in der Nähe von Claudiopolis, als die Türken ihn noch in Konstantinopel wähnten. — Aber trotz ihres letzten, über den Kaiser erfochtenen Sieges, war den Türken doch immer noch Manuels Name ein solcher Name des Schreckens, daß sie bei seiner Annäherung die Belagerung der Stadt sogleich aufhoben und in unordentlicher Eile sich zurückzogen. Manuel verfolgte sie bis an die Grenze seines Gebietes, tödtete ihnen viele Leute, machte noch mehr Gefangene und nahm ihnen allen ihren Raub wieder ab. — Aber auch der Sultan wünschte endlich die Beendigung eines Krieges, der ihm keinen großen Gewinn mehr versprach, und brachte, wie es scheint, nun auch der Erfüllung dieses Wunsches seine, an sich nichts weniger als ungerechte Forderung in Beziehung auf Doryläum zum Opfer. Der Krieg hatte demnach ein Ende, und während der wenigen Jahren, die Kaiser Manuel noch regierte, ward der Friede zwischen ihm und dem Sultan nicht ferner mehr unterbrochen*).

*) Von diesem Sultan Kislid-Arslan von Iconium wird erzählt: er habe eine Christin zur Mutter gehabt, die ihm frühzeitig die schönsten und erhabensten Begriffe von dem Christenthum beigebracht, und ihn endlich von der Leerheit des Islams und dessen abgeschmackten Träumereien so vollkommen überzeugt, daß er, sobald er nach seines Vaters Tod den Thron bestiegen, sich heimlich habe taufen lassen und ein Anbeter Jesu Christi geworden sey. Diese Bekehrungsgeschichte, die man auch nirgends verbürgt findet,

12. Die letzten drei Jahre der Regierung Kaiser Manuels bieten nichts Bemerkenswerthes mehr dar; außer man müßte die an einem und demselben Tage gefeierte doppelte Vermählung seines Sohnes Alexius und seiner Tochter Maria als ein für die Geschichte nicht unmerkwürdiges Ereigniß betrachten wollen. Maria war eine blendende, nicht nur im ganzen Orient, auch in Europa ungemein berühmte Schönheit. Mächtige Monarchen hatten schon um ihre Hand geworben; unter andern auch der deutsche Kaiser Friedrich I. für seinen Sohn Heinrich. Aber jedesmal wurden die, deswegen schon angeknüpften Unterhandlungen durch irgend einen unvorhergesehenen Incidentfall wieder abgebrochen. Viele Jahre blieb daher die reizende und eben so geistvolle Tochter des größten und mächtigsten Monarchen der damaligen Welt unverheirathet, und die schöne und nicht minder stolze Maria, von deren Leben jetzt schon die schönsten Blüthen abgefallen waren — denn sie stand im einunddreißigsten Jahre ihres Alters — und die öfters sich geäußert hatte, daß nur ein großer und mächtiger König ihr Gemahl werden könnte, mußte sich nun mit der Hand eines Markgrafen, jedoch eines ungemein liebenswürdigen Markgrafen begnügen, nämlich des jungen, erst achtzehnjährigen Rainer von Montferrat. Der Kaiser ernannte ihn zum Cäsar, und gab ihm Thessalonich sammt dem umher liegenden sehr bedeutenden Gebiete zu Lehen. Acht Tage darauf ward auch Alexius mit König Ludwigs VII. von Frankreich

---

scheint einer Fabel nicht unähnlich zu seyn; sollte jedoch wirklich Wahrheit derselben zum Grunde liegen, so müßte dieses Sultans Christenthum wenig Einfluß auf seine Politik, vielleicht desto größern auf seinen persönlichen Charakter gehabt haben; denn wirklich zeuget dessen Betragen nach seinem bei Martyrocephales erfochtenen Sieg gegen den Kaiser von einer edeln, wahrhaft großmüthigen Seele.

jüngster Tochter Agneſe in der Blakerner Kirche von dem Patriarchen getraut, und Beiden nach der Trauung die Kaiſerkrone auf das Haupt geſetzt. Die franzöſiſche Prinzeſſin war acht, Manuels Sohn eilf Jahre alt. Bei dieſen doppelten Vermählungsfeierlichkeiten zeigte ſich des Kaiſers leider nur allzugroße Prachtliebe zum Letztenmale in ihrer ganzen Größe. Bald darauf fing Manuel an zu kränkeln, ward immer ſchwächer, und endlich im Anfange des folgenden Jahres 1180 auf das Krankenbette geworfen, von welchem er ſich jedoch einige Male, obgleich nie auf viele Tage, wieder erhob. Der Patriarch Theodoſius, der erſt vor zwei Jahren den Patriarchenſtuhl von Konſtantinopel beſtiegen hatte, und von deſſen Frömmigkeit und tadelloſen exemplariſchen Wandel die griechiſchen Geſchichtſchreiber uns einen ſehr hohen Begriff geben, bat den Kaiſer, jetzt, wo der volle Gebrauch aller ſeiner geiſtigen Kräfte ihm noch zu Gebote ſtünde, für die Verwaltung des Reiches während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes zu ſorgen, das Nöthige diesfalls zu ordnen. Aber bethört von den ihn, wie gewöhnlich, umgebenden Wahrſagern und Sterndeutern, die ihm mit der, ſolchen Charlatans eigenen Dreiſtigkeit eine Lebensverlängerung von vierzehn Jahren nebſt noch mancher andern Herrlichkeit zugeſichert hatten, bemerkte auch jetzt Manuel dem Patriarchen, daß es jetzt noch viel zu frühe wäre, wegen der Verwaltung des Reiches nach ſeinem Tode etwas zu verfügen. Ueberhaupt war dieſer Kaiſer ſein ganzes Leben hindurch dem Aberglauben an Wahrſagerei und Sterndeuterei gar zu ſehr ergeben geweſen. Bei Allem zog er ſeine Aſtrologen zu Rathe, und wartete auf die Ausſprüche der Geſtirne; und wenn dann auch deren Orakel nicht eintrafen, oft auch gerade das Gegentheil davon geſchah, ſo wußte er dennoch ſtets alles ſo zu deuten und zu wenden, daß die Geſtirne Recht behielten, und von ihrem Credit

bei ihm dadurch nichts verloren*). Indeſſen ſchwanden mit jedem Tage immer mehr und mehr die Kräfte des kranken Kaiſers. In dem Palaſte ſah Jedermann dem in Kurzem bevorſtehenden Tode deſſelben mit Gewißheit entgegen; und als jetzt auch ſeine ſämmtlichen Aſtrologen in einer Nacht plötzlich aus Konſtantinopel verſchwanden, zweifelte auch Manuel nicht mehr an ſeinem nahen Ende. Nun ließ er den Patriarchen zu ſich rufen, der, nachdem Manuel eine von dem Patriarchen entworfene Formel, in der er allen Illuſionen von Sterndeuterei entſagte, und wegen ſeines bisherigen ſündhaften Aberglaubens Gott um Verzeihung bat, unterzeichnet hatte, ihm auch die heiligen Sterbſakramente reichte. Ein Paar Tage vor ſeinem Hinſcheiden berief er die vornehmſten Beamten des Staates und des Palaſtes, wie auch alle zu der kaiſerlichen Familie gehörigen Großen zu ſich. Dringend befahl er jetzt dieſen ſeinen Sohn. Mit großer Anſtrengung und alle ſeine Kräfte zuſammennehmend, ſprach er länger, als ſein Zuſtand es ihm eigentlich erlaubt hätte. Aber die Worte floſſen ihm aus dem Herzen. Tiefe Seufzer unterbrachen öfters ſeine Rede, und es ſchien als ahnete er ſchon das traurige, zum Theil ſchreckliche Schickſal, das ſeinem geliebten, weil einzigen Sohn, und noch mehrere Andere der Seinigen, die ſeinem Herzen nicht minder theuer waren, bald nach ſeinem Tode treffen würde. Der ſterbende Monarch begehrte hierauf, daß

*) Auch auf Zeichen und Vorbedeutungen legte Manuel großen Werth. Als einmal, nachdem ſchon eine Heerfahrt nach Ungarn feſt beſchloſſen war, ein heftiger Orkan von zwei in Konſtantinopel ſtehenden Säulen, wovon die eine Romania, die andere Hungaria hieß, die erſtere geſtürzt hatte, ließ ſie der Kaiſer gleich am andern Tage wieder aufrichten, aber dafür die Hungaria umſtürzen, die hierauf nicht eher, als bis nach ſiegreich beendigtem Feldzug wieder aufgerichtet ward.

man ihm, nach Sitte der damaligen Zeit, Mönchskleidung anlegen möchte. Als man ihn von dem Purpur entkleidete und in das schwarze Gewand einhüllte, erhoben sich laute Klagen in dem Palaste; denn nun betrachtete man den Kaiser als todt. Er verschied am vier und zwanzigsten September des Jahres eilfhundert und achtzig, in dem acht und fünfzigsten Jahre seines Alters, nach einer mehr als sieben und dreißigjährigen*), ungemein geräuschvollen und nicht selten zwei Welttheile erschütternden Regierung. — Begraben ward Manuels Leiche in der Pantokratorskirche. Was das Grabmal dieses Kaisers auf viele Jahre ungemein merkwürdig machte, war ein vor dasselbe gesetzter, bei der ganzen orientalischen Christenheit in höchster Verehrung stehender großer Stein von rother Farbe und der Höhe eines Mannes. Es ward von den Griechen allgemein geglaubt und behauptet, daß es derselbe Stein sey, auf welchem der heilige Leib unsers göttlichen Erlösers nach dessen Kreuzabnahme war einbalsamirt worden. Während Manuels Regierung war er von Ephesus nach Konstantinopel gebracht, von der sämmtlichen Geistlichkeit, dem Kaiser und dessen gesammtem Hofe und allem Volke mit der größten religiösen Feierlichkeit vor dem goldenen Thore empfangen und nach der prachtvollen Sophienkirche gebracht worden. Manuel, der fromme Uebungen und andächtige Widmungen auch mit einem ziemlich ausschweifenden Leben sehr gut vereinigen zu können glaubte, gab bei dieser Gelegenheit seinem Volke ein vorleuchtendes Beispiel der hohen Verehrung dieses höchst ehrwürdigen und heiligen Denkmals der Leidensgeschichte des Gottmenschen. Seine Schultern beugte er nämlich ebenfalls unter der heiligen Last, und half sie durch die ganze Stadt nach

*) Die Dauer seiner Regierung war sieben und dreißig Jahre, fünf Monate und siebzehn Tage.

der so eben erwähnten Kirche tragen. Auf diese kostbare Reliquie glaubte Manuel eigene Ansprüche zu haben, wollte daher selbst nach seinem Tode noch gewisser Weise in dem Besitze derselben bleiben.

13. Kaiser Manuel war eine jener äußerst seltenen Erscheinungen, zu deren Hervorbringung die Natur gewöhnlich mehrerer Jahrhunderte, ja vielleicht selbst eines ganzen Jahrtausends bedarf. In der Reihe ausgezeichnet großer Feldherren gebührt ihm zwar keine Stelle; aber in Ansehung seiner wahrhaft beispiellosen Unerschrockenheit und Kühnheit, seiner persönlichen, auch wenn er ganz allein war, vor zahlreichen feindlichen Haufen nicht zurückschreckenden Tapferkeit, seiner ungemeinen Gewandtheit in Führung der Waffen, und endlich der mehr als riesenhaften Stärke seines Arms, ist Manuel ein Held, dessen Gleichen die ganze Welt und Völkergeschichte nicht aufzuweisen hat. Der Grieche Cinnamus hat es sich zu einer besondern Aufgabe gemacht, Manuels einzelne, bis dahin wahrhaft unerhörte Heldenthaten der Nachwelt aufzubewahren; und wirklich grenzen dieselben so sehr an das Unglaubliche, ja wohl an das Wunderbare, daß, wenn die im zehnten Jahrhundert in Frankreich entstandenen Ritter- und Heldenromane, Türpins Carl der Große, und die Geschichte König Arthur's und seiner Tafelrunde den Griechen bekannt gewesen wären, man beinahe in die Versuchung gerathen möchte zu glauben, Cinnamus Lebensgeschichte Manuels sey blos eine Copie jener, in die Riesen-, Drachen- und Zauberwelt hinüberspielenden Romane. Aber Cinnamus selbst war größtentheils ein staunender Augenzeuge der Thaten seines Kaisers, und überhaupt wird auch die strengste historische Kritik selbst den frühesten griechischen Geschichtschreibern, wenn sie die Thaten ihrer Kaiser erzählen, nirgends eine Uebertreibung zum Vorwurf machen können. In der langen Reihe grie-

chischer Jahrbücher würde also Manuel der einzige Monarch seyn, bei dem man sich eine Uebertreibung erlaubt hätte. Aber auch darüber verschwindet alle Ungewißheit vor der dichten Wolke von Zeugen, die, wenn sie auch nicht, wie Cinnamus, aller einzelnen Heldenthaten dieses Kaisers erwähnen, doch sämmtlich mit dem nämlichen feurigen Enthusiasmus von Manuels unglaublicher Heldenkraft und Heldencharakter sprechen. Wir glauben, daß schon wenige Züge aus dem Leben dieses gekrönten Helden hinreichen werden, um unsere Leser mit demselben noch genauer und vollständiger bekannt zu machen. Zuerst müssen wir bemerken, daß Manuel, wie beim Angriff stets der erste, auch beim Rückzug jederzeit der letzte war, und dann oft ganz allein blos mit seinem Schilde und seiner Lanze die, auch nach einer verlornen Schlacht, noch immer zerstreut herumstreifenden Türken von einem Angriff auf seinen Nachtrab zurückhielt. Was Flucht oder Furcht sey, davon hatte dieser Kaiser gar keinen Begriff; je größer die Gefahr war, je höher stieg sein Muth, je mehr jubelte sein Herz; und sah er sich bisweilen auf keiner Seite von Gefahren bedroht, dann ging er vorsätzlich darauf aus, sie selbst aufzusuchen, ihnen kühn entgegen zu gehen, und sie sogleich zu bekämpfen und, was bei ihm in einer und derselben Vorstellung zusammenfloß, auch zu besiegen. Auf einem seiner türkischen Feldzüge ritt er eines Tages mit einer nicht sehr zahlreichen Schaar auf Recognoscirung aus. Da sich ihm kein Feind sogleich zeigte, ließ er seine Bedeckung in einem Wald zurück, und ritt dann, blos von seinem Bruder und dem treuen Axuch begleitet, weiter vor, offenbar nur wieder in der Absicht, irgend ein gefährliches Abentheuer aufzusuchen. Plötzlich sprengten achtzehn Türken auf ihn an, die aber nach kurzem Gefecht sogleich wieder die Flucht nahmen. Aber diese erhielten Verstärkung und griffen nun, gegen fünfzig Mann

stark, den Kaiser wieder an, wurden jedoch ebenfalls, nachdem Manuel mit seiner Lanze mehrere niedergestossen hatte, auseinander gesprengt und zurückgetrieben. Aber während jetzt Manuel immer weiter vorwärts ritt, daher auch von seiner Bedeckung sich immer weiter entfernte, vermehrte sich auch zusehends die Anzahl der Feinde, so daß endlich der verwegene Monarch sich einer zahlreichen, wohlgeordneten und aus mehreren hundert türkischen Reitern bestehenden Schaar gegenüber sah. Vernunft, Klugheit, Vorsicht, ja die Natur der Sache selbst hätten jetzt auch dem bravsten und unerschrockensten Krieger es untersagt, sich in einen so unsinnigen, weil ganz über alles Maß unverhältnißmäßigen Kampf einzulassen, im Gegentheil es zum Gesetze gemacht, ohne allen Verzug mit verhängtem Zügel zu der Bedeckung zurückzueilen. Aber dieß war nicht Manuels Sache; es hätte ja scheinbare Aehnlichkeit mit einer Flucht gehabt. Ohne also sich lange zu bedenken, stürzte sich Manuel mit seinen beiden Begleitern mitten unter die Feinde; ihre Anzahl vermehrte seine Kraft. Furchtbarer als je wüthete seine Lanze in den feindlichen Reihen. Alles wirft er vor sich nieder; aber nicht blos für sich, auch für seine beiden Gefährten besorgt, stoßt er einen Türken in demselben Augenblick nieder, als dieser einen furchtbaren Hieb auf den Kopf seines Bruders Isaac führen wollte. Weit länger dauerte dieser Kampf als die beiden vorigen; aber dennoch hatte Manuel abermals das Glück, durch die ganze, aus fünfhundert Türken bestehende Schaar sich durchzuschlagen, und zwar, was das Wunderbarste dabei war, ohne auch nur eine leichte Wunde erhalten zu haben. — In einem andern nicht minder gefährlichen Gefechte mit denselben Feinden soll Manuel eines Tages, wie Cinnamus berichtet, vierzig Feinde mit eigener Hand erlegt, und noch vier, an seinen Sattelriemen gebundene Türken als Gefangene in das

Lager zurückgebracht haben. — Auf einem seiner ungarischen Feldzüge kam der Kaiser, und zwar nur mit einer Abtheilung seines Heeres, an einem Fluß an, dessen jenseitiges Ufer von zahlreichen Feinden besetzt war. Manuel hatte keine Schiffe und nur eine schmale Brücke führte über den Strom. Seine erfahrensten und bravsten Offiziere riethen ihm ab, unter diesen Umständen den Uebergang vor der Ankunft des Hauptheeres erzwingen zu wollen. Manuel verwirft diesen Rath, und als er sah, daß auch die Soldaten vor diesem Wagniß erschracken, riß er einem Fahnenträger die Fahne aus der Hand und war nun, ohne sich darum zu bekümmern, wer ihm folgen oder nicht folgen würde, der erste auf dem feindlichen Ufer. Beschämt durch den Heldenmuth ihres Kaisers, stürmten jetzt auch die Uebrigen über die Brücke; und nun ward nach kurzem Gefechte der Feind einige Meilen zurückgeworfen. — Die Geschichte seiner Kriege mit Ungarn ist voll ähnlicher, mit beispielloser Kühnheit unternommener und stets mit dem glänzendsten Erfolge ausgeführter Wagstücke. Nichts ist gefährlicher und auch den Vorschriften der Kriegskunst mehr zuwiderlaufend, als mit geringen Streitkräften einem weit an Zahl überlegenen Feinde ein Treffen zu liefern, und dabei einen breiten Strom im Rücken, und weder Schiffe noch Brücken, noch irgend ein Verbindungsmittel mit dem jenseitigen Ufer zu haben; geht eine solche Schlacht verloren, dann ist auch der Untergang des ganzen Heeres unvermeidlich. Aber dem Kaiser Manuel konnte diese Regel nicht zur Richtschnur dienen. Als er mit seinem Heere auf mehreren Schiffen und Boten über die Donau gesetzt hatte, befahl er dem Befehlshaber der Fahrzeuge, mit diesen sogleich zurückzukehren, und verbot ihm bei Todesstrafe, vor beendigter Schlacht mit denselben wieder herüber zu fahren; auch selbst dann nicht, wenn er ihn und sein Heer in der größten Gefahr erblicken, oder

Er selbst ihm den Befehl dazu schicken würde; „denn ich bin entschlossen," fügte der Kaiser hinzu, „hier auf diesem feindlichen Boden entweder zu siegen oder zu sterben." — Natürlich war jetzt das Heer, dem jeder Weg zur Flucht oder zum Rückzug abgeschnitten war, nun ebenfalls gezwungen, denselben Entschluß zu fassen; einen Entschluß, der gewöhnlich zum Siege führt, wie dieß auch jetzt wieder der Fall war. — Aber alle Vorstellung übersteigend ist das, was Manuel bei der Belagerung von Corfu wagte. Eines der größten griechischen Lastschiffe, beladen für das Heer der Belagerer mit Lebensmitteln und einer Menge anderer Kriegsbedürfnisse, ward von widrigen Winden in eine kleine, von Felsen gebildete und die Mauern der Stadt bespülende Bucht getrieben, aus der es sich, wegen Mangel an gehöriger Wassertiefe, durchaus nicht mehr herauswinden konnte. Ein Pfeilregen von den Mauern der Stadt herab zwang bald die auf dem Fahrzeuge befindliche Mannschaft in den untersten Schiffsraum zu fliehen. Aber bei der Menge der größten Steine, welche die Belagerten durch ihre Maschinen auf das Schiff schleuderten, war es vorauszusehen, daß es in kurzer Zeit untersinken würde. Das Schiff schien unwiederbringlich verloren; keine Rettung war mehr möglich. Nur Manuel allein, sobald er Kunde von diesem Unfalle erhalten hatte, war sogleich entschlossen, entweder selbst zu Grunde zu gehen oder das Schiff zu retten. Ohne an die augenscheinliche Gefahr zu denken, der er sich jetzt aussetzte, trat er in eine Galeere, und aufrecht darin stehend, und in der einen Hand ein großes Schild, befahl er, trotz dem unaufhörlichen Spiel der vielen auf der Mauer stehenden Wurfmaschinen, an das Schiff zu fahren, ließ es, als er sich demselben genähert hatte, mit Seilen an seine Galeere binden, nahm es in's Schlepptau, und führte es zum größten Erstaunen der Feinde und seines eigenen Heeres, das diese ganze Zeit über für das

Leben seines Kaisers gezittert hatte, glücklich über die Meeresseite an das Ufer. Indessen würde der Kaiser dennoch diesmal dem unvermeidlichen Tode auf keine Weise entgangen seyn, hätte nicht der sicilianische Befehlshaber von Corfu, voll Bewunderung dieser heldenmüthigen Kühnheit, seinen Söldnern bei Todesstrafe verboten, auf den Kaiser zu schießen. „Ich würde," sagte der edle Sicilianer, „mich mit ewiger, unauslöschlicher Schmach bedecken, wenn ich einen Helden, wie solchen die Welt nie noch sah, auf eine so feige Weise aus der Ferne wollte tödten lassen*). — Eben so erstaunenerregend und beinahe unglaublich ist auch

*) Der brave sicilianische Feldherr hieß Theodor Capellan. Aber unfähig, das Edle in dessen Betragen gegen den Kaiser zu empfinden und gehörig zu würdigen, beschuldigten ihn seine Landsleute nachher der Verrätherei, besonders als er nach Uebergabe der Stadt in die Dienste des Kaisers trat. Aber diese Anklage ist im höchsten Grade ungegründet und abgeschmackt. Erstens dauerte die Belagerung, auch nach jenem Ereigniß mit dem Schiffe, noch mehrere Wochen, undzwar unter dem lebhaftesten, tapfersten Widerstande von Seite der Belagerten ununterbrochen fort; und zweitens übergab Capellan nicht eher die Stadt, als bis Mangel an Lebensmitteln und Hungersnoth ihn dazu zwangen, auch die zum Entsatz gesandte sicilianische Flotte von einem Theile der kaiserlichen Flotte war geschlagen worden. Da jedoch Capellan mit Grund befürchten mußte, daß ihn dasselbe Loos treffen könnte, was unter König Wilhelm, dessen Strenge nur gar zu leicht in Grausamkeit überging, jedem Commandanten, der eine ihm anvertraute Stadt, wenn auch ohne seine Schuld, verlor, gewöhnlich zu Theil ward, nämlich daß ihm beide Augen würden ausgestochen werden; so war es wahrhaftig dem edeln Capellan nicht zu verargen, daß er jetzt die Dienste eines so harten Herrn verließ, und in jene eines Monarchen übertrat, der von seinen Feldherren nie das Unmögliche foderte, und daher, wenn sie es nicht leisteten, auch sie dießfalls nicht zu bestrafen pflegte.

das, was uns Cinnamus von der wahrhaft übernatürlichen Stärke dieses Kaisers erzählt. Da er stets jeden Zweikampf anzunehmen bereit war, so machten die riesenhaftesten Krieger von den Türken wie von den Ungarn, die von der unerhörten Stärke des Kaisers gehört hatten, oft einen Versuch, sich mit ihm zu messen; mußten aber stets seinem starken Arme unterliegen. Nach einem Gefechte mit einem Haufen Türken, in das er sich wieder beinahe ganz allein, das heißt, nur von zwei oder drei Personen begleitet, eingelassen und hierauf den ganzen Haufen in die Flucht gejagt hatte, sprangen plötzlich, als er, den Seinigen, wie gewöhnlich, wieder weit voraneilend, die Fliehenden verfolgte, drei baumstarke Türken von riesenmäßiger Größe auf ihn zu, um sich seiner Person zu bemächtigen. Der Eine hatte schon den Zaum seines Pferdes gefaßt, als aber in demselben Augenblicke die beiden Andern, von Manuels Lanze durchbohrt, zu Boden stürzten, ergriff er den Dritten mit kräftiger Faust bei der Brust, riß ihn nieder und schleifte ihn ein paar hundert Schritte weit fort, bis einige seiner Leute zu ihm kamen, denen er dann den Türken als Gefangenen übergab. — Bei einem, mittels einer kleinen Anzahl Schiffe bewerkstelligten Uebergang über die Donau, ward eines der Fahrzeuge mit Mannschaft so sehr überladen, daß es, bevor es noch die Mitte des Flusses erreicht hatte, sich auf einer Seite so tief herabsenkte, daß das Wasser in großer Menge hineindrang. Noch wenige Minuten und das Schiff sank unter. Zum Glück bemerkte es der Kaiser, sprang sogleich in das Wasser, schwamm selbst gegen den Strom an das Schiff, hob mit kräftigem Arme den sinkenden Theil desselben wieder über das Wasser herauf, und stützte es so lange mit seinen Schultern, bis mehrere andere Fahrzeuge herbeikamen und durch Abnahme eines Theils der Mannschaft des allzu sehr beladenen Schiffes

dieſes ſo ſehr erleichterten, daß es ohne fernere Gefahr, gleich den andern, das jenſeitige Ufer glücklich erreichte. — Als man ihm zu Ehren, während ſeines Aufenthalts in Antiochien, Ritterſpiele gab, an denen, weil längſt ſchon auch an dem Hofe von Konſtantinopel eingeführt, Manuel ſtets großes Vergnügen fand, bildete er ebenfalls eine griechiſche Quadrille, wozu er jedoch aus ſeinen Palaſttruppen nur ſolche wählte, die, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Körperkraft, ihm auch als kühne und gewandte Reiter bekannt waren; er ſelbſt ſtellte ſich an ihre Spitze. Die lateiniſche Quadrille führte Fürſt Reinhold von Antiochien. Auf den erſten Trompetenſtoß ſprengte Manuel auf ſeinem feurigen Roß hervor. Einer der ſtärkſten, geübteſten und handfeſten Ritter ſtellte ſich ihm entgegen, ward aber gleich auf den erſten Gang aus dem Sattel gehoben. Ein Zweiter, nicht minder ausgezeichnet durch phyſiſche Stärke und kraftvolles Ausſehen, hatte daſſelbe Schickſal, und auch ein Dritter keinen glücklichern Erfolg. Niemand verlangte jetzt mehr den Kampf mit dem unüberwindlichen Manuel. Aber auch die Griechen, noch mehr angefeuert durch ihres Kaiſers ſo eben in den Schranken errungenen Siege, hielten ſich ſo wacker, und zeigten eine ſolche Gewandtheit, daß die im höchſten Grade darüber erſtaunten abendländiſchen Ritter, die, weil Erfinder dieſer Spiele, auch die Griechen darin weit zu übertreffen gehofft hatten, nun einſtimmig der griechiſchen Quadrille den Kampfpreis des Siegers zuerkannten.

14. Aber einer der wunderbarſten, daher auch ſeltenſten Züge in Manuels Charakter — den er jedoch mit einem ſeiner Vorfahren auf dem Throne von Konſtantinopel, nämlich dem Kaiſer Heraclius, gemein hatte, — war der, in ſich ſo widerſprechende Verein der größten Weichlichkeit und Trägheit mit der unbegreiflichſten

Abhärtung und Thätigkeit. So wie einſt Kaiſer Heraclius an der Spitze eines Heeres alle Eigenſchaften eines talentvollen Feldherrn mit der Kühnheit, Furchtloſigkeit und perſönlichen Tapferkeit eines gemeinen, jedoch ausgezeichneten Kriegers verband, den durch ſo viele Niederlagen völlig geſunkenen Muth des römiſchen Heeres wieder hob, dieſem ſeinen eigenen Geiſt einflößte, die ſeit einer langen Reihe von Jahren von den Perſern erduldete Schmach tilgte, ganz Perſien eroberte, in der Hauptſtadt dieſes Reiches gebieteriſch den Frieden vorſchrieb, und als ein, nach ſiebenjährigem ſchwerem Kampfe, mit Sieg und Ruhm gekrönter Monarch triumphirend in Konſtantinopel einzog; aber dann auch, ſogleich er ſeinen Palaſt wieder betreten hatte, in eine, ſelbſt einem ganz gewöhnlichen Regenten ungeziemende Trägheit und Thatenloſigkeit zurückſank; eben ſo ungleich ſich ſelbſt war auch Manuel, wann er entweder an der Spitze ſeines Heeres, oder in einem der von Purpur und Gold ſchimmernden Gemächer ſeines Palaſtes in Konſtantinopel ſich befand. Im Kriege ſchien es, als wenn alle Genüſſe des Friedens, alle, ſelbſt die gewöhnlichſten Bequemlichkeiten des Lebens ihm völlig unbekannt wären. Auf ſeinen Winterfeldzügen, die er nicht im Geringſten ſcheuete, ſchlief er auf dem Schnee, dann eben ſo auch wieder auf moraſtigem, vom Regen völlig durchnäßten Boden, ließ kaum bisweilen einige Boſen Stroh oder Heu ſich unterlegen. Mit heiterm Blicke begnügte er ſich mit der ſchmalen Koſt des Lagers, und ein Stück Brod und ein Krug Waſſer machten nicht ſelten ſeine ganze Abendmahlzeit aus. Jeder Entbehrung und jeder Mühſeligkeit ſich unterwerfend, fühlte er ſich auch durch die angeſtrengteſten Märſche nicht ermüdet, ſtieg oft, um ſein Fußvolk zu freudiger Ertragung aller Beſchwerlichkeiten ſolcher Märſche noch mehr zu ermuntern, vom Pferde ab, und ging ihm auf den unwegſamſten, beſchwerlichſten Gebirgsſtraßen

mit heiterer Miene voran. Aber kaum wieder nach Konſtantinopel zurückgekehrt, verſank er ſogleich in eine, für einen ſo raſtlos kriegeriſchen Prinzen ganz unbegreifliche Trägheit. Der einfache Kriegsrock mußte jetzt den auserleſenſten, koſtbarſten ſeidenen und purpurnen Gewändern Platz machen; ſeine Tafel mit den ſeltenſten Gerichten in ſchwelgendem Ueberfluß bedeckt ſeyn, und die prachtvollen, mit allen nur erſinnlichen Bequemlichkeiten verſehenen, und mit den Kunſterzeugniſſen*) der größten Künſtler ſeiner Zeit ausgeſchmückten Gemächer ſeiner Paläſte mußten ihn für alle Entbehrungen des Lagers entſchädigen. Ganze Sommermonate verträumte er in träger Ruhe auf den anmuthigen, im ewigen Frühling prangenden Inſeln des Propontis, ſchwelgte in den ſündhaften Umarmungen ſeiner Nichte, der ſchönen aber ſtolzen Theodora, und erlaubte ſich jeden Genuß, der nur immer gröbere wie verfeinertere Sinnlichkeit, ſelbſt bis zum Uebermaß, befriedigen konnte**). Der Aufwand für ſeine Kleidung,

*) Die Gemälde, mit denen er die Gemächer ſeines Palaſtes ſchmückte, waren größtentheils Vorſtellungen ſeiner Schlachten, Siege und von ihm erſtürmten Feſtungen, dann auch der merkwürdigſten ſeiner Jagden, auf welchen er mit der ihm eigenen Kühnheit oft die wildeſten, unwirthſamſten Gebirgsgegenden viele Meilen weit durchſtreifte, und bei ſeinen Kämpfen mit wilden Thieren ſich augenſcheinlicher Gefahr ausſetzte. Aber die ungemein koſtbaren Einfaſſungen dieſer Gemälde vermehrte alsdann auch nicht wenig die Pracht, die von den Wänden eines ſolchen Gemaches dem Eintretenden von allen Seiten entgegenſchimmerte.

**) Die übereinſtimmende Erfahrung aller Zeiten und Völker lehrt, daß am Buſen der Luſt ſehr bald jede Kraft erſtirbt, und daß beſonders alles kriegeriſche Feuer in den Armen der Wolluſt in kurzer Zeit völlig erliſcht. Wenn aber nun auch Manuels üppige Lebensweiſe in Tagen des Friedens gerechten Tadel verdient, ſo muß man doch eingeſtehen, daß deſſen öfterer ſchneller Ueber-

ſeine Tafel, ſeine Bedienung und ſeine Paläſte überſtieg bei weitem jenen, ſelbſt der verſchwenderiſchſten ſeiner Vorfahren. Eine Folge ſeiner ungemeinen Prachtliebe war auch eine ihr entſprechende Bauluſt, und unter andern prachtvollen Gebäuden erbaute er auch auf einer Inſel des Propontis einen Palaſt, der ſelbſt für das, an prachtvolle Paläſte gewöhnte Auge der Einwohner von Konſtantinopel ein Gegenſtand des Staunens und der Bewunderung war. Natürlicher Weiſe mußten die verdoppelten Ausgaben eines kriegeriſchen, daher ſtets kriegführenden und zugleich ausſchweifenden Fürſten den öffentlichen Schatz in kurzer Zeit völlig erſchöpfen, die ohnehin ſchon drückende Laſt der Abgaben mit jedem Jahre vermehren, die innere Verwaltung nach und nach verwirren, und endlich auf ein künſtlich berechnetes Syſtem von Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten zurückführen. Zudem war Manuel in der Wahl ſeiner Miniſter nichts weniger als ſehr glücklich. Eine gewiſſe Schlauheit und beſonders ein recht erfinderiſcher Geiſt in Entdeckung neuer Finanzquellen machten ihr vorzüglichſtes Verdienſt aus, das aber in den Augen des Kaiſers keinen kleinen Werth hatte. Waren die immer mehr ſich vervielfältigenden Steuern und Abgaben ſchon eine unerträgliche Laſt für die Provinzen, ſo war noch weit ver-

---

gang von berauſchendem Sinnengenuß zu der ſtrengſten Nüchternheit, von träger Ruhe zu raſtloſer Thätigkeit, und von der raffinirteſten Sinnlichkeit zu der, nur dem abgehärteſten Krieger eigenen, freudigen Ertragung aller our gedenkbaren Entbehrungen, Mühſeligkeiten und Anſtrengungen, eine ganz ungewöhnliche Geiſteskraft vorausſetzt, die nicht nur die Welt, ſondern — was oft noch weit ſchwerer iſt — auch ſich ſelbſt zu beherrſchen, zu bezähmen und völlig zu bändigen vermochte. Unſtreitig in der Geſchichte menſchlicher Kraft und Schwäche, menſchlicher Tugenden, Laſter und Thorheiten eine, wenigſtens für den Philoſophen höchſt merkwürdige Erſcheinung.

derblicher für sie die Art der Vertheilung und Erhebung der Abgaben. Der Finanzminister, Großschatzmeister, wollte nicht blos seinen Herrn, sondern auch sich selbst bereichern; aber eben daher mußte er stillschweigend auch den Untergebenen dasselbe erlauben. Ober-, Unter-, Distriktseinnehmer ꝛc. ꝛc. befolgten die nämlichen Grundsätze, und so war das arme Volk der Willkür einer Menge großer, kleiner und noch kleinerer blutsaugender Tyrannen preisgegeben. — Aber eine der sonderbarsten Erscheinungen in einem kriegerischen und kriegliebenden Monarchen war es unstreitig, daß Manuel lange Zeit beinahe gar nicht für den Unterhalt seines Heeres sorgte. Der Sold ward nicht richtig bezahlt, und Offiziere wie gemeine Soldaten hatten öfters einen Rückstand von mehreren Monaten zu fordern. Diese schreckliche Unordnung in der Militärökonomie eines kriegerischen Staates mußte bald für die Disciplin des Heeres, mithin auch für dessen Brauchbarkeit die verderblichsten Folgen herbeiführen. Man war endlich gezwungen, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, und Manuel suchte nun diesem Uebelstande durch ein Mittel abzuhelfen, das, von einer Seite betrachtet, noch verderblicher als das Uebel selbst war. Für ihre Bezahlung nämlich wurden jetzt Offiziere und Soldaten auf Provinzen, Städte, Dörfer und einzelne Grundeigenthümer angewiesen, wovon aber eine ganze Reihe von Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten, Bedrückungen und unaufhörlichen Neckereien eine eben so natürliche als nothwendige Folge war. Wer ein Besitzthum hatte, hörte nun bald auf, Herr seines Eigenthums zu seyn, ward gleichsam nur der Pächter desselben, und Ungerechtigkeiten jeder Art, rohe Willkür und unaufhörliche Quälereien machten ihn zum Sclaven desjenigen oder derjenigen, denen er blos das Nothwendigste zu deren Unterhalt zu reichen verpflichtet war. Der mittelmäßige

oder gar nur wenig Bemittelte mußte nothwendig in kurzer Zeit völlig verarmen; auch erreichte auf dem Lande wie in den Städten das Elend zuletzt einen ſolchen Grad, daß viele, nachdem ſie ihr letztes Grundſtück veräußert hatten, endlich auch ihre perſönliche Freiheit verkauften und in die Knechtſchaft der Reichen hinabſanken. Da die Anzahl dieſer Unglücklichen ſich mit jedem Jahre unverhältnißmäßig vermehrte; ſo erließ der Kaiſer endlich ein Edict, kraft deſſen alle, welche, durch die Noth gezwungen, ſich als Sclaven verkauft hatten, ihre Freiheit wieder erhielten, und zwar ohne ihren Herren den Kaufpreis zu erſetzen, indem man von dem Grundſatz ausging, daß der Käufer durch die, ihm von ſeinem bisherigen Knecht geleiſteten Dienſte für den Preis, um den er ihn gekauft, hinreichend entſchädigt ſey. Durch dieſes Edict ward zwar das Uebel in ſeinen Fortſchritten gehemmt, aber noch lange nicht in ſeiner Wurzel getilgt. — Auf dieſe Weiſe darf man ſich wahrlich nicht über jenen, dem Leſer ſchon bekannten Vorwurf verwundern, den nach der unglücklichen Schlacht bei Martyrocephales ein gemeiner Soldat dem Kaiſer in das Geſicht zu machen ſich erkühnte.

15. Die Wiedervereinigung der griechiſchen Kirche mit der Kirche in Rom war einer der ſehnlichſten Wünſche dieſes Kaiſers. Er für ſeine Perſon ſtand nie in den Reihen der Schismatiker. Sein Glaube war vollkommen orthodox; in keinem Punkte wich er von dem Lehrbegriffe der katholiſchen Kirche ab. Alle mit dieſer vereinten Kirchen genoſſen in ſeinem Reiche ſeines beſondern Schutzes, und die vielen koſtbaren Geſchenke, die er denſelben machte, ſollten ſprechende Beweiſe ſeyn, daß er ihnen und nicht den Schismatikern angehöre; auch erblickte man in allen dieſen Kirchen, und zwar ſtets in der Nähe des Hochaltars,

das Bildniß dieses Kaisers als ihres, mit ihnen im Glauben vereinten, mächtigen Schutzpatrons. Als Papst Hadrian IV. diese günstigen Gesinnungen des Kaisers erfuhr, schrieb er an den Erzbischof Basilius von Thessalonich, ihn ermahnend: jetzt, da der Kaiser selbst eine Vereinigung wünsche, möge er nun ebenfalls das Seinige dazu beitragen; worauf Basilius den heiligen Vater versicherte: die griechische Kirche sey in allen Grundlehren mit der römischen vereint, nur in einigen außerwesentlichen Punkten weiche sie von derselben ab, daher er den Papst bitte, mit Nachsicht gegen dieselbe zu verfahren. Auch der Kaiser schrieb an den Papst, und man hätte mit Gewißheit glauben mögen, daß ein glücklicher Erfolg die vereinten Bemühungen des Kaisers und des Papstes krönen werde, als auf einmal die dießfalls angefangenen Unterhandlungen wieder in Stockung geriethen. Auf die Bitte der Venetianer hatte nämlich der Papst eine Bulle erlassen, in der er den Erzbischof von Grado ermächtigte, sowohl für Konstantinopel, als auch für alle andere Städte des griechischen Reiches, in denen der Freistaat von Venedig Niederlassungen hätte, die nöthigen Bischöfe zu ordnen, wodurch nun sowohl der hohe griechische Clerus, als auch die ganze griechische Nation, obgleich mit dem größten Unrecht, sich nicht wenig gekränkt und beleidigt fühlten *). Bald darauf

*) Von Seite des Papstes war dieses eine eben so weise als nothwendige Verfügung. Nicht nur in Konstantinopel, sondern auch noch in vielen andern Städten des griechischen Reiches gab es eine Menge, dem Schisma fremd gebliebener, und mit der römischen Kirche vereinter Katholiken. Diese konnte man nicht ohne Hirten, ohne Seelsorger lassen, und da die, von einem schismatischen Bischofe oder Patriarchen einem Katholiken ertheilten Weihen, nach den Canons ungültig sind, so mußte der Papst für orthodoxe Bischöfe

starb Hadrian, und der unter ihm abgebrochene Faden der Unterhandlungen wegen der Kirchenvereinigung ward unter seinem Nachfolger Papst Alexander III. von dem Kaiser auf das neue wieder angeknüpft. Aber diese sollten jetzt nicht blos einen kirchlichen, sondern auch einen politischen, mithin doppelten Zweck haben. Manuels Stolz nämlich war es längst schon unerträglich gewesen, auf dem römischen Kaiserthron einen Genossen, und zwar, wie die Griechen damals sprachen, einen Barbaren als Genossen dulden zu müssen. Er wollte, wie einst August und Constantin der Große, der einzige Beherrscher des römischen Reiches, mithin nicht blos Kaiser des Orients, sondern auch Kaiser des Occidents seyn. Das nach dem Tode Hadrians die römische Kirche so betrübende Schisma, und die Verfolgungen, welche der neue Papst Alexander III. von dem deutschen Kaiser Friedrich I. zu erdulden hatte, der sogar einen andern Papst unter dem Namen Viktor wählen ließ, und diesen dem Papste Alexander entgegen setzte, schienen Manuel die Ausführung seiner Plane ungemein zu begünstigen. Er eilte also, Alexander III. als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen, und sich dem Gehorsam desselben zu unterwerfen *). Einige Monate darauf erschien eine

---

sorgen, welche die katholisch gebliebenen Gemeinden mit der nöthigen Anzahl von Priestern und Seelsorgern versehen konnten; ganz besonders war dieß in jenen Städten nöthig, wo die Venetianer große Niederlagen hatten, und oft ganze reich bevölkerte Straßen ihnen von der Regierung waren angewiesen worden.

*) Dazu war der Kaiser zum Theile auch durch ein Schreiben König Ludwigs VII. von Frankreich bewogen worden, der, wie wir in der Folge sehen werden, sich der gerechten Sache, d. h. Alexanders III. mit sehr großem und löblichem Eifer annahm.

ungemein glänzende, aus den vornehmsten Großen des Reiches bestehende Gesandtschaft in dem Vatikan, überbrachte dem heiligen Vater reiche Geschenke, und eröffnete ihm im Namen ihres Herrn, daß nicht nur die Wiedervereinigung der beiden Kirchen des Kaisers sehnlichster Wunsch sey, sondern daß derselbe auch bereit sey, mit seiner ganzen Macht den Papst gegen die Bedrückungen und Verfolgungen Friedrichs zu schützen. Aber der heilige Vater möchte nun auch den gegenwärtigen Augenblick benutzen, um Italien und den römischen Stuhl für immer von der Herrschaft der Barbaren zu befreien; demnach die weströmische Kaiserkrone mit der oströmischen wieder vereinigen, und ihn, den griechischen Kaiser, als den einzigen rechtmäßigen Beherrscher des römischen Reiches und als den Schutz- und Schirmvogt Roms und des römischen Stuhles anerkennen. Er, Manuel, wolle Schiffe, Geld und Truppen senden, so viel nur immer nöthig seyn könnte, um ganz Italien dem Gehorsam des römischen Stuhles zu unterwerfen. Diese, für den Papst in dessen damaliger Lage so schmeichelhaften Anträge wies Alexander nicht zurück; schickte im Gegentheil den Cardinal von Ostia nebst noch zwei andern Cardinälen nach Konstantinopel, um dort über diese, für die ganze Christenheit so überaus wichtige Angelegenheit, mit größerer Ruhe und Reife zu unterhandeln. Die Unterhandlungen darüber dauerten zwei Jahre. Während dieser Zeit suchte Manuel für seinen Plan von Alleinherrschaft auch die Italiäner zu gewinnen. Manuels Versuche auf Unteritalien und Sicilien hatten die Aufmerksamkeit Friedrichs, und dieses Kaisers anfängliche glückliche Erfolge in Oberitalien die Eifersucht des Erstern erregt. Beide standen sich feindlich gegenüber, und ohne vorangegangene förmliche Kriegserklärung suchten Beide einander zu schwächen und so viel Schaden als möglich zuzufügen.

Dieß gelang jedoch Manuel beſſer als dem deutſchen Kaiſer. Friederich ſuchte zwar Corfu dem griechiſchen Reiche wieder zu entreißen, gab jedoch dieſes Vorhaben, wegen der vielen damit verbundenen Schwierigkeiten, bald wieder auf. Aber durch ſchlaue Emiſſäre, reiche Geldſendungen und noch glänzendere Verſprechen munterte Manuel die italiäniſchen freien Städte auf, in ihrem Kampfe gegen Friederich zu beharren. Mit griechiſchem Gelde wurden die von Friederich niedergeriſſenen Mauern Mailands wieder aufgebaut, durch einen Strom von Gold, das, wie Cinnamus berichtet, aus Konſtantinopel in den Schooß von Ancona floß, ward Friederichs Heer zweimal gezwungen, die Belagerung dieſer Stadt wieder aufzuheben; und endlich war es abermals griechiſches Geld, welches den Markgrafen von Montferrat in Stand ſetzte, zahlreiche Truppen anzuwerben, das Heer des Kaiſers zu ſchlagen und den Erzbiſchof von Mainz zum Gefangenen zu machen. — Die Unterhandlungen in Conſtantinopel, in Beziehung der von Manuel dem Papſte gemachten Anträge, konnten jedoch zu keinem feſten Beſchluß führen. Der griechiſche Kaiſer ſchickte alſo auf das neue eine Geſandtſchaft mit koſtbaren Geſchenken nach Rom. Aber der weiſe Papſt, der indeſſen dieſe wichtige Angelegenheit reifer überlegt, und die Folgen einer ſolchen großen Staatsveränderung überdacht hatte, lehnte nun das Anſinnen Manuels, jedoch mit der größten und zarteſten Schonung von ſich ab. Er ließ dem Kaiſer durch deſſen Geſandten zurückſagen, daß er ihm für ſeine wohlwollenden Geſinnungen aufrichtig danke, ihn als den hochgeehrten Sohn des heiligen Petrus mit väterlicher Zärtlichkeit umarme, und daß er jedem Wunſche des Kaiſers und jeder Foderung deſſelben, inſoweit nur immer ſeine Pflichten gegen Gott und die Kirche es ihm erlaubten, ſtets bereitwillig entgegen kommen würde. Was aber

sein Begehren in Beziehung auf die, jeden Genossen ausschließende römische Kaiserwürde betreffe, so sey dieß ein zu weit aussehendes, zu gewagtes und gefahrvolles Unternehmen, in das er sich nicht einlassen könne, ohne mit den Decreten früherer Päpste in offenbaren Widerspruch zu gerathen, und zugleich auch sein Gewissen zu verletzen, welches es ihm, als dem gemeinschaftlichen Vater der Christenheit, zur heiligsten Pflicht mache, erschütternde Staatsumwälzungen und blutige Kriege, so viel es in seinen Kräften liege, von der Christenheit abzuwenden, und unter sämmtlichen christlichen Mächten Frieden und vollkommene Eintracht zu erhalten. Mit dieser Erklärung entließ der heilige Vater die griechischen Gesandten, ohne von den für ihn mitgebrachten Geschenken auch nur das Mindeste anzunehmen. — An der Weisheit des Papstes waren also Manuels weit aussehende Plane gescheitert; aber mit diesen leider zugleich auch die Wiedervereinigung der beiden Kirchen. Völlig aus dem süßen Traume von kaiserlicher Alleinherrschaft erwachte jedoch Manuel erst dann, als auch die italiänischen Freistaaten anfingen, die Geschenke und Geldsendungen ihres kaiserlichen Wohlthäters in Constantinopel zu vergessen, und als sie von Friedrich, nach dessen fünftem, völlig mißlungenen Feldzuge in Italien nichts mehr zu befürchten hatten, und nun ebenfalls darauf bedacht waren, auch den griechischen Kaiser, der ihren Freiheiten gefährlich werden könnte, von allem Einfluß auf Italien und aller Einmischung in die Angelegenheiten dieses Landes ferne zu halten; überdieß auch noch zwischen Manuel und dem venetianischen Staate ein Krieg ausbrach, der jedoch von kurzer Dauer war, und sehr bald auf eine, weder für das griechische Reich noch für Venedig sehr ruhmvolle Weise sich wieder endigte.

16. Während des griechischen Kaisers politischen

Unterhandlungen mit Rom hatte ſich zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer ein ganz eigenes freundſchaftliches Verhältniß gebildet, das ſelbſt durch Abbrechung jener Unterhandlungen nicht im mindeſten geſtört ward. Der Kaiſer ſchrieb noch öfters an den Papſt, und dieſer wieder an den Kaiſer, und als Alexander III. für den Eudes Franzipani, einen ſehr angeſehenen römiſchen Fürſten, eine kaiſerliche Prinzeſſin verlangte, ſchickte ihm Manuel eine ſeiner Nichten, mit einem ſehr zahlreichen, aus mehreren Biſchöfen und Großen ſeines Reiches beſtehenden Gefolge, nebſt einer glänzenden, der hohen Geburt der Prinzeſſin vollkommen entſprechenden Ausſteuer an Geld. Auch an dem, von dem Papſte Alexander im Jahre 1167 im Lateran gehaltenen Concilium nahm Kaiſer Manuel lebhaften Antheil, und hatte diesfalls den gelehrten Abt Nektarius, der, wie es ſich von ſelbſt verſteht, den Wahn der Schismatiker nicht theilte, nach Rom geſandt. Der Papſt nahm denſelben ſehr huldreich auf, und wies ihm auch ſogleich, ohne alles Bedenken, ſeinen Sitz unter den verſammelten Vätern an. Eben ſo ausgezeichnet war auch die Aufnahme des, von eben dieſem Concilium zurückkehrenden Erzbiſchofes Wilhelm von Tyrus in Conſtantinopel. Der Kaiſer unterhielt ſich öfters und ſtets ſehr lange mit demſelben, und als er endlich von Conſtantinopel wieder abreiſen wollte, ließ Manuel einige kaiſerliche Kriegsfregatten ausrüſten, welche den Erzbiſchof bis in den Hafen von Antiochien geleiten mußten. Von ſeiner Zuneigung zur lateiniſchen Kirche und ſeiner Anhänglichkeit an dieſelbe gab Kaiſer Manuel bei jeder Gelegenheit ſprechende Beweiſe. Ueberhaupt gereicht es Manuel zur Ehre, daß er für Aufrechthaltung des wahren Glaubens in ſeiner Kirche ſtets einen ganz beſondern Eifer zeigte. Nur Schade, daß er endlich ſelbſt ein ſehr großer, gründlicher Theolog zu ſeyn glaubte. Aber

dazu ward er, gleich mehreren seiner Vorfahren, gewisser Maßen durch seine eigene Geistlichkeit gezwungen. Von jeher hatte bekanntlich der streitsüchtige, Zank und Zungengefechte liebende Charakter der Griechen, durch Aufwerfung haarspaltender Fragen und Zweifel, einen unaufhörlichen Streit und Hader in der orientalischen Kirche erzeugt; noch größer ward dieser Unfug, als die Griechen anfingen, aristotelische Spitzfindigkeit in die Theologie hinüber zu ziehen, und mit diesen die höchsten, geheimnißvollsten Glaubenslehren zu beleuchten und zu erklären suchten. Dieß mußte nothwendig auf Abwege führen und Anlaß zu endlosen Streitigkeiten geben, die um so hartnäckiger waren, da die Griechen einen ungemein hohen Werth auf die Disputirkunst legten, daher jeder auf dem einmal angenommenen Standpunkt sich um jeden Preis zu behaupten suchte. Leider nahmen an diesen gelehrten Disputen auch die Laien sehr bald einen nicht minder lebhaften Antheil. Es entstanden Partheien, die einander anfeindeten, mit leidenschaftlicher Hitze sich gegenseitig bekämpften, nicht nur die Ordnung in der Kirche störten, sondern auch die innere Ruhe des Staates bedrohten. Da nun auf diese Weise theologisch-philosophische Fragen, die blos innerhalb der Grenzen der Schule sich hätten halten sollen, öffentliche Staatsangelegenheiten wurden, in welche die weltliche Macht sich einzumischen nicht selten gezwungen war; so gewöhnten sich auch die Kaiser nach und nach daran, selbst in einem Gebiete, welches ihnen ewig hätte fremd bleiben sollen, gebieterisch zu herrschen *). Unter ähnlichen Verhältnissen erließ auch

*) In den ersten Zeiten des Christenthums erzeugte der unruhige, daher neuerungssüchtige Geist der Griechen offenbare, dabei höchst gefährliche, weil die Grundlagen des christlichen Glaubens untergrabende

Manuel in den letzten Jahren seiner Regierung ein Glaubensedict, welchem, nachdem es in einem Concilium von einigen Bischöfen war unterzeichnet worden, das ganze Reich, Geistliche wie Laien, und zwar bei Strafe der Absetzung, ja sogar der Verbannung und des Gefängnisses, sich unterwerfen mußten. — — Bevor wir aber jetzt von diesem, in mancher Hinsicht so merkwürdigen Monarchen, für immer uns trennen, müssen wir noch von einer, nur ihm eigenen Sonderbarkeit, die vielleicht, seit es Monarchien und Monarchen gibt, noch kein einziger mit ihm gemein hatte, in wenigen Worten eine kurze Erwähnung machen. Daß Kaiser Manuel in der Arznei- und Wundarzneikunde sich Kenntnisse erwarb, und zum Studium dieser Wissenschaften sich hingezogen fühlte: dieß könnte nicht sehr auffallend seyn; man würde es blos eine wissenschaftliche Liebhaberei nennen; daß er aber beide Wissenschaften praktisch übte, und an dieser Praxis ein ganz besonderes Wohlgefallen hatte, dieß war unstreitig eine jener Anomalien, von denen oft selbst die größten Charaktere nicht frei sind. Indessen hatte es Manuel in beiden Wissenschaften zu einer, manchen Arzt von Profession beschämenden Meisterschaft gebracht. Als er, während seines Aufenthaltes in Antiochien, eines Tages in Begleitung des Königs Balduin von Jerusalem auf die Jagd ging, und wie gewöhnlich, von seiner Jagdlust hingerissen, mit seinem feurigen Roß über Gesträuch und Gehölz muthig hin-

---

Ketzereien. Aber dieß war in den Zeiten, von welchen hier die Rede ist, nicht mehr der Fall. Sie verfolgten jetzt bloße Phantome; es waren nämlich nur metaphysische, religiös nüancirte Suptilitäten, über die sie mit einander haderten. Aber gerade weil man wegen nichts und wieder nichts jetzt stritt, war der Streit nur noch um so heftiger und leidenschaftlicher.

wegsprengte, und nun auch König Balduin ihm folgen wollte, aber mit seinem Pferde stürzte und ein Bein brach, stieg der Kaiser sogleich vom Pferde, richtete ihm den Fuß ein, legte den ersten Verband auf, kehrte dann unverzüglich mit dem König nach Antiochien zurück, und stellte ihn, ohne Zuziehung irgend einer ärztlichen Hülfe, in kurzer Zeit wieder her. Auf seinen Feldzügen war es gar nichts Seltenes, daß Manuel in den Feldspitälern den Verwundeten, da wo er es für nöthig fand, mit eigener Hand zur Ader ließ; auch mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit und der größten Schonung der Leidenden, deren Wunden verband, und sogar Wunden, vor denen unsere verweichlichte und verzärtelte Sinnlichkeit mit Eckel zurückschrecken würde. Mit nicht minderm Glück verordnete er den Kranken auch öfters innere Arzneimittel, die dann gewöhnlich der Erfolg als vollkommen bewährt erwies. — Etwas, jedoch nur von ferne Aehnliches hat blos die neuere Geschichte uns im Kaiser Peter I. von Rußland aufzuweisen. Auch dieser übte die Kunst, Zähne auszuziehen, praktisch aus, und hatte es darin zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß er die schwersten Operationen stets mit eben so vieler Geschicklichkeit als Geschwindigkeit verrichtete. Er hatte an dem Zähneausziehen ein so großes Wohlgefallen, daß es endlich für seine Höflinge, entweder um sich in seine Gnade einzuschleichen, oder auch, um ihn, wenn er zürnte, wieder zu besänftigen, kein besseres und sichereres Mittel gab, als unter dem Vorwand heftiger Zahnschmerzen sich von ihrem Kaiser einen oder auch zwei Zähne in aller Geschwindigkeit herausreißen zu lassen.

17. Mit Manuels Tod erlosch der Glanz des comneniſchen Hauses. Als diese Dynastie den Thron bestieg, nahete das schon tief gesunkene Reich sich immer mehr seiner völligen Auflösung. Die Remedur

seiner Uebel schien nicht mehr in ihm selbst zu liegen. Zwar waren die Griechen noch immer stolz auf den Namen: Römer; aber Roms ehemaliger Geist war ihnen längst schon unverständlich geworden, und seit mehreren Jahrhunderten hatten große Nationalerinnerungen aufgehört ihr Eigenthum zu seyn. Auf hundert Jahre — eine lange Periode — stützten die drei großen Comnenen Alexius, Johannes und Manuel den wankenden, beinahe schon völlig untergrabenen Thron von Constantinopel, und umgaben denselben mit einem Glanze, der, obgleich des Kaisers innere Kräfte nichts weniger als demselben entsprachen, dennoch benachbarte wie entfernte Völker blendete, und in die Weltereignisse ihnen einen Einfluß öffnete, der sich in drei Welttheilen fühlbar machte, nach Deutschland, Italien, Rom und bis in das Herz des entfernten Rußlands sich erstreckte *). Aber offenbar war dieser Schimmer blos das letzte Aufflammen einer nun bald erlöschenden Leuchte; denn immer rascher und rascher eilt von jetzt an das Reich der Oströmer nicht blos seinem Verfall, sondern seinem völligen Untergang unaufhaltsam entgegen.

---

*) Als während Manuels Kriege mit den Ungarn und Serviern ein servischer Fürst oder König sich um die Hand einer russischen Prinzessin bewarb, und der Großfürst von Rußland sie ihm, mit dem Antrage eines förmlichen offensiven wie defensiven Bündnisses, schon zugesagt hatte, durfte Manuel nur ein Wort sprechen, oder vielmehr von seinem Gesandten sprechen lassen, und sogleich nahm der Großfürst seine Zusage wieder zurück, und ward aus einem Bundesgenossen des Serviers nun dessen Feind und ein Verbündeter des griechischen Kaisers.

V.

Seldschiuken *).

1. Togrul-Becks, des Gründers der seldschiukischen Dynastie, werden sich unsere Leser noch erinnern, wie auch der Größe des von ihm beherrschten Reiches, und daß, als der große und weise Malek-Schah Turkostan, einen Theil Kleinasiens, Palästina und den größten Theil von Syrien erobert hatte, die Herrschaft der Seldschiuken sich von den Grenzen China's bis zum mittelländischen Meere, und von Samarkand bis an den Indus und die südliche Spitze von Arabien **) erstreckte. — Das über ganz Mittel- und Westasien verbreitete türkische Reich begriff demnach sämmtliche in Asien gelegenen, dem ehemaligen, drei Welttheile beherrschenden Kaliphate gehörige Länder ***). Aber Malek-

*) Quellenschriften: *Mirchond's* Geschichte der Seldschiuken; aus dem Persischen übersetzt von Dr. August Buller. — Abulfaradsch, kurze Geschichte der Dynastien; aus dem Arabischen übersetzt von M. Lorenz Bauer. — *Herbelot*, Bibliothèque orientale. — Hülfsschriften: Schlosser's allgemeine Geschichte der Zeiten der Kreuzzüge, von der Zersplitterung des Califats bis auf die Zeiten der osmanischen Türken. — Wilken's Geschichte der Kreuzzüge.

**) Man sehe den fünf und zwanzigsten Band der Forts. Abschn. 13. §. 8—10.

***) Mehrere dieser Länder und Provinzen gingen jedoch bald nach Malek-Schah's Tode wieder verloren. Palästina ward von den Egyptiern erobert, und stand unter der Herrschaft der fatimitischen Kaliphen, als die ersten Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon Jerusalem eroberten. Von dem Bosphorus und aus den Inseln Rhodus, Lesbos und Chios wurden sie von Kaiser Alexius vertrieben, und dessen Sohn und Enkel, Kaiser Johannes und Manuel eroberten wieder Cappadocien, Paphlagonien, Cilicien und den ganzen isaurischen Bergrücken.

Schah führte eine Art von Lehenverhältniß ein, und gab dadurch die erste Veranlassung zu der bald nach seinem Tode erfolgenden Zersplitterung seines Reiches. — Prinzen seines Hauses gab er Provinzen, die sie, jedoch in Abhängigkeit von ihm und seinen Nachfolgern, als Eigenthum besitzen sollten. Einem seiner Neffen gab er die von Alp-Arslan, Malek-Schah's Vater gemachten Eroberungen in Kleinasien; einen andern, Namens Soliman, belehnte er zum voraus mit allen Ländern, die er den Römern abnehmen würde. So lange Malek-Schah lebte, erhielt er sämmtliche zahlreiche seldschiukischen Prinzen in stetem Gehorsam gegen ihn, und in vollkommener Eintracht unter sich. Aber nach Malek's Tod lößten und erschlafften sogleich alle Bande der Vereinigung wie der Unterwürfigkeit. Blutiger, lange dauernder Thronstreit erhob sich. Brüder fochten gegen Brüder, Oheime gegen ihre Neffen, Verwandte gegen Verwandte, Statthalter empörten sich und rangen nach Unabhängigkeit, einzelne Städte wie ganze Länder rissen sich von dem Reiche los, und als endlich die gährende, wilde Masse der vielen gegen und unter einander fluthenden, sich gegenseitig bekämpfender Kräfte und Elemente sich wieder gesetzt und zur Ruhe gekommen war, war auch das seldschiuckische Herrscherhaus in mehrere neue Dynastien und kleine unabhängige Staaten zersplittert. Durch diese Zersplitterung wurden die östlichen Provinzen von den westlichen getrennt, und eben dadurch die Unternehmungen der Kreuzfahrer um vieles erleichtert, so wie auch die ewigen, gegenseitigen Befehdungen der kleinen, unabhängigen Staaten in Mesopotamien und Syrien das anfängliche schnelle Aufblühen des neuen Königreiches von Jerusalem ganz vorzüglich begünstigten.

2. Die bedeutendsten der neuentstandenen Dynastien waren: erstens die Dynastie von Iran oder die persische, dann die von Rum oder Iconium, und endlich

die Dynastie von Kerman. Von diesen drei Reichen war Iran bei weitem das größte und mächtigste. Es begriff ganz Persien, Medien, Mesopotamien, die indischen Eroberungen, einen Theil von Armenien, und eine bedeutende Länderstrecke jenseits des Gihons (Oxus) sammt der damals schon sehr bevölkerten und reichen Handel treibenden Stadt Samarkand*). — Das Reich von Rum oder Iconium erstreckte sich von dem Pontus Euxinus bis an die Grenzen Syriens, dreißig Tagreisen in die Länge und zwölf in die Breite. Soliman, der Gründer desselben, schlug in Nicäa seinen Sitz auf, der aber, nachdem die ersten Kreuzfahrer Nicäa erobert hatten, nach Iconium verlegt ward. — Die Seldschiucken von Kerman beherrschten ein ausgebreitetes, sehr fruchtbares Gebiet an den Ufern des persischen Meeres, dessen Grenzen und Ausdehnung jedoch unbekannt sind. Kermans Hauptstadt, die, nach den Berichten eines neuern Reisenden, jetzt ein sehr großes, aber wüstes, menschenleeres Dorf ist, lag ungefähr sieben deutsche Meilen von Ispahan und acht von Ormuz. — Da die Dynastie von Iran die älteste und Haupt-

*) Samarkand zwischen dem Gihon und Sihon (Oxus und Jaxartes) war damals eine ungemein große, sehr bevölkerte, reiche Stadt, dabei wohl befestiget, hatte sehr hohe Mauern, einen tiefen Wassergraben und ungefähr zehn Meilen im Umkreise. Sie lag in einer weiten Ebene, und die vielen darin in der Nähe der Stadt angelegten und sorgfältig unterhaltenen Gärten machten die Gegend so anmuthig, daß die Orientalen das Thal von Samarkand unter die vier in Asien gelegenen Paradiese zählten. — Auch noch heut zu Tage ist Samarkand eine sehr große und volkreiche Handelsstadt, hat mehrere Moscheen, öffentliche Bäder, Fabriken und eine, selbst das feinste Seidenpapier liefernde Papiermühle. Endlich ist Samarkand auch jetzt noch der Sitz einer der berühmtesten und daher auch besuchtesten mohamedanischen Hochschulen.

linie des Hauſes Seldſchiuck war; ſo ſtanden anfänglich auch die übrigen Dynaſtien in einer Art Abhängigkeitverhältniſſes von derſelben. Aber dieſes war von kurzer Dauer, und ſchon der Sohn Solimans, des Gründers des Reiches von Iconium, legte ſogar jeden Schein der Abhängigkeit ab; obgleich die Griechen den Sultan von Perſien democh ſtets den Großſultan nennen. — Was die kleinern, unabhängigen Staaten, oder Sultanate von Aleppo, Damascus, Moſul u. ſ. w. betrifft; ſo erkannten zwar dieſe, weil ſtets ſelbſt der Hülfe bedürftig, die Oberherrſchaft der Sultane von Perſien an; hatten aber frühzeitig das Schickſal der ehemaligen Kaliphen. Ihre Vezirs nämlich riſſen alle Gewalt an ſich, beherrſchten die Staaten derſelben unter dem Namen Ober-Emirs, oder auch Athabecken, das heißt Pflegväter der Fürſten, und beſchränkten dieſe lediglich auf ihre Serails, in denen ſie ihre reichen Einkünfte in träger Unthätigkeit verzehren durften. Machten ſie einen Verſuch, wieder zur Gewalt zu kommen, ſo ward Abſetzung oder gar der Strang gewöhnlich ihr Loos. — Der Kaliph von Bagdad, aller weltlichen Macht ſchon längſt beraubt, war blos das höchſte geiſtliche Oberhaupt der Moslemin. In ſeinem Palaſte herrſchte orientaliſche Pracht. Sein Hof war zahlreich und glänzend. Man betrachtete ihn immer noch auch als den Ausfluß aller weltlichen Ehren und Würden, und glaubte ſich geehrt durch die ſchallenden Ehrentitel, die er ertheilte, und wenn man einer Uſurpation den Schein rechtmäßigen Beſitzes geben wollte; ſo bat man den Kaliphen um Beſtätigung, die er dann dem Mächtigen, der geſiegt hatte, nie verſagte. Aber von dem Sultan von Perſien (von Iran), obgleich auch dieſer, wenn er in Bagdad war, den Zaum des Maulthiers, worauf der Kaliph ſaß, ehrerbietig ergriff und den Sultan nach der Moſchee und von da wieder nach ſeinem Palaſte zurückführte, war er dennoch völlig abhängig, und

zwar so, daß, wenn nach dem Tode eines Kaliphen, dessen Sohn, oder wenn er keine Söhne hatte, dessen nächster, durch sein Geburtsrecht zum Kaliphat berechtigte Verwandte dem Sultan nicht gefiel, dieser etliche Imans und einige Großen des Reiches versammelte, und auf deren Erklärung, daß derselbe das geistliche Regiment zu führen nicht fähig, mithin des Kaliphats nicht würdig sey, sogleich nach Willkühr einen andern wählte und zu dieser Würde erhob, der jedoch, wie es sich von selbst versteht, eine Sprosse des alten abassidischen Hauses seyn mußte.

3. In die Geschichte der seldschiuckischen Dynastien Licht, Ordnung und völlig befriedigenden Zusammenhang zu bringen, ist durchaus unmöglich. Die morgenländischen Geschichtsschreiber fassen sich viel zu kurz. Von der Dynastie von Kerman z. B. geben sie uns nichts, als blos die lange Namenreihe der Sultane, die bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, wo diese Dynastie erlosch, in Kerman geherrscht hatten. Auch weichen sie in ihren Erzählungen ungemein von einander ab, und in ihren Berichten von denselben Ereignissen findet man, wenn man sie mit einander vergleicht, bisweilen auch nicht einen einzigen Zug von Aehnlichkeit; und was die Griechen betrifft, so erwähnen sie der Türken nur dann und in solchen Zeiten, wann sie gerade in einer sehr lebhaften Berührung mit denselben stehen; aber eben daher sind auch ihre Nachrichten nur einzelne, aus ihrem Zusammenhange herausgerissene Aphorismen, ohne alle Verbindung mit dem Vorhergegangenen wie mit dem Folgenden; dabei entstellen sie oft die Namen bis zur Unkenntlichkeit, verwirren die Zeitrechnung und schauen alles durch das Prisma ihrer stolzen, gewöhnlich höchst einseitigen Nationalvorurtheile. Indessen ist der, durch alles dieß entstehende Verlust

nicht groß. Die Geschichte der seldschiuckischen Türken und ihrer Dynastien ist ein widerliches, bis zum Ekel fortlaufendes Gewebe von Empörung, Verrath, Mord und Treulosigkeit; und bei der sich immer wiederholenden, grauenvollen Statistik von Freveln, Lastern und Grausamkeiten kann die Geschichte der Seldschiuken, besonders unter dem unaufhörlichen, stets durch blutige Empörungen herbeigeführten Wechsel ihrer Beherrscher, unmöglich von großem, wahrhaft historischen Interesse seyn, und ist für den gemüthlichen Freund der Geschichte sehr oft nur ein, dessen Herz und Verstand empörender, Grausen und Ekel erregender Greuel.

4. Zur Zeit des zweiten Kreuzzuges herrschte in Irak oder Persien Sultan Sandschar, Sohn des großen Malek-Schah. Dieser hatte vier Söhne hinterlassen. Die zwei ersten, Mohamed und Sandschar, waren von einer persischen Beischläferin, aber die zwei letztern, Bariarock und Mahmud, hatten eine Fürstentochter aus Turkostan zur Mutter. Während der zwanzig Jahre, in denen Bariarock, Mahmud und Mohamed unter sich und mit ihren Oheimen*) um die Herrschaft stritten, hatte Sandschar sich ruhig verhalten, an dem Kampfe keinen Antheil genommen, und mit der ihm übertragenen Statthalterschaft von Chorasan sich begnüget. Als aber nach Mahmuds und Bariarocks Tod auch sein leiblicher Bruder Mohamed gestorben war, verdrängte er den rechtmäßigen Erben, seines Bruders noch unmündigen Sohn, von dem Throne und riß die Herrschaft an sich. Der Anfang von Sandschars Re-

*) Beide Oheime wurden besiegt. Der Eine, der in die Gefangenschaft gerieth, ward mit einer Bogensehne erwürgt, und der Andere stürzte sich nach einer verlorenen, entscheidenden Schlacht in einen Fluß und ertränkte sich.

gierung war glücklich und glänzend, aber nicht so das Ende derselben. Er brachte die indischen Staaten wieder zur Abhängigkeit, eroberte auf das Neue Samarkand und Bochara, und vereinte unter dem Scepter von Persien wieder alle, demselben unter Malek-Schah gehörigen Länder von dem kaspischen Meer bis an die Straße Bab-el-Mandeb*). Dadurch kam er auch in den Besitz der ungeheuern, von dem indischen Eroberer Mahmud herrührenden Schätze. Unter diesen befanden sich fünf Kronen, jede von dem Werth einer Million Dukaten; siebzehn goldene und silberne Thronen; tausend und dreihundert andere goldene, mit den edelsten Steinen besetzte Kostbarkeiten, und endlich noch tausend, dreihundert goldene und silberne Rüstungen für Mann und Pferd**). Man nannte Sultan Sandschar den Unüberwindlichen, und in den Moscheen ward das Kanzelgebet für ihn, als den Sultan der Sultane, verrichtet. Aber Sandschars bisheriges ununterbrochenes Kriegsglück hatte ihn und seine Emirs berauscht, und von diesen bethört, beschloß er einen Zug gegen den mächtigen Chur-Chan, dessen zahlreiche Horden in den Wüsten von Karachatai herumzogen. Die Veranlassung zu diesem Krieg war folgende. Chur-Chan wünschte, mit Sandschar in gutem und freundlichem Einverständnisse zu stehen. Er erließ also an denselben ein, in ungemein unterwürfigen Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, in welchem er Sultan Sandschar den Herrn der Welt nannte. Dieses ward jedoch nicht auf ähnliche Weise erwidert. Sandschars Antwortschreiben war im höchsten Grade stolz und wegwerfend. Es enthielt zuerst eine, einem Befehle ähnliche Einla-

*) Durch diese Straße wird das sogenannte rothe Meer oder der persische Meerbusen mit dem arabischen Meere vereinigt.

**) Von Hammer: Geschichte des osmanischen Reiches.

dung an Chur-Chan, sich mit seinen Stämmen zum Islam zu bekehren, und dann Drohungen mit unzählbaren Heeren, deren Pfeile die Haare zu spalten im Stande wären. Chur-Chan, nicht wenig darüber beleidiget, ließ den Gesandten, die das Schreiben überbrachten, den Bart ausreißen, gab ihnen diesen in die eine Hand, in die andere eine Nadel, und schickte sie ihrem Sultan mit der Antwort zurück: „wenn Ihr das Barthaar nicht mit einer Nadel spalten könnt, wie viel weniger werden Eure Pfeile noch viel feinere Haare zu spalten im Stande seyn.“ — Dadurch war jetzt der Krieg erklärt, und an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann zu Pferde zog Sandschar gegen den Chan. Dieser war jedoch wohl vorbereitet und sein Heer weit zahlreicher, als jenes des Sultans. Es kam zu einer ungemein blutigen Schlacht, in welcher Sandschar nach hartem Kampfe eine schreckliche Niederlage erlitt. Schon lagen dreißigtausend der Seinigen erschlagen auf der Wahlstätte. Er selbst war von allen Seiten von Feinden umringt; um jedoch einer schmählichen Gefangenschaft zu entgehen, warf sich Sandschar mit dreihundert ausgesuchten Reitern auf den Feind, schlug sich glücklich durch, und kam, jedoch nur mit fünfzehn der Seinigen, in Termed, einer in Transoxianien am rechten Ufer des Oxus gelegenen Festung an. Das ganze Lager des Sultans, wie auch dessen Gemahlin mit allen ihren Frauen, nebst einer Menge der vornehmsten Emirs und Hofbedienten fielen in die Hände des Siegers. Als Sandschar das Schlachtfeld verlassen hatte, übernahm dessen Stelle der, den Sultanen von Persien unterwürfige Fürst oder König Abulfadi, und focht noch mit einem Heldenmuth, der selbst die Feinde in Erstaunen setzte. Aber der Ueberzahl der Feinde mußte er endlich dennoch unterliegen. Er ward gefangen genommen und vor den Chan gebracht. Dieser, der kriegerische Tugend auch in dem

Feinde zu ehren wußte, erwies sich demselben ungemein gnädig, lud ihn täglich an seine Tafel, und behandelte ihn während der Zeit seiner Gefangenschaft, die ein ganzes Jahr dauerte, als einen Freund und Vertrauten. Auch alle übrigen Gefangenen, besonders die Gemahlin Sandschars, erfuhren die Großmuth des Chans, wurden aber ebenfalls erst nach Verfluß eines Jahres aus der Gefangenschaft wieder entlassen.

5. Diese Niederlage verdunkelte Sandschars bisherigen Waffenruhm. Sein Ansehen sank, und ermuntert durch die nun gewonnene Ueberzeugung, daß Sandschar nicht unüberwindlich sey, empörten sich einige Statthalter, und gingen in ihrer Empörung gar so weit, daß sie in ihren Provinzen das Kanzelgebet nicht mehr für den Sultan Sandschar, sondern für sich selbst verrichten ließen. Ihre eingebildete Herrschaft hatte jedoch eine nur sehr kurze Dauer. Sandschar erholte sich in kurzer Zeit. Er ging nach Irak, wo der Statthalter, sein Neffe, ihm die sämmtlichen Streitkräfte Iraks zuführte, wodurch der Sultan wieder überall die Oberhand bekam und die empörten Provinzen zum Gehorsam zurückbrachte. — Aber ein neuer Krieg entspann sich bald darauf zwischen Sandschar und Hassan Gehanuz, dem König der Ghuriden *). Hassan

*) Der Stifter der ghuridischen Dynastie, die jedoch kaum etwas über hundert Jahre erlebte, und die, wie wir gleich sehen werden, ohne die Güte und Milde des Sultans Sandschar, noch viel früher ihr Ende erreicht haben würde, war Hossein, ein kühner und tapferer Soldat. Er trat in die Dienste des Sultans Ibrahim, der in Gazna regierte, erhielt eine bedeutende Stelle in der Leibwache desselben und ward von Sultan Massud, dem Nachfolger Ibrahims, zu immer höheren Ehrenstellen befördert, endlich zum Statthalter von Gaue, einer, in den Gebirgen zwischen Indien

hatte den Gaznaviden Khorsruſchah beſiegt, ihn aus ſeinen Staaten vertrieben, hierauf Gazna erobert und an dieſer unglücklichen Stadt den Tod zweier ſeiner Brüder, welche Khorsruſchah's Vater hatte hinrichten laſſen, auf ſo ſchreckliche Weiſe gerächt, daß die Perſer ihn ſchon bei Lebzeiten mit dem Beinamen Gehanſuz, das heißt, der Weltverbrenner, brandmarkten. Sultan Sandſchar glaubte, den Eroberungen Haſſans engere Schranken ſetzen zu müſſen. Aber der Ghuride wartete die Kriegserklärung nicht ab und brach in Chorasan ein. Sandſchar zog ihm entgegen, und bei Obih, einem Flecken nicht weit von Heran in der Provinz Chorasan, ſtießen beide Heere auf einander. Das Treffen war hartnäckig und blutig; aber der Sultan erfocht einen vollſtändigen Sieg, und der König der Ghuriden, nebſt einer zahlloſen Menge der Seinigen, geriethen in die Gefangenſchaft des Sultans. Den

---

und Perſien liegenden Landſchaft, ernannt. Hoſſeins älteſtem Sohne gab der Sultan Baramſchah eine ſeiner Töchter zur Gemahlin, und von dieſer Zeit an betrachtete ſich derſelbe und deſſen Söhne als rechtmäßige Beſitzer des gebirgigen Theils des Gaznaviden-Gebietes. Aber bald entſpann ſich ein Zwiſt zwiſchen dem Schwiegervater und Schwiegerſohn, woraus eine langwierige Fehde entſtand, die auch auf des Letztern drei tapfere Söhne forterbte; gegen dieſe behauptete ſich jedoch Baramſchah; es gelang ihm, auch zwei derſelben in ſeine Gewalt zu bekommen und ſie aus der Welt zu ſchaffen. Aber der jüngſte, Haſſan, mit dem Beinamen Gehanſuz, rächte auf das Grauſamſte an Baramſchah's Sohne, dem Khorsruſchah, den Tod ſeiner Brüder, vertrieb ihn aus dem Lande, verbrannte und verödete deſſen Hauptſtadt Gazna und eroberte das ganze Land der Gaznaviden bis auf einen kleinen Strich Landes in Indien, in der Provinz Lahora, wohin jetzt der vertriebene Khorsruſchah ſich begab.

Ghuriden, wie auch alle übrigen ghuridischen Gefangenen behandelte Sandschar mit vieler Milde; aber den Ali Tschetri, den er mit Wohlthaten überhäuft, aus dem Staube bis zur Würde eines Emirs erhoben, und der sich dennoch gegen ihn jetzt empört und zu dem Könige der Ghuriden gehalten hatte, ließ er unter der, von demselben errichteten Fahne der Empörung in zwei Stücke zerhauen. Hassan, der König der Ghuriden, wußte sich, besonders durch sein Dichtertalent so bei dem Sultan einzuschmeicheln, daß dieser ihn zu seinem beständigen Gesellschafter machte, ihn öfters sehr reich beschenkte, und endlich ihm auch seine verlorenen Staaten wieder zurückgab. — Dieser Sieg befestigte auf das Neue die Macht und das Ansehen des Sultans, verschaffte auch seiner Regierung zum Theil ihren verlorenen Glanz.

6. Aber einige Jahre darauf verließ ihn abermals das leider nur zu wandelbare Kriegsglück, und Sandschar ward der Gefangene empörter Unterthanen, nämlich der Ghusen*). Diese, die beinahe aus vierzigtau-

*) Die den Byzantinern, unter dem Namen Petschenegen, Patzinazen, Cumanen, bekannten Völker waren ghusische Volksstämme. In den frühesten Zeiten wohnten sie in dem enfernten Osten; hatten aber vor ungefähr zweihundert Jahren sich westlich gezogen und an der Ost- und Westküste des caspischen Meeres sich niedergelassen. Nach einer zweiten Bewegung gegen Westen kamen sie auch mit den Griechen, unter den so eben erwähnten Namen, in Berührung. Der Stamm der Ghusen, von welchen hier die Rede ist, zog sich mehr südwestlich und trat in die Dienste der Chane von Karachatai (der kleinen Bucharei). Diese bedienten sich der Ghusen als Gränzwachen wider die, von Süden zu befürchtenden Einfälle und zahlten ihnen dafür ein jährliches Gehalt. Aber Arslan-Chan, der Vorfahrer des weiter oben schon erwähnten Chur-Chans, entzweite sich mit ihnen, entzog ihnen nicht nur die, frü-

ſend Familien beſtanden, hatten ſich vor mehrern Jahren in der Gegend von Balch ſteuerbar niedergelaſſen. Vertragsmäßig lieferten ſie jedes Jahr vier und zwanzig tauſend Schafe als Tribut für die Küche des Sultans, wofür ihnen Schutz und Sicherheit gewährt ward. Jedes Jahr kam ein Beamter aus Balch, um den Tribut an Schafen in Empfang zu nehmen. Da aber jetzt ein ſolcher Steuereinnehmer mit den Häuptern der Ghuſen wegen der fetten und magern Schafe in heftigen Streit gerieth, und dabei ſich grobe Gewaltthätigkeiten erlauben wollte, ward er von denſelben erſchlagen. Als nun die von den Ghuſen zu liefernden Schafe in Balch nicht ankamen, ſchickte der Statthalter der Provinz, der Emir Kemadſch, einen Abgeordneten an die Ghuſen, der ſie hart bedrohen und die für dieſes Jahr zu liefernden Schafe einfodern ſollte. Aber dieſer Abgeordnete fand gar kein Gehör bei dem Volk; es jagte ihn ſchmählich fort und erklärte, daß es weder jetzt, noch in der Zukunft den bisherigen Tribut mehr zahlen wollte. Mit gewaffneter Macht zog nun der Statthalter gegen die Ghuſen; aber dieſe griffen ebenfalls zu den Waffen, und Kemadſch und ſein Sohn wurden in dem Treffen erſchlagen. Als die Kunde

---

her ihnen jährlich ausbezahlten Geldſummen, ſondern auch die Weiber, wodurch er die Ausrottung des ganzen halsſtarrigen Stammes bezweckte. Die Ghuſen waren nun gezwungen, ſich andere Wohnſitze zu ſuchen. Zu ihren Wegweiſern nahmen ſie einige Kaufleute, welche die Liebe des Gewinnes zu ihnen geführt hatte, und dieſe, denen die Ghuſen, damit ſie ihnen unter Weges nicht entkommen könnten, die Hände auf den Rücken banden, geleiteten ſie nach Perſien. Hier fanden ſie willige Aufnahme und erhielten, unter der Verpflichtung von Treue und der Entrichtung eines jährlichen Tributs, die Erlaubniß, ſich in der Gegend von Balch niederzulaſſen. (Man ſehe v. Hammers Geſchichte des osmaniſchen Reiches).

davon nach Meru kam, wo Sandschack sich aufhielt, entflammte er in heftigem Zorn, und da sein Vezir Muajjed Buzurh und noch ein anderer, in großer Gunst stehender Emir, Namens Bernekisch Muruzi, ihn noch mehr gegen die Rebellen reizten und erbitterten, beschloß er, an denselben, wegen des ermordeten Emirs Kemadsch schwere Rache zu nehmen, und zog mit einem Heere von hunderttausend Reitern gegen Balch. Bei der Annäherung des Sultans ergriff Schrecken und Bestürzung die Ghusen. Sie sandten Abgeordnete an den Sultan und ließen ihm vorstellen, daß sie bisher ihm, dem Beherrscher der Welt, stets treu und unterwürfig gewesen und alle seine Befehle und Verordnungen befolgt hätten. Aber da der Emir Kemadsch ihr und ihrer Familien Eigenthum bedrohet hätte, so wären sie gezwungen gewesen, Gegenwehr zu leisten, und nun habe das Schicksal gewollt, daß derselbe in dem Treffen geblieben sey. Dafür zur Strafe wären sie jetzt bereit, hunderttausend Dinare zu bezahlen*) und hundert der ausgezeichnetsten kataichaische Jünglinge zu liefern, die, wenn sie in ihrem Dienste die Gunst des Sultans sich würden erworben haben, doch alle zusammen gewiß hinreichten, den einen Kemadsch zu ersetzen. Gerne hätte der Sultan ihnen ihre Bitte gewährt, ward aber von den beiden so eben genannten Lieblingen wieder davon abgehalten. Ohne den Abgeordneten ein Wort des Trostes zu sagen, entließ er sie und setzte seinen Zug weiter fort. Als er von den Lagerplätzen der Ghusen nicht mehr sehr weit entfernt war, machten diese noch einen Versuch, den Sultan zu besänftigen. In großer Anzahl gingen sie mit ihren Weibern und

*) Ein Dinar war eine Goldmünze, und die von den Ghusen angebotene Summe belief sich nach unserm jetzigen Geldfuß ungefähr auf zweimalhunderttausend Gulden.

Kindern ihm entgegen, warfen ſich ihm zu Füßen, und flehend und wehklagend erboten ſie ſich, daß, wenn der Sultan ihnen verzeihen würde, ſie zu dem, was ſie ſchon verſprochen, noch ein Pfund Goldes von jedem Hauſe hinzufügen wollten. Das Gemüth des Sultans ward erweicht, aber nicht das Herz der beiden Günſtlinge. Als die Ghuſen jetzt ſahen, daß ſie keine Verzeihung zu hoffen hätten, geriethen ſie in Verzweiflung, griffen zu den Waffen, und feſt entſchloſſen ihr Leben theuer zu verkaufen, warteten ſie den Angriff gar nicht ab, ſondern ſobald der Sultan bei ihren Lagerplätzen angekommen war, warfen ſie ſich dem Heere deſſelben mit dem Muthe der Verzweiflung entgegen und fochten mit ſolcher Tapferkeit, daß, da ohnehin mehrere Emirs aus Neid gegen Muaiſe und Berneſiſch, denen ſie die Ehre des Sieges nicht gönnten, ihre Schuldigkeit nur äußerſt fahrläßig thaten, die Ghuſen das Heer des Sultans völlig in die Flucht ſchlugen. Kühn gemacht durch dieſen ſo unverhofften Sieg, verfolgten ſie mit der größten Hitze den fliehenden Feind und tödteten noch eine Menge ſeiner Leute, bis ihnen endlich ein Perſer in die Hände fiel, der eine ganz ungemeine Aehnlichkeit mit dem Sultan hatte. Nun glaubten ſie den Monarchen ſelbſt in ihren Händen zu haben. Sogleich näherten ſich demſelben die Häupter und Anführer der Ghuſen mit der größten Ehrerbietung, küßten vor ihm die Erde, ſetzten ihn auf einen Thron, erwieſen ihm königliche Ehrenbezeugungen, und obgleich der Gefangene immerwährend betheuerte, daß er der Sultan nicht ſey, wollte man ihm dennoch nicht glauben, bis endlich ein Ghuſe dazu kam, der ſchon öfters in Meru geweſen, daher den Sultan genau kannte, und ihnen ſagte, daß dieß nicht der Sultan, ſondern der Sohn des Küchenmeiſters des Sultans ſey. Beſchämt über ihren lächerlichen Mißgriff, zürnten ſie jetzt nur um ſo mehr dem unglücklichen Gefangenen, warfen ihn

unter Schmähworten von dem Thron herab, mißhandelten ihn auf mancherlei Weise, banden ihm endlich einen Sack Mehl um den Hals und jagten ihn mit Spott und Hohn aus ihrem Lager fort. Aber wohl einsehend, welche große Vortheile sie aus der Gefangennehmung des Sultans ziehen würden, warfen sich nun eiligst mehrere Tausende auf ihre Pferde und eilten dem Entflohenen nach, und da des Sultans Flucht über gebirgige und steinige Gegenden und ganz unwegsame Strecken ging, so ward er auch bald von seinen Verfolgern eingeholt und zum Gefangenen gemacht. Groß war der Jubel unter den Häuptern der Ghusen, als sie jetzt ihren bisherigen mächtigen Gebieter als ihren Gefangenen in ihrer Mitte erblickten. Sie behandelten ihn mit allen nur erdenklichen Merkmalen der größten Ehrfurcht, küßten vor ihm demüthig die Erde, begrüßten ihn als den Beherrscher der ganzen Oberfläche der Erde, und wetteiferten miteinander, ihrem erhabenen Gefangenen Beweise ihrer Ehrerbietung und Unterwürfigkeit zu geben. Aber alles dieß geschah bloß in der Erwartung, daß der Sultan ihnen eine Bitte, die ihnen sehr am Herzen lag, gewähren würde. Sie forderten nämlich von ihm: er möchte ihnen die ganze Landschaft von Meru (seiner gewöhnlichen Residenz) in Erbpacht überlassen. Diese übertriebene, höchst freche und unvernünftige Forderung konnte der Sultan unmöglich erfüllen, und da er sich standhaft weigerte, den Wunsch der Ghusen zu erfüllen, so änderten diese auch ihre bisherige Sprache. Sandschar hörte nun in ihren Augen auf, der Beherrscher der Oberfläche der Erde zu seyn, und statt königlicher Ehrenbezeugungen wurden ihm nur Spott und grobe Mißhandlungen zu Theil.

7. Aber gleich einem wilden, aus seinen Ufern getretenen Strome, ergoß sich jetzt der ganze, zahlreiche Stamm der Ghusen, Alles mit Feuer und Schwert

verheerend, über die weite, fruchtbare, ungemein gesegnete Provinz Chorasan. Meru war damals eine der bevölkertsten und reichsten Städte von ganz Asien. Eine Menge der prächtigsten Moscheen und Paläste schmückte dieselbe. Die Läden der Kaufleute waren mit den kostbarsten Waaren des Orients überfüllt. Unter den zahlreichen Einwohnern gab es beinahe gar keinen Armen, und wegen der vielen dort befindlichen zahlreichen Bibliotheken und hohen Schulen hatten viele der berühmtesten muselmännischen Gelehrten ihre Wohnsitze allda aufgeschlagen; und seit undenklichen Zeiten hatte kein Feind sich mehr den Thoren von Meru genahet. Aber auch desto schrecklicher war jetzt das Schicksal der bisher in ungestörter Ruhe und Sicherheit, wie in Pracht und Ueberfluß lebenden Einwohner. Nicht nur, daß die Ghusen drei Tage und drei Nächte lang die Stadt rein ausplünderten, sondern es war auch jetzt keine Wildheit, keine Grausamkeit und kein Frevel gedenkbar, den diese Barbaren nicht verübten. So wie es ihre mörderische Laune ihnen eingab, mordeten sie ohne Unterschied des Standes, des Alters und des Geschlechtes; Greise und Jünglinge, Männer, Frauen und Jungfrauen, und selbst noch lallende Säuglinge wurden an der Brust ihrer Mütter nicht verschont. Um allenfalls verborgene Reichthümer zu entdecken, ersannen sie neue Martern, womit sie von den Reichen das Geständniß, wohin sie ihre Schätze verborgen hätten, zu erpressen suchten; gewöhnlich folterten sie dieselben mit Salz und Sand, die sie ihnen in den Mund und in die Nase stopften, und mehrere Gelehrte, Reiche und andere angesehene Männer Chorasans starben auf diese Weise als Märtyrer unter den Händen der Grausamen. Auch gegen die Moscheen wütheten sie mit derselben, nur den wildesten, für jede Schönheit der Kunst völlig unempfänglichen Barbaren eigenen Rohheit. Ueberall steckten sie

dieſelben in Brand, wobei ſtets mit den Gebäuden eine Menge dahin geflüchteter Menſchen lebendig verbrannte. Als es in Meru nichts mehr zu plündern und zu zerſtören gab, zogen die Unmenſchen nach Niſchabour, einer an Pracht und Reichthum Meru beinahe gleichkommenden Stadt. Noch ſchrecklicher war jetzt Niſchabours Loos; denn da die Einwohner tapfern Widerſtand geleiſtet und viele Ghuſen erſchlagen hatten, ſo kannte die Grauſamkeit wie die Rachgier derſelben nun auch gar keine Grenzen mehr. Die ganze Bevölkerung ward ermordet. Keines lebenden Weſens ward geſchont. Endlich wurden auch die Moſcheen in Brand geſteckt, und als von zweien derſelben die hoch auflodernden Flammen, bei einem ſich plötzlich erhebenden Wind, über die ganze Stadt ſich zu verbreiten anfingen, und die Barbaren, völlig unbekümmert um den Untergang oder die Erhaltung einer der ſchönſten Städte Perſiens, blos mit Morden und Rauben ſich zu beſchäftigen fortfuhren, ward auch der größte Theil der Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt. Keine Stadt, keine Burg, kein nur einigermaßen bedeutender Ort blieb unbeſucht von dieſen Unholden, und überall hinterließen dieſelben ſchauderhafte Spuren von Wildheit und unmenſchlicher Grauſamkeit, und erſt nachdem ſie ganz Chorafan zu einer halben Einöde gemacht hatten, kehrten ſie wieder in ihre Wohnſitze zurück*).

8. Des Sultans Gefangenſchaft hatte eine Dauer

*) So erzählt Mirchond; aber Abulfeda ſagt, daß doch zwei Orte, nämlich eine Stadt und eine Gegend, durch die Tapferkeit ihrer Einwohner wären verſchont geblieben. «De tota Chorasana immune nihil mansit, nisi duae solae, *Haram* urbs et Dehesta (provincia) quas robur suum a rabinis et rabie defendit.« — (Abulf. Annal. Moslem. T. III. p. 531.)

von vier Jahren, während derselben er keinen Versuch machte, sich in Freiheit zu setzen. Wie es scheint, war Sandschars Gemahlin ebenfalls eine Gefangene der Ghusen; denn Mirkond berichtet, daß der Sultan während dieser vier Jahre sich deswegen ruhig verhalten, weil er befürchtete, seine Gemahlin möchte in den Händen der Ghusen bleiben, und diese alsdann wegen seiner Flucht an ihr sich rächen wollen. Als aber Turkar Chatnu, so hieß die Gemahlin des Sultans, in dem Jahre 551 der Hedschra (1156) gestorben war, sann er ernstlich auf Mittel, aus seiner Gefangenschaft zu entweichen. Es gelang ihm, den ghusischen Häuptling, dem er zur Bewachung war übergeben worden, zu bewegen, ihn auf einer jener großen Jagden, die mehrere Tage dauerten, und wobei weite Strecken durchstreift wurden, mitzunehmen und an den Vergnügungen wie an den Gefahren Theil nehmen zu lassen. Aber vorher war schon mit dem Emir Ahmed Kemadsch, Befehlshaber der Feste Termed, an den Sandschar einen seiner Vertrauten *) geschickt hatte, die nöthige Verabredung getroffen worden. Als nun die Jäger mit dem Sultan bis an die Ufer des Oxus gekommen waren, und das Gebiet von Termed erreicht hatten, brach plötzlich eine von dem Emir gesandte, gewaffnete Schaar aus ihrem Hinterhalt hervor, riß

*) Einige Getreuen von der Dienerschaft des Sultans hatten sich als Ghusen verkleidet und sich unter dieß Volk gemischt. Da die Ghusen nichts Arges vermutheten, weil sie die Verkleideten für ihre Landesleute hielten; so kostete es diesen auch keine große Mühe, zu dem Sultan zu kommen, und endlich auch dessen Flucht, durch Mitwirkung des Emirs von Termed, zu befördern. — Die obige Erzählung ist ganz nach Mirchond, jedoch mit Ausnahme der Art, wie der Sultan aus der Gefangenschaft entkam, worüber die Berichte der persischen und arabischen Geschichtschreiber sehr bedeutend von einander abweichen.

den Sultan mitten aus seiner Umgebung heraus und brachte ihn glücklich nach Termed. Hier fand Sandschar bei dem Emir eine ungemein glänzende Aufnahme, und nachdem er mehrere Tage in dem Palaste desselben geweilt hatte, begab er sich unter der Bedeckung einer hinreichenden Anzahl von Truppen, die der Emir zu seiner Verfügung gestellt hatte, nach Meru. Aber leider erkannte er jetzt kaum mehr seine, vor dem Einfall der Ghusen so herrlich aufblühende, prachtvolle, mit Palästen und Moscheen gezierte und mit einer zahllosen, größtentheils grundaus reichen Bevölkerung prangende Residenz. Die Schatzkammer war leer, alle seine Schätze waren geplündert, mehrere Theile der Stadt zerstört, die Einwohner zerstreut, und die vielen Gelehrten, die seinen Hof so sehr verherrlicht hatten, theils ermordet, theils nach andern Ländern vertrieben. Bei dem Anblick dieses Elendes brach ihm das Herz; vor Gram und Kummer fiel er in eine schwere Krankheit, die auch die letzte seines Lebens war. Er starb ein paar Monate nach seiner Rückkehr am 12. Februar 1157 im sechs und siebenzigsten Jahre seines Alters.

9. Sultan Sandschar schien von der Natur zum Herrscher bestimmt. Seine hohe Gestalt, offene Stirne und langer, breiter, dunkelbrauner Bart*) geboten Ehrfurcht; seine milden, sanften Gesichtszüge weckten Zutrauen, und durch seine Herablassung, wodurch er sich vor vielen der früheren Sultane auszeichnete, war er bei allen seinen Unterthanen beliebt. Seine Regierung hatte die lange Dauer von zwei und sechzig Jahren;

*) Bei den Orientalen spielt der Bart auch heut zu Tage noch eine sehr bedeutende Rolle. Bei Beschreibung und Charakterisirung ihrer Herrscher oder auch anderer, sehr angesehener Männer wird stets des Bartes derselben, besonders dessen Länge und Farbe, sehr umständlich erwähnt.

nämlich zwanzig Jahre als Statthalter von Chorasan, und dann zwei und vierzig als Alleinherrscher über das ganze, unter ihm wieder vereinte, seldschiuckische Reich von Iran. — Wegen der vielen, in der ersten Hälfte seiner Alleinherrschaft gemachten Eroberungen, nannten ihn seine Völker Alexander den Zweiten, Beherrscher der Oberfläche der Erde. Wirklich glich auch sein Hof vollkommen dem Hofe eines Weltbeherrschers. Nur Könige bekleideten die ersten Hofstellen, und selbst die zwei damals schon mächtig gewordenen Sultane von Chuowaresme erschienen abwechselnd am Hofe von Meru, um ihr Amt als Mundschenke des Großsultans zu versehen. Eben so sehr vermehrte den Glanz seiner Regierung auch die Menge ausgezeichneter Gelehrten, deren Schriften zum Theil in dem Abendlande, und selbst noch heut zu Tage geschätzt werden.

10. Nach dem Tode Sandschars, mit dem nun auch die Größe der Seldschiucken in Iran auf immer erlosch, riß eine solche Zerrüttung in dem Reiche ein, daß selbst des verstorbenen Sultans Schwestersohn, Roc-ed-din, der, während der Gefangenschaft seines Oheims unter den Ghusen, die Verwaltung übernommen und mit Ehre sie geführt hatte, derselben nicht mehr zu steuern vermochte. Es bildete sich eine Art militairischer Aristokratie; Befehlshaber theilten sich in die Länder, und der Sultan von Chuowaresme riß einen sehr bedeutenden Länderstrich an sich. — Des Sultan Sandschars nun aus Ostpersien verdrängten Nachkommen erhielten sich zwar noch bei vierzig Jahren in Irak, Hamadan und Ispahan; aber ohne Macht und Ansehen, völlig abhängig von ihren unruhigen, herrschsüchtigen Emirs, die ohne ihren Willen und ihre Beistimmung den Sultanen nichts zu thun erlaubten. Endlich riß Ildecuz, der ehemalige Sclave eines Sultans, alle Gewalt an sich, ward Atabek, das heißt Vor-

münder des Sultans und Regent des Reiches. Als Ildecuz starb, folgte sein Sohn Pehluwan Mohamed nicht nur in allen Ehrenstellen seines Vaters, sondern auch in dessen usurpirter Gewalt. Der damalige Sultan Arslan war so unmächtig, daß die Geschichte seiner gar nicht erwähnt. Als aber Arslans Sohn Togrul II., der letzte Seldschiuck, nach seines Vaters Tode den Thron bestieg, blieb er zwar anfänglich, so lange nämlich Pehluwan lebte, ebenfalls in völliger Abhängigkeit von demselben; kaum war aber dieser mächtige Atabek gestorben, als auch Togrul sogleich einen Versuch machte, die verlorne Herrschaft wieder zu erlangen und besonders seinen stolzen Emirs Gehorsam und Unterwürfigkeit zu lehren. Aber dieß mißfiel denselben nicht wenig, und durch die bisherige Erfahrung überzeugt, daß sie unter der Regierung eines Atabeken größern Einfluß haben würden, als unter ihrem jungen, nach Alleinherrschaft strebenden Sultan, riefen sie Pehluwans Bruder, Kizil Arslan, nach Ispahan und drangen in ihn, die Stelle seines verstorbenen Bruders einzunehmen und als Atabek sich der Regierung zu bemächtigen. Kizil Arslan folgte unverzüglich dem an ihn ergangenen Rufe. Als er das erstemal vor Togrul erschien, gab er sogleich einen Beweis seines anmaßungsvollen Sinnes. Stolz verweigerte er nämlich den üblichen Handkuß. Von den Emirs unterstützt, zog er in kurzer Zeit alle Geschäfte an sich, entschied sie nach eigener Willkühr, ohne den Sultan darum zu befragen, ließ dessen Vertraute in Gefängnisse werfen, und endlich den Sultan selbst, gleich einem Gefangenen, auf das sorgfältigste bewachen. Diesem gelang es jedoch bald darauf bei Gelegenheit eines Festmahles, das Kizil Arslan am Tage seiner Vermählung mit der Wittwe seines verstorbenen Bruders den Großen von Ispahan gab, mit einigen seiner Vertrauten aus der Gefangenschaft zu entwischen. Glücklich kam er in Ha-

madan an, wo ſogleich eine Menge treuer Diener und Anhänger ſich um ihn ſammelten. Um dem entflohenen Sultan nicht Zeit zu laſſen, zu Kräften zu kommen, eilte ihm zwar Kizil Arslan beinahe auf dem Fuße nach, ward aber dennoch, obgleich ſein Heer weit zahlreicher als jenes des Sultans war, in einer zwei Tage dauernden Schlacht beſiegt. Kizil floh nach Rei und von da nach Tebris, ſammelte in kurzer Zeit ein neues Heer und zog abermals gegen den Sultan. Dieſer rückte ihm entgegen und ſchlug ihn an den Ufern des Siſid Rud (des weißen Fluſſes) zum zweitenmale in die Flucht. Siegreich zog nun Togrul nach Adſerbajidſchan. Als er aber unter Weges zwei angeſehene Männer, die zu der Zahl der alten Diener gehörten, gewiſſer Verbrechen wegen hinrichten ließ, ward Kutlug Inabek, einer der vornehmſten und angeſehenſten Emirs des Sultans, ſo ſehr darüber aufgebracht, daß er nächtlicher Weile aus dem Lager Togruls entfloh, ſich hierauf förmlich gegen den Sultan empörte, die Parthei des Kizil Arslan ergriff und der Stadt Ispahan ſich bemächtigte. Um die Empörung in ihrer Geburt zu erſticken, zog Togrul in Eilmärſchen nach Ispahan. Inabah wich ihm nicht aus, ging im Gegentheil ihm entgegen, und als beide Heere auf einander ſtießen, kam es ſogleich zu einer Schlacht, die jedoch nichts entſchied; und da am folgenden Tag eine nicht unbedeutende Unpäßlichkeit den Sultan befiel, ſo zog dieſer ſich zurück und ging, um der Pflege der Aerzte ſich zu übergeben, nach Hamadan, nachdem er dem Emir, dem er ſein Heer übergab, befohlen hatte, die Bewegungen des Feindes genau zu beobachten, jedoch wo möglich eine entſcheidende Schlacht zu vermeiden. Aber ganz unvermuthet rückte jetzt Kiliz Arslan mit ſeinem Heere von einer andern Seite heran, überfiel den Sultan in Hamadan, nahm ihn ſammt ſeinem Sohne gefangen

und ſchickte Beide nach Adſerbajidſchchan, wo er ſie in der Feſte Kalat Kehran einkerkern ließ.

11. Da Kiliz jetzt das Leben des Sultans und deſſen Sohnes in ſeiner Gewalt hatte, ſo dachte er an nichts Geringeres, als der Herrſchaft der Seldſchiucken ein Ende zu machen, und ſich ſelbſt, da er ohnehin ſchon alle Gewalt in Händen hätte, auch die Würde und den Titel eines Sultans beizulegen. Noch mehr dazu ermuntert ward er durch den Kaliphen in Bagdad, der auch jetzt wie gewöhnlich ſchon wieder bereit war, den mächtigen Emporkömmling mit Würden und Ehrentiteln zu überhäufen. Aber damit waren die Emirs nichts weniger als zufrieden. Mit Grund befürchteten ſie, daß Kiliz die Werkzeuge, die er ſich zu ſeiner Erhöhung bedient hätte, nun, da er das Ziel ſeiner Wünſche erreicht hatte, um ſo eher zerbrechen würde, als er ja von ihnen, die ihrem Sultan untreu geworden wären, ſich ebenfalls weder Treue noch Anhänglichkeit verſprechen könnte; und ſo fand man nun Kiliz Arslan, gerade am Morgen jenes Tages, welchen die Orientalen zu den glücklichen zählten, und an dem daher der Atabek ſich auf dem Throne der ſeldſchiuckiſchen Sultane niederlaſſen wollte, in ſeinem Bette mit fünfzig Dolchſtichen ermordet. Sobald die Nachricht von des Atabeken Tod in Adſerbajidſchchan ankam, zwangen die dort befindlichen Emirs den Befehlshaber von Kehran, den Sultan und deſſen Sohn in Freiheit zu ſetzen. Zwar eilte Kutlugh Inabech mit einem Heere von zwölftauſend Mann nach Adſerbajidſchchan, ward aber von dem Sultan, um den ſich gleich nach ſeiner Befreiung mehrere Emirs und eine Menge alter Soldaten geſammelt hatten, vor den Thoren von Kazwin in die Flucht geſchlagen. Inabech floh in die Provinz Rei und

der Sultan kehrte im Triumphe nach Hamadan zurück, wo er nun die Regierung wieder übernahm.

12. Aber diese, schon so lange dauernden Unruhen zogen nun auch den Sultan Takasch von Chuowaresme in das Reich. Von der Zerrüttung Persiens und der Schwäche der Seldschiucken hoffte Takasch bedeutende Vortheile zu ziehen. Ganz unvermuthet erhielt also jetzt auf einmal Togrul die Nachricht, der Sultan von Chuowaresme stände mit seinem Heere an den Grenzen von Irak. Darauf war Togrul nicht vorbereitet. Er suchte also mit Takasch zu unterhandeln, und da dieser damals noch zu Hause alle Hände voll zu thun hatte, indem er mit seinem Bruder wegen der Herrschaft streiten mußte; so gelang es dem Togrul, den Frieden von Takasch durch Abtretung des größten Theils der Provinz Rei zu erkaufen. — Togrul wollte nun auch die Ruhe im Innern seines Reiches wieder herstellen; er söhnte sich daher mit Kutlugh Inabech aus, und um dieser Aussöhnung Dauer und Festigkeit zu geben, vermählte er sich sogar mit Inabechs Mutter. Aber diese Aussöhnung war von Seite Inabechs nichts weniger als aufrichtig. Er und seine Mutter, jetzt Togruls Gemahlin, faßten sogar den gottlosen Entschluß, den Sultan zu vergiften. Zum Glück für diesen ward jedoch dieses schändliche Vorhaben bei Zeiten noch entdeckt, auch Togrul sogleich davon in Kenntniß gesetzt, und als das treulose Weib ihm den Giftbecher reichte, zwang er sie, denselben selbst zu leeren, worauf sie augenblicklich starb. Den Inabech ließ der Sultan gefangen nehmen, und würde, seiner eigenen Sicherheit wegen, ihn nie mehr der Haft entlassen haben, hätten nicht die Emirs und andere Großen ihn so lange mit Bitten bestürmt, bis er ihn wieder in Freiheit setzte. Inabech entfernte sich vom Hofe, sann aber auch sogleich schon wieder auf Mittel, den Sultan zu verderben.

Wegen Verwaltung der Provinz Adſerbajidſchan war Jnabech mit ſeinem Bruder in blutige Fehde verwikkelt. Gegen dieſen bat Jnabech den Sultan von Chuowaresme um Hülfe. Aber kaum hatte er von demſelben Geld und Truppen erhalten, als er auch auf das neue gegen ſeinen Herrn, den Sultan Togrul, ſich empörte. Zum dritten Male mußte jetzt Togrul gegen dieſen aufrühreriſchen Unterthanen ziehen. In der Nähe von Rei kam es zu einer mörderiſchen Schlacht, in welcher Jnabech mit großem Verluſt wieder völlig geſchlagen ward. Aber leider wußte der Sultan ſeinen Sieg nicht zu benutzen. Statt den fliehenden Feind zu verfolgen und nicht eher zu ruhen, bis er den unbändigen Rebellen in ſeiner Gewalt haben würde, ging er nach Rei, überließ ſich dort gänzlich der Freude über ſeinen errungenen Sieg; und da er dem Trunke ſehr ergeben war, ſo vergeudete er bei ſchwelgeriſchen, oft die ganze Nacht hindurch dauernden Gelagen, eine koſtbare Zeit, die jedoch ſein Gegner trefflich zu benutzen wußte, um neue Streitkräfte zu ſammeln und zur Fortſetzung des Krieges ſich zu rüſten. Aber wie es ſcheint, unterhielt Sultan Takaſch ein geheimes Einverſtändniß mit mehrern der perſiſchen Großen, und dieſe, der immerwährenden Unruhen endlich müde, ſchickten ihm jetzt ein ungemein ſchmeichelhaftes Schreiben, in welchem ſie ihn einluden, nach Perſien zu kommen, ſich der Herrſchaft zu bemächtigen und die Ruhe im Jnnern des Reiches wieder herzuſtellen. Dieſem Rufe folgte Takaſch um ſo bereitwilliger, da er jetzt zu Hauſe die Hände frei hatte, und durch den Tod ſeines Bruders der alleinige Beherrſcher des großen chuowaresmiſchen Staates geworden war. — Bald hatte Takaſch wieder die Grenzen Jraks erreicht. Jnabech ſchloß ſich ſogleich demſelben an. Es ward beſchloſſen, mit vereinten Kräften den Sultan von Perſien anzugreifen. Jnabech mit ſeinen Schaaren bildete den Vortrab des

weit stärkern chuowaresmischen Heeres. In der Hoffnung, den Sultan noch wenig vorbereitet zu finden, eilte Inabech mit seinen Truppen dem Hauptheere weit voran. Aber auch Togrul hatte in wenigen Tagen sein Heer zusammengezogen und war nicht minder eilig, dem Rebellen entgegen zu rücken. Bald bekamen beide Heere sich einander zu Gesicht. Daß Togrul mit seinen weit zahlreichern Truppen den aufrührerischen Atabeken wieder besiegen würde, daran war beinahe gar nicht zu zweifeln. Aber aus jugendlichem Uebermuth, zum Theil auch berauscht vom Weine, der seinen Muth bis zur Tollkühnheit steigerte, sprengte Togrul, sobald er des Inabechs ansichtig wurde, mit verhängtem Zügel und sein Heer weit hinter sich zurücklassend, gegen den verhaßten, treulosen Gegner an, declamirte, in stolzer Zuversicht eines gewissen Sieges, aus einem persischen Dichter einige auf seine gegenwärtige Lage passende Verse, hatte aber, da er dabei seinen Streitkolben hoch in den Lüften hin und her schwang, das Unglück, mit der massiven Keule aus Unvorsichtigkeit die Vorderfüße seines Pferdes so schwer zu treffen, daß dieses sammt seinem Reiter zusammenstürzte, worauf Inabech unverzüglich herbeisprang und mit einem kräftigen Säbelhiebe dem Leben des auf der Erde liegenden, vertheidigungslosen Sultans ein Ende machte*). Die Leiche Togruls schickte Inabech

*) Folgendes ist der Inhalt der, von dem unglücklichen, im Weine berauschten Sultan recitirten Verse: „Als der Staub sich erhob, der meiner Feinde Zug rund umhüllte; als vor Schrecken meiner tapfersten Krieger Wangen erblaßten; da schwang ich hoch durch die Luft meinen Streitkolben, da ließ ich weit hinter mir die geschaarten Reihen meiner Reiter, da hob ich mich über meines Sattels Sitz empor, und so furchtbar war der Laut meines Kriegsgeschreis, daß die Erde bebte wie ein Mühlrad.“ — (Schlossers Weltgesch. III. B. 2. Th. S. 248.)

dem Sultan Takasch, der den Kopf von dem Körper trennen ließ, jenen dem Kaliphen nach Bagdad sendete, diesen aber auf dem Bazar von Rei an einem Galgen aufhängen ließ. Nach dem Tode Togruls lößte sich dessen Heer auf. Tacasch fand nirgends mehr Widerstand. Die Provinzen von Rei, Adserbajidschan, Hamadan und Ispahan wurden von ihm besetzt und mit seinen Staaten vereint; und auf den Trümmern der Seldschiucken erhob sich jetzt die mächtige, weit gebietende chuowaresmische Herrscherdynastie *).

VI.

Die Seldschiucken von Iconium.

1. Der Gründer dieser Dynastie, nämlich **) Soliman, Sohn des Seldschiucken Kutulmisch, ist dem Leser schon bekannt, wie auch dessen Eroberungen und unglückliches Ende, als er von Tutusch, Bruder und Statthalter des großen Malek-Schah besiegt, sich

*) Von der Gründung dieser Dynastie, ihrem schnellen Emporkommen und ihrer, obgleich schnell vorübergehender Größe und Macht, wird etwas weiter unten noch einmal und zwar ausführlichere Rede seyn.

**) Kutulmisch war ein Enkel Seldschiucks. Unter der Regierung des Sultans Alp-Arslan hatte Kutulmisch einen Versuch gemacht, eine unabhängige Herrschaft an sich zu reißen, ward aber von den Truppen des Sultans geschlagen, und fand seinen Tod durch einen Sturz vom Pferde in eiliger Flucht. Diesen ganzen Seitenstamm wollte der große Malek-Schah, als er seinem Vater Alp-Arslan in der Regierung gefolgt war, gänzlich ausrotten. Wirklich ward auch Kutulmischs ältester Sohn Mansur, als dessen Treue dem Malek-Schah verdächtig ward, auf dessen Befehle hingerichtet, und dessen jüngern Bruder Soliman würde dasselbe Loos getroffen haben, hätten nicht die Vorstellungen des, dem Leser schon bekannten, weisen und redlichen Großvezirs Nisam den Sultan davon abgehalten.

selbst das Leben nahm*). Nach seinem Tode erhielten seine beiden Söhne, zuerst Daud, dann Kislid-Arslan die Herrschaft über Iconium. Des Letztern geschah schon in der Geschichte des ersten Kreuzzuges hinreichende Erwähnung. Er ward von den Kreuzfahrern geschlagen, verlor Nicäa und Antiochien, richtete aber einige Jahre darauf eine Abtheilung des von dem Erzbischof von Mailand nach dem Orient geführten Heeres zu Grunde, schlug hierauf seine Residenz in Iconium auf, erweiterte seine Herrschaft durch Eroberung des, der erst unlängst entstandenen Dynastie der Danischmende gehörigen Gebietes, eroberte endlich auch Mossul, unterlag aber in einem Kriege mit dem Emir Dschawali, und endigte sein Leben in den Wellen des Chabur**), in die er entweder sich selbst stürzte, oder von Andern hinein gestürzt ward. In der Regierung folgten ihm seine beiden Söhne, zuerst der ältere Malek-Schah und dann dessen Bruder Masoud.

*) Tutusch hatte den Soliman deßwegen mit Krieg überzogen, weil er sich weigerte, von Antiochien, nachdem er diese Stadt erobert hatte, den Tribut zu zahlen, den die Römer bis dahin von dieser Stadt dem Statthalter des Sultans in Syrien bezahlt hatten. Aber Tutusch that dieses ohne Willen seines Bruders, des Sultans, der auch nachher Tutuschs Verfahren misbilligte und den Tod Solimans aufrichtig bedauerte.

**) Chabur ist der in Assyrien strömende und bei Mossul sich in den Tigris ergießende Fluß Chaboras. Der Emir Dschawali war in dieser Gegend Statthalter des Großsultans von Persien. Dieser hatte sich mit dem Kaliphen von Bagdad entzweit, der, um sich zu rächen, Gesandte mit Geschenken an den Sultan von Iconium schickte, ihm die Herrschaft über Irak übertrug, und ihn einlud, sich in den Besitz derselben zu setzen. Kislid-Arslan trat sogleich seinen Marsch nach Persien an, ward aber von Dschawali besiegt, und, wie Einige behaupten, von seinen eigenen, von Dschawali gewonnenen Emirs im Flusse Chabur ersäuft.

Im Anfange seiner Regierung begann der zweite Kreuzzug unter den beiden Königen, Conrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich. Da dieser Kreuzzug aber für die Abendländer höchst unglücklich und fruchtlos, daher auch bald beendiget war, so ward Masouds Regierung dadurch nicht einmal gestört, viel weniger erschüttert. Masoud war ein stiller, Friede liebender, gütiger Herr; seine ganze vierzigjährige Regierung hindurch beschäftigte er sich mit dem Bau von Moscheen, Klöstern für seine Derwische, und endlich auch der, nicht ferne von Amasia gelegenen Stadt Samara, wo er endlich auch begraben ward. Aber weit kriegerischer und eroberungssüchtiger war sein Sohn Kislid-Arslan Assedin. Die Geschichte dieses Sultans kennt der Leser größtentheils schon aus des großen oströmischen Kaiser Manuels Regierungsgeschichte. Kislid-Arslan erweiterte ungemein sein Reich, entriß den ihn umwohnenden kleinen Sultanen ihre Gebiete, und verbreitete seine Herrschaft beinahe über ganz Kleinasien.

2. So sehr jedoch Kislid-Arslan das Sultanat von Iconium von Außen vergrößert und demselben Ansehen und Stärke gegeben hatte; eben so sehr schwächte er es in seinem Innern; indem er es, und zwar noch bei seinen Lebzeiten, unter seine zehn Söhne vertheilte*). Aber bald sah Kislid diesen groben Mis-

*) Diese, das Reich so sehr schwächende Theilung war auch offenbar Schuld, daß Cothbeddin, welchem der Vater Iconium übergeben hatte, diese Stadt, während des dritten Kreuzzuges, dem deutschen Kaiser, Friedrich Rothbart nach kurzem und schwachem Widerstand übergeben mußte. Höchst wahrscheinlich war es auch gerade der Verlust dieser Stadt, wodurch der Sultan zur Einsicht seines begangenen Staatsfehlers gebracht, und der Wunsch einer unverzüglichen Wie-

griff ein. Er bereuete die von ihm gemachte Zerſtückelung des Reiches, und wollte es wieder unter der Herrſchaft eines Einzigen vereinigen. Aber nun empörten ſich ſämmtliche Söhne gegen den Vater, der jetzt alle Macht und alles Anſehen verlor. Von allen verachtet, floh er von einem zum andern, fand bei keinem willkommene Aufnahme, bis er endlich zu ſeinem Sohne Mahmud, der ihm von jeher am kindlichſten zugethan war, kam, und bei dieſem Schutz fand gegen einen andern ſeiner Söhne, nämlich den Chosrew, der des Vaters heftigſter und feindſeligſter Gegner war. Zwiſchen dieſem und Mahmud entſtand nun eine blutige Fehde, bei deren Anfang jedoch ſchon der alte Vater ſtarb *). Aber nur noch heftiger und ſchrecklicher flammte nach des Vaters Tod der Bruderkrieg auf, und ward mit der, bei den Orientalen, wenn es um Herrſchaft gilt, gewöhnlichen Unnatur geführt. Herrſchſucht und Ländergier zerreißen ſelbſt die zarteſten Bande der Natur. Wenn alſo von den kriegführenden Brüdern einer dem andern in die Hände fiel, ward er ohne weiters erwürgt oder erſäuft **). Endlich gelang es dem Rockneddin

---

dervereinigung des zerſtörten Reiches in ihm erzeugt ward.

*) Er hatte neun und zwanzig Jahre glücklich und glorreich geherrſcht; aber am Ende ſeiner Regierung beinahe Alles, was er während der Dauer derſelben mühſam erbaut, thörichter Weiſe größtentheils ſelbſt wieder zerſtört, und dadurch die letzten wenigen Tage ſeines Lebens durch Kummer und Gram ſich verkümmert.

**) So z. B. wußte Cothbeddin ſeinen Bruder Mahmud, der, nach dem zu urtheilen, was wir ſo eben hier oben geſehen, höchſt wahrſcheinlich der beſte und gutmüthigſte von des alten Kislid-Arslans Söhnen war, durch geheuchelte Freundſchaft und Bruderliebe zu ſich zu locken; hatte aber kaum den argloſen Bruder in ſeiner Gewalt, als er ihn auch ſogleich mit der Sehne eines Bogens erdroſſeln ließ.

Soliman, seine beiden noch übrigen Brüder zu vertreiben und das ganze väterliche Reich unter seinem Scepter zu vereinigen.

3. Rockneddin war ein heimlicher Schiit, erkannte daher den Kalifen von Aegypten als den wahren Nachfolger des Propheten, und erhielt dafür von demselben den Ehrentitel: der Gerechtigkeitliebende. Aber Rockneddins Gerechtigkeitsliebe war von einer ganz besondern Art. Als eines Tages z. B. ein Knabe aus dem Palaste, der seines anmuthigen Aeußern wegen auch bei dem Sultan in großer Gunst zu stehen schien, einer armen Frau sauere Milch entwendet hatte, ließ Rockneddin dem armen Knaben, trotz dessen zarten Alters, dennoch — den Bauch aufschneiden. Daß Rockneddin seine Brüder ihrer Ländertheile beraubte: dieß ließ sich noch einigermaßen entschuldigen, indem das Wohl und die Erhaltung des Reichs dessen Gesammtbestand durchaus erfoderte. Aber desto nichtswürdiger ist Rockneddins Betragen gegen einen seiner Brudersöhne. Dieser hatte drei Jahre hindurch mit ausgezeichneter Tapferkeit sich in dem festen Schloß von Angora gehalten. Um endlich in Besitz dieser Feste zu gelangen, versprach Rockneddin seinem Neffen und dessen Emirs freien Abzug, bekräftigte dieses Versprechen sogar durch einen Eid; und ließ demungeachtet, sobald das Schloß ihm war übergeben worden, den Neffen sammt dessen Getreuen gefangen nehmen und sie sämmtlich ermorden. Diesem Morde folgte jedoch die Strafe auf dem Fuße; denn schon nach fünf Tagen erkrankte plötzlich der Mörder, und starb nach einer nicht gar langen Regierung von eilf Jahren.

4. Auf dem Throne folgte dem Rockneddin dessen kaum zehnjähriger Sohn Assedin Kislid-Arslan. Aber

ſeine Regierung hatte nur die kurze Dauer von fünf Monaten. Einer der Brüder Rockneddins, Ghajaſſeddin Keichosrew nämlich war, als jener ſich der Alleinherrſchaft bemächtiget hatte, mit ſeinen beiden Söhnen Alaeddin Krikobad und Aſeddin Keikawus nach Conſtantinopel entflohen. Hier wartete er den Tod ſeines Bruders ruhig ab, eilte aber jetzt, ſobald er von Rockneddins Tod ſichere Kunde erhalten hatte, nach Kleinaſien zurück, ward zuerſt von den Einwohnern Iconiums und Akſerais, und dann auch von ſämmtlichen Großen des Reiches als Sultan begrüßt. Er kriegte glücklich in Armenien und auch mit den Griechen, eroberte mehrere Städte und feſte Schlöſſer, fiel aber endlich doch, nach achtjähriger Regierung, durch die Lanze eines in griechiſchen Dienſten ſtehenden Franken. — Zu ſeinem Nachfolger hatte er ſeinen älteſten Sohn Aſeddin Keikawus. Dieſer hatte mit ſeinem Oheim und ſeinem Bruder zu kämpfen, behielt aber in dieſem doppelten Kampfe die Oberhand. Den Oheim, der ihm in die Hände fiel, ließ er nach hergebrachtem Brauche erwürgen; ſchonte jedoch des Lebens ſeines Bruders, den er blos nach Malatia bringen und dort in ſicherer und ſtrenger Haft halten ließ. Auch die Emirs deſſelben kamen glücklich mit dem Leben davon, und hatten keine andere Strafe zu dulden, als blos daß ſie mit geſchornem Barte — für den Orientalen die höchſte Schmach — auf Eſeln durch das Lager geführt wurden. Keikawus kriegte glücklich mit den Franken aus Cypern, machte Eroberungen in Armenien und am Pontus Euxinus; belagerte aber fruchtlos Aleppo, und mußte unverrichteter Dinge vor den Mauern dieſer Stadt wieder abziehen. — Bei den meiſten der türkiſchen Sultane, wie gut ſie auch ſonſt geartet ſeyn mögen, gibt ſich doch größtentheils in deren Charakter bisweilen plötzlich ein verborgener Zug von Grauſamkeit kund. Auch Keikawus, obgleich die orientaliſchen

Geschichtschreiber ihm das Zeugniß eines freundlichen, wohlgestalteten und fein gesitteten Fürsten beilegen, ließ doch nach der fehlgeschlagenen Belagerung von Aleppo alle Befehlshaber seines Heeres, denen er die Schuld des mißlungenen Unternehmens beimaß, miteinander in ein Haus einsperren, dieses in Brand stecken und alle darin Eingesperrten lebendig verbrennen. — Nicht glücklicher war dieses Sultans Feldzug nach Mesopotamien, worüber er sich so sehr kränkte, daß er auf dem Rückzug erkrankte und in der Stadt Siwas starb.

5. Aus dem Gefängnisse, in welchem er fünf Jahre gelegen hatte, bestieg jetzt Alaeddin Krikobad, Bruder des verstorbenen Sultans, den Thron von Iconium oder Rum. — Krikobad war ein Prinz von seltenen Anlagen, dabei reich an selbst gemachten Erfahrungen, verband mit einem viel umfassenden Verstand ein nicht minder großes, edles Herz, und war unstreitig unter allen, in Kleinasien herrschenden Sultanen der größte und ausgezeichnetste; auch gewinnt die neunzehnjährige Periode seiner Regierung schon dadurch einen höhern Grad von Wichtigkeit, weil in dieselbe die ersten Anfänge des großen Dschengis-Chans, und der nachher beinahe den ganzen Erdboden in seinen Wurzeln erschütternden großen mongolischen Volksbewegung fallen. — Gleich nach seiner Thronbesteigung schloß Alaeddin Krikobad Friede mit dem Könige oder Fürsten von Armenien, und machte aus diesem ehemaligen Feinde seines Bruders einen eben so treuen, als thätigen und kräftigen Bundesgenossen. Mit Hülfe desselben besiegte er die Emirs von Mesopotamien und Amid, und erweiterte sein Gebiet durch Eroberung verschiedener Städte und Burgen, die er den Besiegten abnahm. Aber ein ungleich blutigerer und gefahrvollerer Kampf wartete seiner in dem neunten

Jahre ſeiner Regierung, als er mit dem Sultan von Chuowaresme in Krieg verwickelt ward, und zwar gerade mit Dſchelaleddin Minkberni, dem größten, talentvollſten, kühnſten und tapferſten unter allen Sultanen, die vor oder nach ihm jemals in Aſien geherrſcht haben.

6. Wohl möchte es hier der ſchicklichſte Ort ſeyn, unſere Leſer mit der, ſchon einigemal erwähnten Chuowaresmiſchen Dynaſtie, mit deren Macht und Größe etwas näher, obgleich nur in gedrängter Kürze bekannt zu machen. — Chuowaresme hieß ein ſchmaler, zwiſchen dem Oxus und dem ſchwarzen Meere gelegener Strich Landes, nördlich von dem Lande der Turcomannen, ſüdlich von Chorosan begrenzt*). Ein Türke war der Gründer der Chuowaresmiſchen Dynaſtie. Er hieß Touſcheking, war zuerſt der Sclave eines Emirs, der mit dem Amte eines Mundſchenken an dem ſeldſchiuckiſchen Hofe von Perſien auch die Statthalterſchaft von Chuowaresme verband, indem die Einkünfte dieſes Ländchens dem Mundſchenkenamt angewieſen waren. Touſchteking war hinkend, hatte aber viel Verſtand und Gewandtheit, und wußte ſich bei dem Sultan Malek-Schah ſo ſehr in Gunſt zu ſetzen, daß dieſer ihm nach dem Tode ſeines Herrn, des Emirs, deſſen Amt übertrug. Touſchteking erweiterte die Grenzen durch Eroberungen gegen Oſten und Weſten, und hatte ſeinen Sohn Mohamed Cothbedding, deſſen glücklichen Naturanlagen eine treffliche Erziehung zu Hülfe gekommen war**), zu ſeinem Nachfolger ſowohl im Hofamte als

*) Die Einwohner dieſes Striches Landes waren eine Miſchung mehrerer, von verſchiedenen Völkern abſtammender, und nach und nach in dieſer Provinz ſich niedergelaſſener Anſiedler. Sie hatten ihre ganz eigenen Sitten, und ihre Sprache war weder türkiſch noch perſiſch, ſchien jedoch von der letztern abzuſtammen.

**) Abulfeda ſagt von Mohamed Cothbedding und der

auch in der Verwaltung der, nun um Vieles bedeutender gewordenen Provinz. Obgleich ſchon unter Sultan Bariarocks Regierung Cothbeddins Anweſenheit in ſeiner Provinz immer nothwendiger ward; er ſelbſt auch durch Fortſetzung der Eroberungen ſeines Vaters zu immer höherem Anſehen und größerer Gewalt gelangte, blieb er dennoch ein treuer Vaſall des Sultans, begab ſich während ſeiner dreißigjährigen Verwaltung immer über das andere Jahr an den Hof von Meru, verſah dort ſein Mundſchenkenamt, ließ ſich nach Verlauf des Jahres von ſeinem Sohne Atſiz ablöſen, und löſ'te dann dieſen, wenn deſſen Jahr vorüber war, ebenfalls in ſeinem Amte wieder ab. In ſeinem doppelten Verhältniß als Mundſchenk und Statthalter einer Provinz, folgte dem edeln Cothbeddin deſſen Sohn Atſiz. Aber dieſer theilte nicht des Vaters Grundſätze von Edelmuth und Dankbarkeit. Er ſtrebte nach Unabhängigkeit, die er natürlicher Weiſe nur durch Empörung gegen die Wohlthäter ſeiner Familie erlangen konnte. Der große Sultan Sandſchar ſaß damals auf dem Throne der Seldſchiucken in Perſien. Dieſer durchſchaute den Atſiz und deſſen ſchwungſüchtige Plane; und es iſt gewiß ein ſchöner Zug in dem Charakter dieſes Sultans, daß er, obgleich ſein Verdacht gegen Atſiz nur zu gegründet war, ihn dennoch zu gehöriger Zeit in ſeine Provinz entließ. Ein perſiſcher Geſchichtſchreiber erzählt ſogar: Sultan Sandſchar habe, als Atſiz ſich von ihm beurlaubt und aus ſeiner Gegenwart entfernt hatte, zu den ihn umgebenden Emirs ge-

trefflichen Erziehung, die ihm ſein Vater hatte geben laſſen: «Muhammedem tanta cum curia erudiebat optimis artibus, ut a prudentia, ingeniique elegentia, et laudabili vitae moderamine deinceps inclaruerit et superarit aequales, et adspirante divina providentia, sufficiens condendae suae fortunae rebusque gerendis par cognitus fuerit (*Abulf.* Annal. Moslem. T. III.)

sagt: „dieß ist ein Pfeil von meinem Bogen, den ich nie mehr sehen werde.“ — Als nun die Umgebungen des Sultans denselben fragten, warum er denn, bei seiner festen Ueberzeugung von dem Abfall seines Vasallen, diesen nicht in Meru festgehalten habe; so erwiederte Sandschar: Atsiz habe ihm so wichtige und treue Dienste geleistet, daß er jede, auch die geringste Gewaltthätigkeit gegen denselben sich würde zum Vorwurf machen müssen. — Was der Sultan vorausgesehen hatte, geschah. Atsiz pflanzte die Fahne der Empörung auf, und trat in offenen Kampf gegen seinen Wohlthäter den Sultan Sandschar auf, ward aber völlig geschlagen, und floh hierauf in die Wüste; kam jedoch, sobald der Sultan mit seinem Heere nach seinen Staaten zurückgezogen war, wieder herbei, besetzte sein Land und, in der Empörung beharrend, nahm er jetzt sogar den Titel eines Schahs von Chuowaresme an. Noch zweimal mußte Sandschar gegen Atsiz ziehen, und beidemale ward dieser besiegt, jedoch jedesmal sogleich wieder von dem Sultan begnadigt. Aber Herrsch- und Ländersucht verschlangen bei Atsiz jedes Gefühl von Dankbarkeit. Er empörte sich auf das neue gegen seinen Lehnsherrn, ließ sogar einen Gesandten, den der Sultan ihm geschickt hatte, in einem Flusse ersäufen. Sandschar glaubte nun Strenge üben zu müssen, ließ Atsiz Sohn Ilid-Kilidsch, den ihm dessen Vater als Geisel übergeben hatte, hinrichten, und ernannte seinen Bruder Soliman zum Statthalter von Chuowaresme. Aber gegen diesen behauptete sich Atsiz in seinen Ländern, machte noch überdieß, besonders während Sandschars fünfjähriger Gefangenschaft bei den Ghusen, große Eroberungen weit über den Oxus und Gison hinaus bis an die südliche Spitze des Aralsee. — Wenige Monate vor der Entweichung des Sultans Sandschar aus der Gefangenschaft der Ghusen starb Atsiz, und in der Herrschaft über seine Länder folgte

ihm sein anderer Sohn, Il-Arslan. Als nach dem Tode Sandschars dessen ganzes Reich in Zerrüttung und Verwirrung gerieth, riß Il-Arslan einen großen Theil von Chorasan an sich. Aber nach Il-Arslans Tod (1172) entstand in dem, jetzt schon so weit ausgebreiteten, mächtigen chuowaresmischen Sultanate ein, viele Jahre dauernder Bruderkrieg. Il-Arslan hatte zwei Söhne hinterlassen, Alaedding Tacasch und Soltanschah. Der ältere, nämlich der dem Leser schon vielseitig bekannte Tacasch, war bei dem Tode seines Vaters abwesend, und nun benutzte die Mutter diesen Augenblick, und erhob ihren jüngern Sohn auf den Thron; ihre Absicht war, daß das Chuowaresmische Reich sollte getheilt werden, und ihr Liebling, Soltanschah das schöne Ostpersien, Tacasch aber die übrigen, bei weitem weniger reichen, wie bevölkerten, im Gegentheil noch große Steppen und Wüsteneien enthaltenden Länder erhalten. Da Tacasch sich zu einer Theilung des Reiches, und besonders zu einer so ungerechten Theilung unmöglich verstehen konnte; so kam es unter den beiden Brüdern zum Krieg, der um so länger dauern mußte, da die Kräfte derselben, so wie die Zahl ihrer Anhänger einander gleich waren, auch in Ansehung ihrer Talente keine große Ungleichheit bemerkbar war. Die Unruhen dauerten bei zwanzig Jahren, während welcher Zeit die streitenden Brüder nicht blos mit den Waffen, sondern auch mit diplomatischen Künsten einander zu bekämpfen suchten. Ein beinahe ununterbrochener Briefwechsel hatte unter ihnen Statt; und was das sonderbarste dabei war: sie schrieben einander in Versen, und zwar oft in sehr witzigen Versen, nicht minder begierig nach dem Preis der Dichtkunst als nach dem Throne eines der größten damaligen Reiche Asiens *). Erst Soltanschahs Tod machte den Un-

*) Während des ganzen langen Kampfes zwischen den

ruhen ein Ende, worauf Tacasch in den Besitz sämmtlicher chuowaresmischen Länder kam. Auch Tacasch dachte an Eroberungen, und die leichteste war unstreitig die des noch übrigen Restes der seldschiuckischen Besitzungen in Persien, deren er, wie wir schon berichteten, nach Togruls II. Tod sich bemächtigte, sie mit seinen weitläufigen Staaten vereinte, und die Statthalterschaft darüber seinem Sohne Mohamed Cothbedding übertrug. — Sultan Tacasch war ein talentvoller, in jeder Hinsicht großer und ausgezeichneter Prinz, eben so berühmt durch seine Liebe zu Künsten und Wissenschaften, und die weisen Einrichtungen, die er in seinen weitläufigen Staaten machte, als auch durch seine Tapferkeit und die Eroberungen, durch die er sein, ohnehin schon ungeheures Reich noch vergrößerte. Unter der Regierung dieses Sultans, wie auch dessen, an Talent und großen Eigenschaften dem Vater vollkommen gleichen Sohnes Mohamed Cothbedding, hatte das chuowaresmische Reich den höchsten Grad seiner Größe, seiner Macht und seines Glanzes erreicht. Von der südlichen Spitze des Aralsee erstreckte es sich bis tief nach Indien. Nur Könige und Königssöhne wurden würdig befunden, die Hofämter des Sultans von Chuowaresme zu bekleiden, und als Symbol seiner noch immer wachsenden Macht prangte auf seinen Fahnen und dem königlichen Zelte der, auch heut zu Tage dem türkischen Reiche noch leuchtende Halbmond. Die, zu den fünf Zeiten des Ta-

---

Brüdern blieb Soltanschah in dem Besitze von Chorasan, und Tacasch im Besitze von Chuowaresme und den übrigen Ländern. Letzterer ward von dem Großkhan der Tartaren, Soltanschah von seinen Nachbarn, den seldschiuckischen, nach Sandschars Tod auf einige Zeit unabhängig gewordenen Emirs unterstützt. Die Streitkräfte Beider blieben also einander ziemlich gleich (Herbelot unter dem Artikel Soltan-Schah.).

ges eingeführte, rauschende, alles übertäubende Heeresmusik durfte vor dem Palaste des Sultans nur von Königen und Prinzen gegeben werden; sieben und zwanzig derselben, die unterjochten Fürsten der Seldschiucken, Guriden, die Könige von Balch, Bamian, Buchara ꝛc. waren die Trommelschläger; sie hatten goldene Trommeln, und schlugen diese mit kostbar besetzten Perlenstäben. — Aber in dem Gefühle seiner alles überwiegenden Macht und in dem Bewußtseyn seiner, ihm eigenen Kraft reizte Mohamed Cothbedding, als er nach dem Tode seines Vaters, des Sultans Tacasch, den Thron bestiegen hatte, gleich in den ersten Jahren den furchtbaren Dschinggis-Chan auf eine, vielleicht nur jugendlichem Uebermuth zuzuschreibende Weise. — Nachdem Dschinggis-Chan den Kaschluck, Beherrscher von Karakathai, besiegt und überwunden hatte, und durch die Bergpässe südlich von Kaschgar bis an die Ufer des Amu vorgedrungen war, trennten nur einige Wüsteneien und herumziehende Horden Turkestans die beiden furchtbaren, unermeßlichen Reiche, nämlich das mongolische und chuowaresmische von einander. Indessen würde es dem Großchan, wenigstens für jetzt noch nicht, eingefallen seyn, einen Kriegszug gegen seinen mächtigen chuowaresmischen Nachbar zu unternehmen; hätte nicht selbst Mohamed Chothedding eine, und zwar sehr gebieterische Veranlassung dazu gegeben. Zwischen der Landschaft Mauarannahar und den Ländern Dschinggis-Chans hatte schon seit einiger Zeit ein nicht unbedeutender Caravannenhandel Statt, der aber, wie es scheint, auf Seite der Mongolen ein bloßer Passivhandel war. Dschinggis-Chan, dem es bald einleuchtete, welche Vortheile dadurch für seine Länder könnten gewonnen werden, besonders wenn seine Unterthanen einen thätigern, aktiven Antheil daran nehmen könnten, sandte demnach, als eines Tages chuowaresmische Kaufleute wieder nach Hause zurückkehrten,

mit denſelben eine zahlreiche Caravanne ſeiner eigenen Unterthanen, und ordnete denſelben noch drei ſehr vornehme Männer ſeines Hofes bei, welche den Auftrag hatten, alle auf dieſen Handel ſich beziehende Verhältniſſe genau zu erforſchen, und um demſelben eine den Mongolen einträglichere Richtung zu geben, die nöthigen Verhandlungen mit der chuowaresmiſchen Regierung anzuknüpfen. Als aber dieſe Caravanne in Otrar*) ankam, glaubte der Befehlshaber der Stadt in den drei, ihr beigeordneten mongoliſchen Beamten, bloße Späher und Vorboten eines baldigen feindlichen Einfalls zu erblicken. Dieſe Vermuthung ward nun bei demſelben durch die Hoffnung, in dieſem Falle der ganzen Caravanne ſich bemächtigen und dadurch nicht wenig bereichern zu können, zur Gewißheit erhoben. Die Waaren wurden alſo geplündert, und die drei Abgeordneten des Dſchinggis-Chan verhaftet. Natürlicher Weiſe mußte der Befehlshaber von Otrar dieſen Vorfall dem Sultan von Chuowaresme berichten; ſtellte aber wahrſcheinlich die Sache auf eine Art vor, daß auch Cothbedding die drei Mongolen, trotz des Anſehens, in welchem ſie bei dem Großchan ſtanden, für Spione, die einen feindlichen Einfall vorbereiten und erleichtern ſollten, halten mußte, daher auch nach Otrar den Befehl ſandte, alle drei auf einem der öffentlichen Plätze der ungeheuern Stadt hinrichten zu laſſen. Als Dſchinggis-Chan von der Ermordung ſeiner Abgeordneten Kunde erhielt, glaubte er anfänglich, daß der Befehlshaber von Otrar, ohne Vorwiſſen

*) Otrar war eine ungeheure, zwiſchen dem zwei- und dreiundvierzigſten Grade nördlicher Breite gelegene Stadt. Sie hatte über eine Meile in der Länge, und eben ſo viel in ihrer Breite, und da ſie viel Ackerland, Wieſen und Weideplätze in ſich faßte, ſo ſchien ſie einer ganzen, mit einer Mauer umgebenen Landſchaft weit ähnlicher als einer einzelnen Stadt.

seines Herrn, des Sultans, blos aus Raubsucht und eigener Grausamkeit diesen Frevel begangen habe. Er ordnete also einen seiner vornehmsten Hofbeamten an den Sultan von Chuowaresme mit einem, in den freundlichsten Ausdrücken abgefaßten Schreiben, in welchem er sich blos über die, in der Person seiner Abgeordneten ihm von dem chuowaresmischen Statthalter zugefügten schweren Beleidigung beklagte, und zur Genugthuung von dem Sultan begehrte, daß er ihm jenen eigenmächtigen Befehlshaber zu gerechter Bestrafung ausliefern möchte. Aber Cothbedding, der, bethört von seinem Stellvertreter in Otrar, nun in Dschinggis-Chan schon einen sichern Feind erblickte, würdigte das freundliche Schreiben gar keiner Erwiederung, und ging endlich in seiner Verblendung so weit, daß er die, sogar von den wildesten, uncultivirtesten Nationen anerkannte Heiligkeit des Völkerrechts verletzte, und auch den Gesandten des schon so übermächtigen Chans tödten ließ. Der Krieg war jetzt unvermeidlich. Unaufhaltsam ergossen sich die Mongolen, alles unmenschlich verheerend und verwüstend, über alle Länder des Sultans diesseits und jenseits des Oxus; über Otrar und Redscheud, über Fenaket und Choctschend, über Buchara, Samarkand und Chuowaresme; und bald stand der Greuel der Verwüstung mitten in dem Herzen Persiens. Kühn und entschlossen trat zwar Cothbedding dem furchtbaren Sturm entgegen; konnte jedoch nicht verhindern, daß Städte, wie Otrar, Samarkand, Sogd, Buchara, trotz ihrer unermeßlichen Bevölkerung und dem verzweifelten Widerstand ihrer zahllosen, waffenfähigen Einwohner, schnell nach einander erobert, in Trümmer verwandelt und unter deren Schutte auch ihre ganze bisherige hohe Cultur, Kunst und Wissenschaften, Bibliotheken und hohe Schulen, Betriebsamkeit, Kunstfleiß, Handel, Reichthum, nebst allen Moscheen, öffentlichen Ge-

bäuden und den herrlichsten Monumenten begraben wurden. Zwar führte Cothbedding den Krieg mit vieler Besonnenheit und wahrhaft strategischer Umsicht; aber auch Dschinggis-Chan und dessen Unterfeldherren waren keine rohen Schüler in der Art Krieg zu führen, und endlich mußten auch alle Kriegskunde und kriegerischen Erfahrungen Cothbeddings an den ganz unzählbaren, nur mit den Zügen der Heuschrecken zu vergleichenden Heeren der Mongolen, an deren wilden Tapferkeit und, was besonders hier auffallend ist, an der bei ihnen eingeführten, ächt altrömischen Disciplin scheitern. Ueberhaupt waren blos im Zerstören, Morden und Verwüsten die Mongolen nicht sowohl Barbaren, als vielmehr reissende, nur ihrer äussern Gestalt nach dem Menschen ähnliche, jedoch jeder menschlichen Empfindung völlig beraubte wilde Bestien; aber in allem Uebrigen, in ihren innern, kriegerischen wie bürgerlichen Einrichtungen standen sie auf nichts weniger als auf einer noch sehr niedrigen Stufe von Cultur. — Neun Jahre bestand Cothbedding mit unerschütterlichem Muth den ungleichen Kampf, ward zwar mehrmals besiegt, aber nie überwunden, floh bald nach Indien, bald jenseits des caspischen Meeres, bald in Wüsteneien oder auf unbezwingbare Bergfesten, erschien dann jedesmal schnell wieder mit erhöhetem Muthe und erneuten Streitkräften, und ward überhaupt wegen seines oft und schnell wechselnden Schicksals von Macht und Ohnmacht, von Größe und Erniedrigung, von Glück und gränzenlosem Elend, eine in der Weltgeschichte höchst merkwürdige, in ihrer Art vielleicht ganz einzige, aber zu den ernstesten Betrachtungen führende Erscheinung. Er starb im Jahre 1224, und gerade in dem Augenblick, als er die höchst traurige Kunde erhielt, daß die dem Anschein nach unüberwindliche Festung, in die er seine Gemahlin und Kinder gerettet hatte, den mongolischen Horden

in die Hände gefallen sey. Ihm folgte sein noch größerer Sohn Dschelaleddin Minkberni. Obgleich der letzte der chuowaresmischen Sultane, war Dschelaleddin doch unstreitig bei weitem der größte, kraftvollste und merkwürdigste von allen; unsterblich sowohl seiner persönlichen Schicksale, als auch seiner, beinahe unglaublichen, an das Wunderbare grenzenden Heldenthaten wegen *). — Als die Mongolen sich jener Feste bemächtigten, wohin Cothbeddin seine Familie geflüchtet hatte, bekamen sie auch Dschelaleddin in ihre Gewalt. Durch seine Schlauheit entwischte er zwar wieder ihren Händen, fiel jedoch bald darauf in einen Hinterhalt, ward auf das neue ihr Gefangener, setzte sich aber sogleich wieder, und zwar blos durch die Stärke seines unüberwindlichen Arms in Freiheit und kam glücklich nach Gazna, wo er willkommene Aufnahme fand, in kurzer Zeit eine Macht von hunderttausend Mann um sich schuf, und nun den von seinem Vater ererbten Krieg gegen die Mongolen mit einem selbst von seinen Feinden bewunderten Heldenmuthe **) und unter einem, nicht minder merk-

*) Von den wunderbaren, beinahe ununterbrochenes Erstaunen erregenden Ereignissen in dem Leben des großen Dschelaleddins, wie auch seines Vaters, können wir unsern Lesern erst dann einen umständlichen Bericht ertheilen, wenn wir ihnen die, in der Welt-, Völker- und Culturgeschichte so merkwürdige, höchst interessante, ganz Asien ein neues Gepräge aufdrückende Geschichte der Mongolen und der von ihnen gegründeten Reiche zu seiner Zeit werden vorzutragen haben.

**) Als er sich einst in Gegenwart eines zahlreichen mongolischen Heeres über einen Fluß zurückzog, ward selbst Dschinggischan von Bewunderung über die, so eben unter seinen Augen verrichteten Heldenthaten so sehr hingerissen, daß er seinen Leuten bei Todesstrafe verbot, auf den sich zurückziehenden Sultan zu schie-

würdigen Wechſel glücklicher und unglücklicher Ereigniſſe bis an ſeinen Tod fortführte.

7. Wir faſſen jetzt den, auf einen Augenblick abgebrochenen Faden der Regierungsgeſchichte des großen Sultans Alaeddin Keikobad von Iconium wieder auf. Im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung ward derſelbe auch, wie wir ſchon erwähnten, in einen Krieg mit Dſchelaleddin verwickelt. Dieſer war, als in der mongoliſchen Völkerfluth eine Ebbe eintrat, weil Dſchinggischan mit einem neuen Eroberungsplan gegen das ſüdweſtliche Reich in China ſich beſchäftigte, über den Indus zurückgekommen, und hatte in kurzer Zeit wieder Chuowaresme und ganz Perſien beſetzt. Bald darauf ſtarb Dſchinggischan, und da während des, gleich nach ſeinem Tode eintretenden Zwiſchenreiches, Dſchelaleddin nichts von den Mongolen zu befürchten hatte, ſo miſchte er ſich jetzt auch in die Angelegenheiten des weſtlichen Aſiens. Das Haupt der damals in Meſopotamien und Armenien herrſchenden Eyubiden war Malek el Aſchraf. Dieſer zerfiel mit ſeinem Bruder el Moabbam, der, weil der Hülfe bedürftig, ſich an den Sultan von Chuowaresme wandte und mit demſelben ſich verband. Dſchelaleddin erſchien nun vor der ſehr bedeutenden Feſtung Achlat. Dieſe lag in der Gegend des, beinahe das ganze Jahr mit Schnee bedeckten armeniſchen Gebirges. Zwei Mal mußte der Chuowaresmer unverrichteter Dinge vor derſelben wieder abziehen. Als er ſie aber zum dritten Male belagerte, da zog der Sultan von Iconium mit zwanzigtauſend Reitern, zu denen noch fünf Tauſend des Herrn von Meſopotamien, nämlich des mit ihm verbündeten Eyubiden Malek el Aſchraf ſtießen,

ßen. (*Herbelot*, Biblioth. Orient.: unter dem Titel Gellaledin.)

zum Entsatz der Festung heran. Bevor jedoch dieses verbündete Heer ankommen konnte, hatte Dschelaleddin Achlat schon erobert und diese Stadt mit einer, seinen Kriegsruhm nicht wenig befleckenden Grausamkeit behandelt. Aber nun kam es sogleich zu einer entscheidenden, dreitägigen Schlacht, die blutigste, welche die Geschichte des Islams kennt, und in welcher der Sultan von Chuowaresme völlig geschlagen ward. Aber diese Niederlage beugte nicht Dschelaleddins Stolz. Trotzig verwarf er alle, und selbst die billigsten Friedensanträge, die ihm der Sultan Alaeddin machte, und würde den Krieg mit noch größerer Anstrengung fortgesetzt haben, hätte nicht der Mongolen neuer Einbruch in Persien ihn daran gehindert. — Aber einen nicht minder gefährlichen Kampf hatte Alaeddin einige Jahre darauf mit Malet Kamil, Herrn von Aegypten, zu bestehen. Dieser bot seine ganze Macht gegen den Sultan von Iconium auf. In seinem Heere dienten sechszehn, theils ihm unterwürfige, theils mit ihm verbündete Könige. Dieses Heer blieb jedoch an den Ufern des, das Reich Iconium von dem syrischen Gebiete trennenden Flusses Calycadnus stehen. Nur der Emir oder Fürst von Gama ward mit ein paar tausend Reitern über den Euphrat nach Charpurt detaschirt, aber von Alaeddin sogleich dort belagert, zur Uebergabe gezwungen und hierauf sehr freundlich, sogar noch mit einem Ehrenkleide beschenkt, von Alaeddin frei entlassen. Im folgenden Jahre zerstreute sich das große ägyptische Heer von selbst, worauf der Sultan von Iconium sich der Städte Harran und Roha bemächtigte, auch noch mehrere andere Städte, als Erfendschan, Tschemischeck, Alaje (das alte Side) eroberte und mit seinem Reiche vereinte. Achlat*)

*) Für einen Sultan von Iconium war der Besitz von Achlat von ganz ungemeiner Wichtigkeit. Durch diese, durch Natur und Kunst beinahe unüberwindlich ge-

war schon früher wieder in seine Hände gefallen; und von jetzt an ward die Regierung dieses großen Sultans von keinem äußern Feinde mehr beunruhiget.

8. Mit der Größe und dem Glanze eines Eroberers vereinte Alaeddin in sich auch das noch weit wesentlichere Verdienst eines weisen, gerechten und milden Fürsten. Selbst wissenschaftlich gebildet, war er ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, und verdiente um so mehr die Huldigung aller Gelehrten, da er sie nicht nur schützte und ehrte, sondern bisweilen ihnen sogar mehr als gebührende Ehre erzeigte. Als z. B. der Kaliph von Bagdad ihm den Ehrentitel: der Größte der Sultane ertheilte, und mit dem Diplom darüber den Schehabeddin Sührwedi, welchen man für den größten Gesetz- und Rechtslehrer Persiens hielt, ihm sandte, schickte Alaeddin diesem Botschafter, blos dessen großer Gelehrsamkeit wegen, fünftausend Reiter und alle Ulemas und Scheiche, um ihn zu bewillkommen, entgegen. Einen glänzendern und schmeichelhaftern Empfang hätte kaum der Kaliph selbst erwarten können. — Auch alle die, durch die verheerenden Einfälle der Mongolen aus Otrar, Samarkand, Bochara und noch anderer Städte Persiens vertriebenen Gelehrten flohen jetzt nach Kleinasien und fanden bei Alaeddin Schutz und willkommene Aufnahme, und an seinem Hofe und unter seinem Schirm lebte auch der, von den Mohame-

---

machte Festung wurden nicht nur die Christen in Armenien im Zaume gehalten, sondern sie diente zugleich jeder Unternehmung des Sultans auf das flache Land von Syrien zu einem sichern, dieselbe um vieles erleichternden Stützungspunct. Eben so konnte diese Festung auch die Fortschritte eines von dieser Seite einbrechenden Feindes lange Zeit aufhalten; obgleich sie, wie wir sogleich sehen werden, gegen den alles mit sich fortreißenden Strome der Mongolen kein sehr lange haltbarer Damm war.

danern aller Secten als heilig geprieſene Mewlana, Stifter eines der angeſehenſten Derwiſchordens, nämlich der, auch heut zu Tage noch in dem türkiſchen Reiche blühenden Derwiſche Mewlewi *). — Ungeachtet der großen Liebe Keikobads zu den Wiſſenſchaften, ſchenkte er dieſen doch nur jene Stunden, die er den Staatsgeſchäften ohne deren Nachtheil entziehen konnte. Der Tag war bei ihm in drei Theile getheilt; den einen Theil widmete er der Regierung ſeines Reiches, den andern dem Umgange mit Gelehrten und Scheichs, und den dritten endlich den Wiſſenſchaften, vorzüglich dem Studium der Geſchichte, die ihm jedoch nicht bloß zur Befriedigung einer, wenn auch an ſich lobenswerthen Neugier, ſondern als eine an Erfahrungen jeder Art reiche Lehrerin dienen ſollte. Beſonders zog die Regierungsgeſchichte der perſiſchen Sultane ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; und ſo wurden für ihn der dem Leſer ſchon bekannte Gaznavide Sultan Mahmud als Eroberer, und Cabus **), der Sohn Wiſchmagirds,

*) Von Hammer, Geſchichte des osmaniſchen Reiches, I. S. 53.

**) Wiſchmagird ſtand anfänglich in dem Dienſte der Samaniden, ſchwang ſich bald zu den erſten Ehrenſtellen empor, und als er die Provinz Georgian erobert hatte, gab der Sultan Nu ſie ihm zum Eigenthum. In der Regierung folgte dem Wiſchmagird ſein jüngerer Sohn Cabus, nachdem deſſen älterer Bruder, nach kurzer Herrſchaft, bald nach dem Tode ſeines Vaters Wiſchmagird ebenfalls geſtorben war. Nach dem Zeugniß perſiſcher wie arabiſcher Geſchichtſchreiber war Cabus ein ſehr weiſer, gelehrter, ungemein aufgeklärter Fürſt, geſchmückt mit Dichtertalent, und in vorzüglichem Maße auch mit der Gabe der Wohlredenheit. Seine Briefe, die er an benachbarte Sultane oder deren Vezire ſchrieb, waren ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung; man ſagte von denſelben, ſie ſeyen mit der Feder eines himmliſchen Pfauen geſchrieben. (Die Mohamedaner nannten die

als ein ganz vorzüglich aufgeklärter Fürst die großen Vorbilder, denen er ähnlich zu werden sich bestrebte. So wie der Tag war auch die Nacht bei Alaeddin in drei

---

Engel himmlische Pfauen.) — Durch Eroberung der Provinz Tabestan und noch einiger anderer Gebiete vergrößerte Cabus sein, vorher in ziemlich enge Grenzen eingeschlossenes Reich, ward aber, nachdem er mehrere Jahre glücklich und ruhmvoll geherrscht, und durch seine strenge und unparteiische Rechtspflege seine unruhigen, stets zum Aufruhr geneigten Emirs gegen sich erbittert hatte, von denselben, während der Abwesenheit seines Sohnes, plötzlich überfallen, als Gefangener in ein entferntes festes Schloß geführt, und sein Sohn Manugeher von den Aufrührern auf den Thron erhoben. Anfänglich mußte derselbe sich freilich dem Willen der aufrührerischen Emirs fügen. Aber sobald er sich auf dem Throne nur einigermaßen befestiget sah, eilte er nach dem Schloß Gefangsenk, wo sein Vater gefangen saß, warf sich demselben zu Füßen, küßte vor ihm die Erde und, nachdem er ihm seine Unschuld betheuert hatte, ersuchte er ihn, mit ihm zurückzukehren und die Herrschaft wieder zu übernehmen. Aber Cabus, gerührt durch diesen ungeheuchelten Beweis kindlicher Liebe und kindlichen Gehorsams, dabei auch groß genug, um einen Thron zu verschmähen, nahm des Sohnes Anerbieten nicht an, sondern überließ ihm mit seinem Segen zugleich auch das väterliche Reich. Cabus kehrte jedoch nicht wieder nach Georgian zurück. Er blieb auf dem Schloß, auf das er war gebracht worden, obgleich nicht mehr als ein Gefangener, sondern aus freier Wahl, und weil er indessen die Einsamkeit liebgewonnen hatte. Aber bei Allem dem starb Cabus endlich doch an Gift, welches ihm jene Emirs, obgleich Manugeher in seinem wie in seines Vaters Namen ihnen Verzeihung und völlige Straflosigkeit zugesichert hatte, dennoch heimlicher Weise beibringen ließen, blos weil sie stets in Sorgen schwebten, daß doch vielleicht eines Tages noch Cabus seinen Sohn auffordern könnte, wegen der ihm zugefügten Beleidigungen, Rache zu nehmen. — (*Herbelot*, Biblioth. Orient. unter dem Artikel Cabus.)

Theile getheilt; den einen gönnte er dem Schlafe, den andern dem Gebete und den dritten der Lectüre ethischer und religiöser Schriften. — Nicht nur ein Freund der Wissenschaften, sondern auch der Künste, liebte Alaeddin vorzüglich die Baukunst Zwei Städte, die daher auch seinen Namen trugen, Alaje und Kobadije hatten ihm ihr Daseyn zu danken, und die meisten Städte seines Reiches, wovon Conia seine Residenz, Amasia, Siwas, Anamur die vorzüglichsten waren, schmückte und verherrlichte er durch Errichtung schöner öffentlicher Gebäude und einer Menge Moscheen, Klöster, Akademien und Karavanseraien. — Nur Schade, daß dieser treffliche Fürst so frühzeitig seinen Völkern entrissen ward. Seine glückliche und glorreiche Regierung hatte nur die Dauer von siebzehn Jahren. In dem, in der Nähe von Erserum von ihm erbauten Palaste von Kobadije starb Alaeddin Keikobad leider an Gift, und zwar ihm gereicht von der Hand seines eigenen Sohnes Ghajaßeddin Keichosrew. — In der Schule der Leiden und bitterer Erfahrungen, wie in den Armen der Einsamkeit*), dieser sinnigen Lehrerin des thätigen geselligen Lebens, wo jede herrliche Naturanlage stets zu ihrer völligen Reife gelangt, hatte auch Alaeddin sich zu jenem großen Fürsten gebildet, der unstreitig weit über alle Sultane hervorragt, die selbst seit Togrulbeck aus der, übrigens an kräftigen und talentvollen Fürsten nichts weniger als unfruchtbaren Dynastie der Seldschiucken hervorgegangen waren.

9. Den ruchlosen Vater- und Königsmörder erreichte doch ebenfalls nach wenigen Jahren die rächende Hand ewiger Gerechtigkeit. Nachdem Ghajaßeddin Keichosrew sechs Jahre auf dem mit dem Blute seines

*) Nämlich eilf Jahre in Constantinopel als freiwillig Verbannter, und fünf Jahre im Gefängniß während der Regierung seines Bruders.

Vaters besudelten Throne geschwelgt und alle seine Launen und Lüste befriediget hatte, fielen die Mongolen in das Reich ein, eroberten alle, das Land deckende Grenzfesten, und als bei dem bloßen Anblick des Feindes das Heer des Sultans aus panischem Schrecken die Flucht ergriffen hatte, floh der kraft- und muthlose Sultan in ein, tiefer im Innern seines Landes liegendes Schloß, und sandte von da aus durch Botschafter den Akt seiner völligen Unterwerfung an den Chan. Aber darüber ergrimmten die Großen von Iconium, nannten den Sultan einen Verräther des Reiches, und setzten, nachdem sie den schändlichen Vatermörder ermordet hatten, dessen beide noch unmündige Söhne zur gemeinschaftlichen Regierung auf den Thron. Diese wurden zwar von dem Chan in Bagdad, dem furchtbaren Holaku, der so eben das Kaliphat gestürzt und den letzten Kaliphen mit Keulen hatte erschlagen lassen, in der Herrschaft bestätiget*). Aber ihre Regierung wie auch jene der wenigen auf sie noch folgenden Sultane verdient keine Erwähnung. Auf ihren Thronen waren sie sämmtlich elende, zitternde Sclaven der Chane in Bagdad, die sie nach Willkühr einsetzten, ihnen Gesetze vor-

*) Von den beiden Brüdern hieß der ältere Rocneddin, der jüngere Aßeddin. Ihre gemeinschaftliche Regierung dauerte jedoch nur kurze Zeit. Rocneddin bemächtigte sich der Alleinherrschaft. Aßeddin floh nach Constantinopel, wo er wegen einer gegen den Kaiser Michael Paläologus angezettelte Verschwörung nach dem Schlosse Aimos gebracht, bald darauf von einem Enkel Dschinggischans, der über die Tataren in Kamtschack und der Krimm herrschte, aus seiner Haft befreit, und endlich mit der Tochter des Chans vermählt, der ihm einige Bezirke in der Krimm als Lehen ertheilte. — Der ältere Bruder Rocneddin ward nach kurzer Regierung, auf Befehl des mongolischen, in Bagdad residirenden Chans Abaka erdrosselt.

schrieben und, wenn sie ihnen mißfielen, in Gefängnisse werfen und darin erwürgen ließen. Der letzte derselben war Alaeddin, der Dritte dieses Namens. In ihm schienen wieder einige Funken ächter Herrschergröße zu glimmen. Er erfocht bedeutende Vortheile über aufrührerische Turcomannen, wie auch gegen mongolische Heere, ward aber nun, auf Veranstaltung des darüber im höchsten Grade gereizten Chans, meuchlerisch ermordet. Auch sein Sohn Ghajaßeddin, ein grausamer, blutdürstiger Prinz ward, wenige Tage nach dem Tode seines Vaters, ebenfalls von den Mongolen ermordet, und mit ihrem Tode erlosch nun, nach einer Dauer von etwas mehr als dreihundert Jahren, auch die Dynastie der Seldschiucken von Iconium (1307). Da das mongolische Reich in Persien bald darauf zu sinken anfing, so theilten sich turcomannische Horden in das ehemalige Reich von Iconium, das heißt in Kleinasien, das nun in zehn Theile zersplittert, zehn Beherrscher zählte, die beinahe hundert und fünfzig Jahre die kleinasiatischen Provinzen drückten, bis endlich bei dem Emporkommen des neuen, auch heut zu Tage noch bestehenden osmannischen Türkenreiches, auch ganz Kleinasien wieder vereint und dem osmanischen Scepter unterworfen ward*).

*) Bei Erzählung der türkisch-seldschiuckischen Dynastie mußten wir uns einen großen Vorgriff in der Geschichte erlauben. Aber dazu glaubten wir uns berechtiget, weil, zu größerer Verständniß der noch lange dauernden Kreuzzüge, ein allgemeiner Ueberblick über die Lage und den damaligen Zustand des Orients durchaus nothwendig ist, jedoch durch öfteres Abbrechen und Wiederanknüpfen mehr verwirrt als erleuchtet werden würde. Ueberhaupt dauern im Orient die heftigen, Reiche einstürzenden, auf deren Trümmern neue hervorrufenden, und auch diese bald wieder über den Haufen werfenden Erschütterungen noch über zweihundert Jahre fort. In dieser leider nur zu langen Pe-

VII.

Syrien und Aegypten.

1. Syrien, auf länger als ein Jahrhundert der Schauplatz wichtiger Ereignisse und der lebendigsten, kriegerischen wie politischen und merkantilischen Thätigkeit, aber in mehrere kleine Staaten und Fürstenthümer zersplittert, stand noch immer unter der Herrschaft syrischer Atabeken, die, obgleich noch in gewissen Abhängigkeitsverhältnissen von dem Sultan in Bagdad, dennoch alle Rechte selbstständiger Fürsten usurpirten, Kriege anfingen, von einander Eroberungen machten, Friede schlossen, Bündnisse eingingen, Städte und Ländergebiete vertauschten ꝛc. Der Mäch-

---

riode ist Asiens Geschichte ein unaufhörliches Hin- und Herströmen wilder Wogen und Wellen, wovon immer die eine die andere wieder verschlingt, während über diesen grenzenlosen, tosenden und nichts als Trümmer von Reichen und Thronen und Millionen Leichen erwürgter und vertilgter Völker ausschäumenden Ocean nirgend ein, alles nach festen Gesetzen ordnender Geist zu walten scheint *). — Erst als die wilden Gewässer der zweiten, ganz Asien durchwühlenden mongolischen Ueberschwemmung unter Timur-Link sich wieder verlaufen hatten, und es nach Timurs Tod dem großen Sultan Muhamed I. **) gelungen war, dem neuen osmanischen Reiche von Außen und Innen mehr Stärke und Glanz zu geben, gewinnt der Orient wieder eine feste, bleibende Gestalt, mithin auch dessen Geschichte mehr Stetigkeit, innere Gediegenheit und befriedigenden Zusammenhang.

*) Daß jedoch alles dieß in dem weisen Plan göttlicher Weltordnung und Weltregierung lag, darüber kann keinem Vernünftigen einiger Zweifel vorschweben. Man will hier oben nur sagen, daß dieser Plan, weil es der allweisen Vorsehung Gottes so gefiel, in Dunkel eingehüllt, dem forschenden Blick des Menschen verborgen blieb.

**) Muhameds I. Vater, Bajazid I., der von Timur überwunden und gefangen genommen ward, und gleich in dem ersten Jahre seiner Gefangenschaft starb, war der erste, der aus dem Geschlecht der Osmanen den Sultanstitel führte.

tigste derselben war zur Zeit des zweiten Kreuzzuges Nourreddin, Sohn des dem Leser schon schreckenhaft bekannten Zenki, des Eroberers von Edessa und furchtbarsten Feindes der Christen. Als dieser, während der Belagerung einer arabischen Burg, unter den Dolchen der Assasinen fiel, war sein jüngerer Sohn Nourreddin bei ihm und erhielt von dem sterbenden Vater dessen Siegelring. — Obgleich die unmenschliche, jedes natürliche Gefühl verleugnende Grausamkeit, mit der er, wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters, gegen die von ihm abgefallene, aber auch sogleich wieder von ihm eroberte Stadt Edessa und deren Einwohner verfuhr, und die Kaltblütigkeit, mit der er unmittelbar selbst der Mordlust seines Heeres einen so ungeheuern Spielraum öffnete und das Blut der unglücklichen Einwohner, wovon doch der größte Theil schuldlos war, indem nur Wenige die Stadt dem jungen Joscelin verrathen hatten, dennoch ohne alles Erbarmen stromweis vergoß; obgleich dieser wilde Blutdurst und die schreckliche Rache, die er, ohne Unterschied der Schuld oder Unschuld, wie des Alters und des Geschlechts an den wehrlosen, bejammernswerthen Einwohnern nahm, mit dem weit mildern und gütigern Betragen seines Vaters, der doch aus seinem tiefgewurzelten Haß gegen die Christen nie ein Geheimniß gemacht hatte, so furchtbar contrastirte, mithin zu keiner großen Hoffnung auf eine menschenbeglückende Regierung dieses Fürsten zu berechtigen schien; so geben doch alle orientalischen wie abendländischen Geschichtschreiber dem Nourreddin das einstimmige Zeugniß eines eben so milden, als weisen, thätigen und staatsklugen Regenten, eines Fürsten von ächter, von jedem religiösen Fanatismus gereinigten Frömmigkeit, der seine Regierung nur auf Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsliebe zu gründen bemüht war*).

*) In jedem religiösen falschen Wahn liegt der Fana-

tismus im Keime. Je mehr der Mensch sich jenem hingibt, je mehr er darüber brütet und endlich von ihm durchdrungen wird, je mehr verfinstert sich auch sein Verstand und verengt sich sein Herz. Kommen nun alsdann noch äußere Umstände hinzu, werden, wenn er ein Mächtiger dieser Erde ist, sein Stolz, sein Ehrgeiz, seine Herrschsucht ꝛc. verletzt und gereizt, oder wähnt er, daß sein zeitliches Interesse, in welchem er völlig versunken ist, auf vorgeblich religiösem Wege könne befördert werden; dann wird auch bald Fanatismus sich seiner gegen alle jene bemächtigen, in denen er seine Gegner erblickt, und die zugleich auch seiner sogenannten Religionsparthei nicht anzugehören das Glück haben; und er wird dann um so mehr wüthen, als er, durch eine nur allzugewöhnliche Selbsttäuschung, die Heftigkeit seiner Leidenschaften für religiösen Eifer halten, daher auch jene nur desto ungestörter zu befriedigen sich berechtiget glauben wird. Ist wirklich das Zeugniß, welches die Geschichtschreiber dem Atabeken ertheilen, gegründet und vorurtheilsfrei, war er wirklich ein milder, Gerechtigkeit liebender Fürst: woher alsdann die grausenvolle, Abscheu erregende Behandlung einer größtentheils schuldlosen Bevölkerung von beinahe hunderttausend, ihm ähnlichen menschlichen Wesen; und überdieß noch die grenzenlose Barbarei, mit der er selbst gegen die leblosen Gebäude der Stadt wüthete, und die herrlichsten, nicht blos seiner Zeit, sondern auch der Nachwelt angehörenden Denkmäler in Trümmer und Schutt verwandelte? Offenbar kann man davon bloß in dem so eben Gesagten einen hinreichenden Erklärungsgrund finden. Nourreddins sogenannte, und selbst von Abulpharag, der jedoch nicht der katholischen Kirche, sondern einer von ihr getrennten Secte angehörte, so sehr gepriesene muselmännische Frömmigkeit war demnach nichts weniger als von Fanatismus, und zwar von einem Fanatismus höchst schrecklicher Art gereiniget. — Nur die Wahrheit — und gibt es eine andere positive, als allein nur göttliche Wahrheit? — Also nur die Religion Jesu ist dem Fanatismus unzugänglich; denn da sie alle zeitlichen und gesellschaftlichen, wie ewigen ver-

hältnisse des Menschen mit heiligem Aufschwung behandelt, ihnen eine weit höhere Würde ertheilt, läßt sie auch den, der von ihr durchdrungen ist, alles, was ihn umgibt, im Lichte der Wahrheit, das heißt im göttlichen Licht schauen, lehrt ihn dabei, auf alles ihr erstes und höchstes Gebot, nämlich das Gebot der Liebe anzuwenden, und selbst ihre ärgsten und boshaftesten Gegner mit keinen andern Waffen, als nur mit den, am Ende stets siegreichen Waffen des Gebetes zu bekämpfen. Findet man auch bisweilen in der Geschichte, daß Solche, die sich äußerlich zu dem Namen Jesu bekannten, dennoch Andersdenkende als ihre ärgsten Feinde betrachteten, und mit einer, an Fanatismus grenzenden Wildheit gegen sie wütheten, so rührt dieß bloß daher, weil diesen Wüthenden der wahre Geist der Religion Jesu völlig fremd war, weil sie von der Religion nur deren äußeres Gewand, und dieß nicht einmal sinnig, kannten; daher auch durchaus nicht den wahren Söhnen der, alle ihre Kinder, selbst die verirrten und sie schmähenden und lästernden Kinder, dennoch mit beinahe gleich zärtlicher, mütterlicher Liebe umfassenden, katholischen Kirche beizuzählen sind.

2. Nourreddin schlug seinen Sitz in Aleppo auf, unstreitig der reichsten und bevölkertesten Stadt von ganz Syrien*). In den Besitz von Mossul wurde

*) Aleppo war eine der reichsten, vielleicht die reichste Handelsstadt der ganzen damals bekannten Welt, und ihr Besitz überwog den Besitz eines ganzen Fürstenthums. Da diese Stadt der Mittelpunkt und die Niederlage des gesammten Welthandels war, und ihre Märkte von allen handeltreibenden Völkern nicht nur Asiens, sondern auch aus Afrika und dem Abendlande besucht wurden; so war der Reichthum dieser Stadt ganz ungeheuer, und mit diesem standen nun auch in ganz richtigem Verhältnisse die jährlichen Einkünfte, welche in den Schatz ihrer Beherrscher flossen. In seinem größten Flor stand Aleppo unter der Regierung der Hamadaniden im zehnten und eilften Jahrhundert. Aber ungeachtet der vielen, diese Stadt oft sehr hart berührenden Revolutionen, erhielt sie sich

von den dortigen Emirs Nourreddins älterer Bruder Seiffeddin Gazi gesetzt. Aber das von seinem Vater gebildete tapfere Heer, das längst schon blos das Lager als sein Vaterland betrachtete, ward das Erbtheil Nourreddins. Dieser zerfiel anfänglich mit seinem ältern Bruder, beseitigte aber bald alle Streitigkeiten mit demselben, und Sieffeddin Gazi, seines jüngern Bruders geistige Superiorität anerkennend und ehrend, ließ ihn eben so unumschränkt in Mossul wie in Aleppo herrschen. Nourreddin ward ein Eroberer. Er unterwarf sich Kurdistans kriegerische Stämme, führte glückliche Kriege gegen die Christen in Syrien,

---

doch viele Jahrhunderte hindurch in einem ungemein blühenden Zustande. Zu Folge der Nachrichten eines orientalischen Gelehrten belief sich noch in dem Jahre 600 der Hedschra (also am Ende des 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts) der Betrag sämmtlicher Einkünfte, welche die Regierung aus Aleppo bezog, auf sechs Millionen und neunmal hunderttausend Dirsems (der Dirsem ungefähr zum Werthe von zwei Gulden). Selbst im 16. Jahrhundert (1014 der Hedschra) war, nach dem Bericht desselben Geschichtschreiber, in Aleppo der Zusammenfluß der Kaufleute aus allen Weltgegenden so ungemein groß, daß in einem Tage ungemein mehr und bedeutendere Handelsgeschäfte gemacht wurden, als an jedem andern, selbst großen Handelsort während eines ganzen Monats hindurch gewöhnlich kaum gemacht werden. — In Herrn von Hammers Fundgruben des Orients im vierten Bande nämlich findet man über den Zustand und den Handel Aleppo's sehr schätzbare Nachrichten von einem, dort lange residirenden französischen Consul verfaßt, die durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeiten gehen. Freilich ist der jetzige Handel dieser Stadt, obgleich nicht unbedeutend, doch kein Schatten mehr von dem, was er in den Zeiten der Kreuzzüge, und auch noch lange nachher gewesen war. — (Man vergleiche damit Schlossers Weltgeschichte, des dritten Bandes ersten Theil Seite 111.)

schlug den Fürsten Raimund von Antiochien in einer geordneten Schlacht, streifte bis unter die Mauern der Hauptstadt desselben, machte ungeheure Beute und bemächtigte sich mehrerer zu dem Fürstenthum gehörigen festen Städte und Burgen. Gegen alle Seiten erweiterte Nourreddin die Grenzen seines Staates. Der mächtigste nach ihm in Syrien war der Atabek in Damascus. Lange Zeit wagte es Nourreddin nicht denselben anzugreifen. Aber ein gutes Einverständniß zwischen Beiden konnte nicht Statt finden. Die Stadt Damascus mit ihrem Paradiese lag zu sehr in dem Bereiche des glücklichen Eroberers, der wohl einsah, daß früher oder später ihm auch das Emirat oder Sultanat von Damascus ebenfalls anheim fallen müsse; ward aber auch eben daher von dem Beherrscher desselben weit mehr als die Christen gefürchtet. Sicher würde diese zwischen Nourreddin und dem Damascener herrschende Feindschaft die Unternehmungen der Kreuzfahrer unter Conrad III. und Ludwig VII. nicht wenig begünstiget haben, wenn nicht die Uneinigkeit dre Abendländer und deren gegenseitige Eifersucht sie verhindert hätten, von jedem, wenn sogar von selbst sich darbietenden Vortheil einen vernünftigen Gebrauch zu machen. Endlich fiel auch Damascus in Nourreddins Gewalt und ward mit dessen übrigen Staaten vereint. Durch die Eroberung von Edessa war Nourreddin schon Herr des ganzen Landes von Mossul bis tief in das Gebiet des Grafen von Tripoli, wie bis zu den Grenzen des Königreichs Jerusalem, und von da gegen Norden bis an die antiochenischen und armenischen Grenzen. Nach der Eroberung von Damascus herrschte er jetzt diesseits des Euphrats in allen Ländern, die früher den Hamadaniden gehörten, nämlich in dem bei weitem größten Theil von Syrien und gegen Süden jenseits des Stroms, in Mesopotamien bis tief in die Wüste.

3. Nourreddin war ein Sunnit, und erkannte, vielleicht noch mehr aus politischen Gründen, als aus religiöser Anhänglichkeit an das Haus der Abassiden, den Kaliphen in Bagdad für den wahren Nachfolger seines Propheten. Ueberhaupt war Nourreddin ein strengächter Muselmann, ward daher selbst schon zu seinen Lebzeiten von den Imans als ein Heiliger proclamirt, und dieser Ruf hoher Frömmigkeit, besonders da man ihn auch als einen vorzüglichen Beschützet der Rechtgläubigen (Sunniten) verehrte, schien seine, immer weiter aussehenden Unternehmungen nicht wenig befördern zu müssen. Was die Herzen der ernsten Muselmänner dem Nourreddin vorzüglich geneigt machte, war dessen ungemein einfache Lebensweise. Hierin suchte er den ersten Kaliphen nachzuahmen. Wein war nicht nur von seiner Tafel, sondern aus allen seinen Staaten verbannt. Goldene und silberne Gefäße erblickte man in keinem der vielen Gemächer seines Palastes, und in seidene Stoffe sich zu kleiden, hielt der fromme und rechtgläubige Fürst für eine grobe Verletzung des Gesetzes seines großen Propheten. Da die Regierung eines kriegslustigen und eroberungssüchtigen Prinzen gewöhnlich ungeheuern Aufwand erfodert; so verwandte auch Nourreddin die Einkünfte seiner Länder sehr gewissenhaft blos, wie man zu sagen pflegt, zum Dienste des Staates. Seine Hof- oder vielmehr höchst einfache Haushaltung bestritt er aus seinem Privatvermögen. Dieses bestand, wie es scheint, in liegenden Gründen, die er durch die im Kriege gemachte Beute sich angekauft hatte, und die nun, da er ein sehr glücklicher Krieger war, zu einem sehr bedeutenden Domainengut mußten angewachsen seyn. Als einst seine Favoritsultanin einen etwas kostbaren weiblichen Schmuck von ihm begehrte, gab er ihr zur Antwort: „Ich fürchte Gott, und bin blos der Schatz„meister der Muselmänner, kann daher mit deren Ei-

genthum nicht nach Willkühr verfahren; da ich jedoch in der Stadt Hems drei Kramläden beſitze, ſo will ich dieſe Dir ſchenken, wodurch Du im Stande ſeyn wirſt, das, was du verlangeſt, Dir zu kaufen." — Weit aufrichtiger und wahrer mag Nourreddins Gerechtigkeitsliebe geweſen ſeyn. Wenn er an den beſtimmten Tagen den Gerichtsſtuhl beſtieg, dann naheten ſich ihm alle Guten und Redlichgeſinnten mit freudigem Zutrauen, aber mit Zittern die Böſen, beſonders wenn ſie, weil hoch geſtellt, auch jeden Frevel ſich ungeſtraft erlauben zu dürfen glaubten*). Eine gerechte, unpartheiiſche, dabei prompte und von dem Wuſte der Schikanen völlig geſäuberte Juſtizpflege iſt unſtreitig eine der größten Wohlthaten für ein Volk, das demnach auch ſtets den Fürſten, aus deſſen Händen es dieſe Wohlthat erhalten hat, ſelbſt nach deſſen Tode, noch lange Zeit in dankbarem Andenken zu erhalten pflegt. Als daher, mehrere Jahre nach Nourreddins Tod, ein ſchwer gedrückter, beraubter und nirgends Schutz und Abhülfe findender Einwohner von Damascus, voll Verzweiflung, laut in den Straßen der Stadt ausrief: „O Nourreddin, Nourreddin! wo biſt du jetzt; ſtehe auf und eile deine ehemaligen Unterthanen zu bemitleiden, und gegen Gewalt und Ungerechtigkeit ſie zu ſchützen!" ward dieß allgemein ſo wahr und ſo tief gefühlt, und machte einen ſolchen Eindruck, daß die ganze Stadt

*) Selbſt der ſo ehrwürdige Erzbiſchof Wilhelm von Tyr, obgleich er den Nourreddin als einen der ärgſten und wüthendſten Feinde der Chriſten bezeichnet, gibt ihm doch nachher das Zeugniß eines Gerechtigkeit liebenden und auch Gerechtigkeit übenden Fürſten: — „Noradinus *maximus* nominis et fidei Christianae *persecutor*, princeps tamen justus, vafer (liſtig, verſchmitzt) providus et secundum suae gentis traditionem religiosus. (*Wilhelm. Tyr.* L. XXII. p. 35.)

in Bewegung gerieth, und der Ausbruch eines furchtbaren, das Leben des Tyrannen bedrohenden Aufſtands ganz nahe war.

4. Nie wird die Ländergier eines Eroberers durch gewonnene Länder befriediget. Jede Eroberung reizt ſtets nur wieder zu neuen Eroberungen. Nourreddin wünſchte auch Herr von Aegypten zu ſeyn. Sehr lockend für ihn zu einer Unternehmung auf das Eigenthum der Fatimiten war unſtreitig Aegyptens kraftloſer Zuſtand, deſſen inneren und immer größer werdenden Zerrüttungen. Einen ketzeriſchen (ſchiitiſchen) Kaliphen zu vertreiben, ſtatt Ali's grünen Fahnen die ſchwarzen der Abaſſiden dort wehen zu laſſen, und dann im Namen und als Statthalter des Kaliphen von Bagdad, der gerne und ungeſäumt die nöthigen Beſtallungsbriefe ausgefertigt haben würde, über ganz Aegypten zu herrſchen, mußte nothwendig einem ſo heiligen Eroberer als ein, Gott und deſſen großem Propheten höchſt wohlgefälliges Werk erſcheinen. Sehr erwünſcht war es ihm demnach, als ſich ihm jetzt eine Gelegenheit von ſelbſt darbot, in die innern Angelegenheiten Aegyptens ſich auf eine Art zu miſchen, die ihm in der Folge die Ausführung ſeines Eroberungsplans ganz ungemein erleichtern mußte. Natürlicher Weiſe ließ Nourreddin dieſe Veranlaſſung nicht unbenutzt vorübergehen; ahnete aber nicht, daß das, was jetzt der Gegenſtand ſeines ſehnlichen Wunſches ſey, zwar eine gewaltige, einem großen Theil Aſiens eine andere Geſtalt gebende Revolution herbeiführen, jedoch auch zugleich den völligen Sturz ſeines eigenen Hauſes beſchleunigen würde. — Hätte Nourreddin mit Syrien und Meſopotamien ſich begnügt, ſo würden ſeine eigenen Nachkommen, und zwar ziemlich bald nach ſeinem Tode, nicht einem, ſich jetzt tief im Staube vor ihm beugenden Sclaven die Steigbügel haben halten müſſen.

5. Aegypten, der gewöhnlichen geographischen Eintheilung zu Folge, zwar nach Afrika verwiesen, aber seiner ganzen Geschichte, wie aller seiner politischen Verhältnisse nach offenbar zu Asien gehörend, war, wie man sich erinnern wird, unter den ersten Fatimiten ein ganzes Jahrhundert hindurch ein unermeßlich reiches, bevölkertes, bürgerlich wohl geordnetes mächtiges Reich. Sein Beherrscher, die fatimitischen Kaliphen, waren Herren von der ganzen syrischen Küste, von Palästina, und durch Unterwerfung der arabischen Seeküste, auch Herren der beiden heiligen Städte Mecca und Medina. In Syrien machten sie immer größere Fortschritte, eroberten Damascus, und nach dem völligen Verfall der Hamadaniden kam auch die reiche und wichtige Stadt Aleppo in ihre Gewalt. Selbst unter der mehr als wahnsinnigen Regierung des dem Leser schon bekannten Kaliphen Hakam sank Aegypten noch nicht von seiner Höhe herab. Unter Hakams weisem Nachfolger Taher verlor zwar Aegypten wieder Aleppo und noch einige andere syrische Städte. Das Ansehen und die Macht des ägyptischen Kaliphen wurden jedoch dadurch nicht vermindert, und ein großer Theil Asiens und ganz Nordafrika erkannte denselben als den einzigen wahren Nachfolger des Propheten an. Aber nach Tahers allzufrühem Tode (1036), da dessen Sohn und Nachfolger noch keine eilf Jahre alt war, traten bald Zeiten schrecklicher Verwirrung ein, wovon die Folgen waren, daß, wie früher in Bagdad, nun auch in Aegypten die Vezire alle Gewalt an sich rissen, den Kaliphen alles Antheils an der Regierung beraubten, nach und nach sich selbst den Titel: Sultan beilegten, und ihren Gebieter, Aegyptens rechtmäßigen Herrn, zu ihrem Sclaven machten. Indessen ließen sie doch dem Kaliphen seine ungeheuren Schätze, und der Fatimite, obgleich aller weltlichen Gewalt beraubt, ward noch immer, weil ein Abkömmling des

Propheten und höchstes Oberhaupt aller Rechtgläubigen, als die einzige Quelle aller irdischen Macht und Größe betrachtet und auf eine beinahe abgöttische Weise verehrt. Aber sein Reich war unsichtbar und seine weltliche Herrschaft blos auf die Gemächer seines Palastes in Cairo beschränkt, und selbst hier durfte seine Person, wenn es nicht allenfalls dem Vezir anders gefiel, nur höchst selten einem fremden Auge sichtbar werden; und wir würden vielleicht gar nichts von ihm wissen, wenn nicht Gesandte, von dem König Amalarich an den Kaliphen abgeordnet, nach Cairo gekommen wären. Nach dem Bericht, den diese erstatteten, macht Wilhelm von Tyr eine Beschreibung von dem Palast in Cairo, von der Einführung des Gesandten bei dem Kaliphen und dessen ungeheuerem in seinem Palaste aufbewahrten Schatz, in welchem unter andern zahllosen Kostbarkeiten sich eine Perle befand von der Größe eines Taubeneies, ein Rubin siebzehn ägyptische Drachmen an Gewicht und ein Smaragd von dem beinahe unglaublichen Umfange von anderthalb Palmen*). Das Begehren der lateinischen Gesandten, bei dem Kaliphen zur Audienz gelassen zu werden, konnte nicht wohl unter irgend einem Vorwande zurückgewiesen werden. Als nun an dem, zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tage die Gesandten sich in dem Palaste eingefunden hatten, wurden sie durch eine lange Reihe abwechselnd halb dunkler Gemächer und dann wieder hell glänzender Vorhallen geführt. Wohin sie ihre Augen richteten, erblickten sie eine Menge der prächtigsten Geräthschaften; Gold, Silber, herrliche, in Gold gestickte Stoffe ꝛc., alles

*) Palme, ein Längenmaß, womit die Dicke eines Dinges gemessen wird. Die ägyptische Palme hatte, wenn man den Umfang einer Sache maß, ungefähr zweiundvierzig Linien pariser Maßes, und dreizehn Linien bei Messung des Durchschnittes.

in verschwenderischem Ueberfluß; und von den Kostbarkeiten aus dem Schatze war gerade so viel zur Schau gestellt, daß man nothwendig noch ungemein größere Reichthümer und Kostbarkeiten vermuthen mußte. Aber was die Gesandten am angenehmsten überraschte, war der mannichfaltige Gesang einer Menge Vögel, rieselnde Quellen und mehrere der seltensten Thiere, die der ganzen Scenerie ein heiteres, ungemein regsames Leben gaben. Die ganze, beinahe endlose Reihe offen stehender Thüren waren mit schwarzen Soldaten aus Afrika und einheimischen Eunuchen besetzt. Aber vor dem Audienzsaale schattete, wie vor dem Innern eines Tempels, ein die Farbe Ali's tragender, schwer seidener Vorhang. Als die Gesandten an der Schwelle des Heiligthums angekommen waren, legte der Vezir, der sie begleitete, seinen Säbel ab und warf sich dreimal zur Erde nieder. Sogleich verschwand jetzt der, das Oberhaupt der Gläubigen verhüllende Vorhang, und man hatte nun die höchst seltene Gunst, den Kaliphen auf seinem, von Gold, Silber und kostbaren Steinen strahlenden Thron von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Nachdem die Gesandten in einer kurzen Rede den Zweck ihrer Sendung dem Beherrscher der Rechtgläubigen bekannt gemacht hatten, näherte sich der Vezir in der größten Ehrfurcht dem Throne des Kaliphen, um dessen Befehle zu vernehmen, die aber keine andere seyn durften, als die, welche der Vezir ihm vorher schon in den Mund gelegt hatte, oder die, wenn es andere gewesen wären, von dem sogenannten ersten Sclaven seines Thrones nicht im mindesten würden beachtet worden seyn. — Auf dem Rückwege hatten die Gesandten bequemere Gelegenheit, alle die vielen zur Schau gestellten Kostbarkeiten und Seltenheiten näher zu beschauen und anzustaunen. Aber die Geschenke, die man der Sitte gemäß ihnen machen mußte und die von keinem kleinen Werthe waren, wur-

den ihnen erst durch einen Haufen schwarzer Sclaven in die Wohnungen, wo sie zur Herberge waren, nachgesandt.

6. Das Kaliphat war dem Ehrgeiz jedes Unterthanen, wie nahe dem Throne er auch stehen mochte, durchaus unzugänglich; denn man mußte ein unmittelbarer Abkömmling des Propheten, ein Sprosse des Hauses Ali seyn. Aber das Vezirat lag in dem Bereiche eines Jeden, war demnach auch ein steter Zankapfel unter den ehrgeizigen und herrschsüchtigen Großen, die sich darum schlugen, mit Gift und Dolch sich verfolgten, gewöhnlich sich bekriegten, sogar förmliche Schlachten lieferten; und wer dann der stärkste, der kühnste war, und endlich über seinen oder seine Nebenbuhler die Oberhand behielt, ward auch stets als der Würdigste erachtet und sein Name dem Bestallungsbriefe des Kaliphen einverleibt. — Bei diesem, beinahe permanent gewordenen anarchischen Zustand mußte natürlicher Weise das Reich in seinem Innern immer mehr und mehr zerrüttet und geschwächt werden. Die ehemaligen Eroberungen gingen nach und nach sämmtlich verloren; Kunstfleiß und Wohlhabenheit verschwanden aus den Städten; der Ackerbau, weil bei den häufigen innern Erschütterungen auch das Eigenthum nicht selten gefährdet war, ward vernachlässiget; in dem, durch seinen Nil so sehr gesegneten Aegyptenlande, wo gewöhnlich jedes Jahr Fülle des Ueberflusses herrschte, herrschten jetzt bald übermäßige Theurung, bald völliger Mangel und schreckliche Hungersnoth; der Bau an den Kanälen und deren regelmäßige Reinigung ward oft mehrere Jahre unterbrochen; der Handel gerieth daher in Stocken und kurz, immer tiefer und tiefer sank mit jedem Jahre das Reich von seiner ehemaligen Höhe herab *).

*) Für das von den drei furchtbarsten Landplagen, nämlich von Krieg, Pest und Hungersnoth — welche letztere einmal so schrecklich war, daß Menschenfleisch eine

gewöhnliche Nahrung ward — viele Jahre grausam mitgenommene Aegypten trat jedoch eine kurze Zeit der Ruhe und Erholung ein, als der, von den Bewerbern um das Vezirat hart geplagte und gepeinigte Kaliph endlich einen Fremden, Namens Bedr, einen gebornen Armenier, aus Syrien herbeirief und diesen, der mit Bewilligung des Kaliphen eine hinreichende Anzahl syrischer Truppen mitbrachte, auf das Feierlichste mit der Vezirswürde bekleidete. Im Anfange seiner Verwaltung zeigte Bedr eine unerhörte Strenge, die man beinahe Grausamkeit nennen möchte, aber durchaus nothwendig in einem Lande war, das seit mehreren Jahren keine geregelte Regierung mehr kannte, wo jeder nur seiner Selbstsucht diente, die Gesetze ihre Kraft verloren hatten, und aus dem daher alle Zucht, alle bürgerliche wie polizeiliche Ordnung völlig verschwunden waren. Aber daß die Mittel, deren Bedr sich bediente, um das Reich zu retten, auch die zweckmäßigsten waren, dieß geht daraus hervor, daß er in kurzer Zeit Ruhe und Ordnung wieder herstellte, die Großen an Gehorsam gewöhnte, die Regierung unter ihm einen ordentlichen festen Gang nahm, sogar Aegyptens Ansehen gegen das Ausland sich wieder etwas hob, und nun auch Ackerbau, Handel und Gewerbsfleiß wieder aufzublühen anfingen. Leider war diese, für das Reich so glückliche Zwischenzeit nur sehr kurz. Als Bedr starb, trat zwar sein Sohn Afdal, auf den er das Vezirat gleich einem Patrimonialgut vererbt hatte, an die Stelle des Vaters, trat auch völlig in dessen Fußtapfen, ward aber nach kurzer Verwaltung, höchst wahrscheinlich auf Anstiften des Kaliphen selbst, ermordet (1121), worauf wieder Alles in Verwirrung gerieth, das Vezirat abermals ein Zankapfel aller Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen ward, und der mit allem Greuel von Gewaltthätigkeit und Frevel verbundene blutige Kampf um die Herrschaft auf das neue begann.

7. Zur Zeit, da Nourreddin in Syrien herrschte*),

*) Von eilfhundert fünfundvierzig bis eilfhundert siebenundsiebenzig.

schlugen sich wieder in Aegypten zwei gleich mächtige Nebenbuhler um das Vezirat, Dargham und Schawer. Der Erstere behielt die Oberhand und vertrieb seinen Nebenbuhler aus Aegypten. Schawer floh, Hülfe suchend, zu dem Sultan oder Atabeken von Damascus. Bei Noureddins geheimen Planen konnte der vertriebene Vezir keine Fehlbitte thun. Er erhielt also eine, dem Unternehmen entsprechende Anzahl von Truppen, größtentheils aus Miethvölkern bestehend, die ihn nach Aegypten zurückführen und in sein Vezirat wieder einsetzen sollten. Den Oberbefehl über diese Schaaren gab Nourreddin seinen zwei besten Feldherren, dem Schirkuh und dessen Neffen Selah-eddin (Saladin), beide von Geburt ganz gemeine Kurden, aber ausgezeichnet durch Tapferkeit und Kriegskunde*). — Aber auch Dargham rüstete sich, um die an sich gerissene Vezirswürde mit Gewalt zu behaupten. Da er kurz vorher dem König Amalarich von Jerusalem den, von seinen Vorfahrern bezahlten jährlichen Tribut aufgekündigt hatte, daher jetzt auch von diesem angegriffen zu werden befürchtete, ordnete er in aller Eile Gesandte nach Jerusalem, versprach nicht nur die fernere Entrichtung des Tributs, sondern auch noch eine bedeutende Vermehrung

*) Das jenseits des Tigris liegende, hohe und rauhe Gebirgsland war der Wohnsitz der Kurden, eines kühnen, wilden, dem Raube ergebenen, starken Volkes. Anhänglich an ihre Oberhäupter, duldeten sie nie ein fremdes Joch. Schon gegen die Perser wie gegen die arabischen Kaliphen vertheidigten sie mit stets glücklichem Erfolge ihre Freiheit, und wußten diese auch gegen alle darauf folgende, in Asien sich erhebende Mächte, und selbst gegen die osmanischen Türken bis auf den heutigen Tag zu behaupten. Die Kurden waren in mehrere Stämme getheilt; der edelste derselben war jener der Rawadiäi, und aus diesem waren Schirkuh und Saladins Vater Ayub oder Eyub entsprossen.

desselben *), und schloß mit dem König ein förmliches Trutz- und Schutzbündniß. Diesem zu Folge mußte nun Amalrich seinem Verbündeten zu Hülfe eilen, setzte sich unverzüglich mit seinem Heere in Bewegung, war aber noch nicht sehr weit vorgerückt, als er schon die Nachricht erhielt: Dargham sey von seinen eigenen Leuten erschlagen worden und der, von seinem Nebenbuhler durch dessen Tod befreite Schawer in dem ruhigen Besitze des Vezirates**). Aber die Einigkeit des neuen Vezirs mit den beiden Kurden war von kurzer Dauer. Gerechter Argwohn gegen Nourreddins Feldherrn geheime Absichten regte sich in der Brust des Aegyptiers. Bald zerfiel er völlig mit demselben, und um sich und Aegypten von den lästigen, immer gefährlicher scheinenden Freunden zu befreien, wandte sich Schawer jetzt ebenfalls an den König von Jerusalem, erneuerte, und zwar unter denselben Bedingungen, den von seinem Vorfahrer Dargham mit dem Könige geschlossenen Vertrag, und auf den Ruf seines neuen Verbündeten zog nun Amalarich mit seinem Heere nach Aegypten. Die Christen konnten auf dem kürzesten Wege, in gerader Linie von Gazna an den Nil vorrücken, und

*) Wilhelm von Tyr sagt sogar, daß Durgham dem König Amalarich es überlassen hätte, selbst die Summe zu bestimmen, um die der bisher entrichtete Tribut für die Zukunft vermehrt werden sollte. — Ein sprechender Beweis, in welchem großen Ansehen das Königreich Jerusalem, trotz seiner innern Schwäche, doch damals bei den Muselmännern noch stand.

**) Nur Schade, daß Schawer, an sich kein unedler Mann, seinen Sieg über seinen Nebenbuhler durch die Grausamkeit befleckte, mit welcher er alle Freunde und Anhänger Durghams verfolgte. Freilich übte er diesfalls nur ein Wiedervergeltungsrecht; indem auch Durgham gegen alle Angehörigen Schawers mit gleich blutigem Verfolgungsgeiste schonungslos gewüthet hatte.

Amalarich ſtand daher ſchon innerhalb der Grenzen Aegyptens, bevor noch Schirkuh von dem Anmarſch des Königes die mindeſte Kunde erhalten hatte. Der tapfere und erfahrne Kurde ſah wohl ein, daß er den vereinten Streitkräften des ägyptiſchen Vezirs und der Chriſten nicht widerſtehen könne. Er begehrte alſo freien Abzug, und erbot ſich dafür die wichtige Feſtung Belbeis (das alte Peluſium), die er ſchon beſetzt hatte, wieder zu übergeben. Dieſes Anerbieten ward angenommen, worauf Schirkuh von den Aegyptiern noch eine bedeutende Summe Geldes zum Geſchenke erhielt. — Bei dem Abzug der türkiſchen Schaaren aus Belbeis deckte Schirkuh mit wachſamem Auge und die Streitaxt in der Hand den Nachtrab. Als nun die Türken ganz ruhig und unbeſorgt vor dem aufgeſtellten chriſtlichen Heere vorüber defilirten, hatte ein Franke die Unbeſcheidenheit, den Emir zu fragen, ob er dann gar keinen Angriff befürchte? „Allerdings,“ erwiederte Schirkuh, „ſteht es in eurer Gewalt uns anzugreifen. Aber ſeyd verſichert, daß keiner meiner Soldaten unter euern Streichen fallen wird, bevor er nicht einige der Eurigen in die Hölle geſandt hat.“

8. Aber die enge Verbindung der Aegyptier mit den Chriſten ſetzte alle Mohamedaner in Syrien in die größte Beſtürzung. Ihr Klaggeſchrei gelangte endlich zu den Ohren des Kaliphen von Bagdad, wahrſcheinlich nicht ohne Nourreddins geheime Veranſtaltung. Dem Kaliphen ſtanden jedoch nur geiſtliche Waffen zu Gebote. Er wandte ſich alſo an die Frömmigkeit der rechtgläubigen Muſelmänner, ſie auffodernd, die Waffen gegen den ketzeriſchen, jetzt ſogar mit den Ungläubigen im Bunde ſtehenden fatimitiſchen Kaliphen zu ergreifen. Dieſes geiſtliche Manifeſt machte jedoch wenig oder gar keinen Eindruck. Nur der fromme Nourreddin glaubte

endlich, dem Rufe des wahren Statthalters des Propheten folgen zu müssen. Er schickte daher ein weit zahlreicheres Heer als das erstemal nach Aegypten, und zwar abermals unter dem Oberbefehl Schirkuhs und dessen Neffen*). Schawer rief nun wieder seinen Verbündeten, den König von Jerusalem, zu Hülfe. Da Nourreddins Truppen einen sehr langen und beschwerlichen Marsch nach Aegypten hatten, indem sie eine bedeutende Strecke um die arabischen Grenzen herumziehen mußten; so legte sich Amalarich mit einem Theile seines Heeres in der Wüste in Hinterhalt und erwartete dort das, durch den beschwerlichen Marsch, durch der Wüste glühende und erschlaffende Winde und durch den brennenden Durst völlig erschöpfte syrische Heer. Aber Schirkuh, mit den Localitäten der Gegenden, die er durchzog, wohl bekannt, gab seinem Marsch eine andere Richtung und entging dadurch der auf ihn lauernden Gefahr. Amalarich zog jetzt alle Streitkräfte seines Reiches zusammen, um den Feinden nach Aegypten zu folgen. Bevor er aber seine Rüstungen, wie sehr er sie auch betrieb, beendigen und in Aegypten ankommen konnte, hatte sich Schirkuh schon in Besitz eines großen Theils des Landes gesetzt und ganz Aegypten mit Schrecken erfüllt. Er selbst war jetzt nach Oberägypten aufgebrochen, und sein Neffe Saladin hatte sich der Stadt Alexandria bemächtiget. Als daher der König von Jerusalem nun ebenfalls mit seinem Heere in Aegypten erschien, ward er als der Retter des Landes betrachtet, überall mit dem größten Jubel empfangen. Aber Amalarich, der nie sein eigenes persönliches Interesse aus dem Auge verlor, suchte jetzt aus der so sehr bedrängten Lage Aegyptens so große und so viele Vortheile für sich,

*) Das syrische Heer bestand diesmal aus fünfzehntausend Türken und zwölftausend Arabern.

als nur immer möglich, zu ziehen. Der Vezir ward nun gezwungen, mit dem König einen neuen Vertrag zu schließen, in welchem jener sich nicht nur zur Zahlung ungeheurer Geldsummen verpflichten, sondern auch noch andern ungemein harten und drückenden Bedingungen sich unterwerfen mußte *). Was aber den Vezir wie alles Volk dem König nach abholder machte, war die Hartnäckigkeit, mit der dieser darauf bestand, daß der Kaliph selbst — was bis dahin unerhört war — den geschlossenen Vertrag durch einen Handschlag bekräftigen müsse. Sobald diese Angelegenheit geordnet war, begann das vereinte christliche und ägyptische Heer die Belagerung von Alexandrien. Saladin that tapfern Widerstand, und sein Oheim Schirkuh eilte aus Oberägypten zum Entsatz der Stadt herbei. Aber Alexandrien konnte nur durch eine gewonnene Schlacht entsetzt werden. Auch Schirkuhs Truppen, besonders die Türken, brannten vor Begierde, sich mit dem christlichen Heere zu messen. „Wenn wir," sagten sie laut und daß es ihr Anführer hören konnte, „wenn wir nicht im Stande sind, den Christenhunden Aegypten zu entreissen, warum entsagen wir nicht auch den

*) Zufolge dieses über alle Maßen drückenden, die traurige Lage Aegyptens auf eine höchst unedle Weise mißbrauchenden Vertrages| mußte der Vezir oder Sultan — denn diesen Titel hatten die Vezire der fatimitischen Kaliphen sich längst schon beigelegt — die Verbindlichkeit übernehmen, nicht nur ganz ungeheure Subsidiengelder, nämlich viermalhunderttausend Goldstücke, wovon die eine Hälfte auf der Stelle mußte erlegt werden, an den König zu bezahlen, sondern demselben auch noch das Recht zugestehen, für immer einen eigenen Geschäftsträger in Cairo zu haben und die Thore dieser Stadt mit fränkischen Rittern zu besetzen, denen zu ihrem Unterhalte aus den Einkünften Aegyptens jährlich hunderttausend Goldstücke sollten angewiesen werden.

Ehren und Belohnungen unsers Sultans (Nourreddins) und kehren zurück, um mit den Bauern zu arbeiten, oder mit den Weibern im Harem zu spinnen." — Eine Schlacht ward also jetzt geliefert; aber sie entschied nichts; im Gegentheil war der Vortheil auf Seite des christlichen Heeres *); und trotz des Schirkuhs in der Schlacht bewiesenen Tapferkeit und aller seiner Anstrengungen, sah er sich doch abermals zu einem Evacuationstractat gezwungen. Er übergab Alexandrien, erhielt freien Abzug und kehrte, ohne von den Christen beunruhiget zu werden, mit seinem Heere nach Damascus zu seinem Sultan zurück **).

---

*) König Amalarich hatte nur 472 Ritter bei sich, das Uebrige seines Heeres, das kaum acht bis zehntausend Mann stark war, bestand aus Fußvolk. Nach der Vereinigung des ägyptischen Heeres mit dem christlichen war dieses dem syrischen der Zahl nach so ziemlich gleich.

**) Schirkuhs Hin- und Hermärsche in den Ebenen und Thälern Aegyptens, und endlich das Land hinauf bis an den Wendekreis, und von da wieder bis an das Meer, ohne bei allen diesen Kreuz- und Querzügen ein bestimmtes strategisches Object zu haben und ohne — was doch leicht vorauszusehen war — die Vereinigung des christlichen Heeres mit dem ägyptischen zu verhindern, besonders da Schirkuh sich stark genug fühlte, nachher dem vereinten feindlichen Heere eine Schlacht zu bieten: alles dieß zeugt wahrhaftig nicht von sehr großen Feldherrntalenten. Die Ueberrumpelung und Besitznahme von Alexandrien war von geringem Nutzen, so lange man nicht auch Cairo und Babylon hatte. Diese beiden Städte hätte man zu gleicher Zeit nehmen müssen. Schirkuhs Zug nach Oberägypten war offenbar zwecklos, sogar ganz zeitwidrig; hätte er statt desselben das ägyptische Heer, da die Aegypter damals bekanntlich schlechte Soldaten waren, vor der Ankunft des Königes von Palästina vernichtet, so würde dieser unfehlbar ohne weiteres seinen Rückzug sogleich wieder angetreten haben. —

9. Das zweimalige Mislingen einer Unternehmung konnte jedoch Sultan Nourreddin in seinem Plane nicht stören; nur glaubte er die Ausführung desselben auf eine günstigere Zeit vertagen zu müssen. Noch mehr bestärkt in seiner Meinung ward er durch den Bericht, den Schirkuh ihm erstattete von den Reichthümern Aegyptens, von dem wenig kriegerischen Charakter der Einwohner und besonders von der Verwirrung und den Unordnungen der Regierung. Früher, als wahrscheinlich Nourreddin es erwartete, trat dieser für ihn günstige Zeitpunkt nun wirklich ein, und zwar herbeigeführt von seinen eigenen Feinden, nämlich durch die Habsucht Amalarichs und dessen nichts weniger als sehr edeln, ritterlichen Charakter. Unstreitig hatte man die Befreiung Aegyptens dem Könige von Palästina zu danken. Aber Amalarich überschätzte bei weitem die Dienste, die er dem Vezir und dem Kaliphen geleistet hatte. Noch nicht zufrieden mit den ungeheuern Vortheilen, die ihm durch den jüngst abgeschlossenen Vertrag zuflossen, machte er immer neue Foderungen, wußte denselben gar keine Schranken mehr zu setzen. Endlich fiel er gar auf den Gedanken, ohne auf die Heiligkeit seiner eingegangenen Verträge zu achten, sich des ganzen Landes zu bemächtigen. Er wandte sich diesfalls an die Griechen, und erhielt von diesen das Versprechen einer Flotte; diese blieb zwar aus, aber demungeachtet setzte er seinen Marsch fort und rückte mit seinem Heere in Aegypten ein; aber

---

Schirkuh hat diesen Feldzug auf wahrhaft türkische Weise, das heißt, bloß mit dem Säbel in der Faust gemacht; daher auch wohl seine ohnehin schon bekannte persönliche Tapferkeit, aber nicht einmal eine mittelmäßige militärische Intelligenz bewiesen; und einiger neuerer Geschichtschreiber ihm dießfalls dennoch ertheiltes großes Lob ist offenbar an ganz unrechtem Ort angebracht.

diesmal nicht als Bundesgenoſſe, ſondern als Eroberer für eigene Rechnung; und wahrſcheinlich würde er ſich des geſchwächten, in ſeinem Innern ſo ſehr zerrütteten Reiches bemächtiget haben, hätte nicht ſein grenzenloſer Geiz ihn zu ganz falſchen Maßregeln verleitet. Statt der Hauptplätze des Reiches, von denen kein ſehr lebhafter Widerſtand zu beſorgen war, ſich ſogleich zu bemächtigen, berathſchlagte er mit ſeinen Vertrauten, wie man vorher noch auf die bequemſte Weiſe das ganze Land recht methodiſch ausplündern und mit dieſem Raub ſeinen Schatz bereichern könnte*). Dieß, in Verbindung mit dem rohen Betragen des chriſtlichen Heeres, das ſich nun ebenfalls jeden Greuel von Gewaltthätigkeit gegen die Eingebornen erlaubte, brachte den Vezir wie den Kaliphen in Verzweifelung, und nirgends mehr ſich Rath wiſſend, wandten ſie ſich an ihre bisherigen Feinde, nämlich an den Sultan von Damascus, ihn bittend, ſie von ihren chriſtlichen Peinigern zu befreien. Auch der Kaliph ſogar, weil wahrſcheinlich ſein Vezir es ihm ſo gebot, flehete Nourreddin um Hülfe an, und ſandte ihm, um ſein Mitleiden zu er-

*) Merkwürdig, aber dabei auch im höchſten Grade ärgerlich iſt darüber folgende Stelle aus *Will. Tyr.* lib. XX. c. 10. «Milo videlicet de Planci vir secundum carnem nobilis, sed moribus degener — — — *immoderatam* domini regis cognoscens avaritiam, volens potius ei morem gerere, quam salutaribus eum monere consiliis, consilium dederat, ab initio et obstinate, seduloque persuadebat, ut ad hoc potius daret operam, ut regno in praedicta quantitate multato cum Calipho et Soltano tentaret, quam Cahere et Babyloniam violenter effringere, non quia, ut dicitur, fieri posse desperaret, sed ut elusis militibus, et caeteris qui ad praedam manus et animos intenderant, universum tanti laboris emolumentum in regis fiscum videretur introducere — praevaluit haec sententia, et regiae satisfactum est voluntati.» —

regen, das abgeschnittene Haar seiner Frauen als ein trauriges Symbol seines Schreckens und grenzenlosen Schmerzens, nach Damascus. — Wie elend, zerrüttet und kraftlos die Regierung jetzt gewesen seyn muß, geht auch daraus hervor, daß der Vezir, um den Nourreddin noch mehr in sein Interesse zu ziehen, ihm ein Drittel sämmtlicher Einkünfte Aegyptens anbot. Dadurch noch mehr angelockt, sandte Nourreddin sogleich wieder ein neues Heer an den Nil, und zwar abermals unter der Anführung Schirkuhs und dessen Neffen Saladin. — Was dabei wegen der Folge ganz besonders bemerkt zu werden verdient, ist, daß Letzterer sich durchaus weigerte, seinen Oheim auf diesem Feldzug zu begleiten, und erst durch sehr ernste und drohende Befehle dazu mußte gezwungen werden. — Amalarich hatte sich indessen mit seinem Heere Cairo genähert. Aber der baldigen Hülfe aus Syrien versichert, leistete die Besatzung der Stadt und deren Befehlshaber einen gar nicht erwarteten Widerstand. Die Vorstadt oder vielmehr die alte Stadt ward abgebrannt, der Nil mit einer ungeheuern Kette gesperrt, welche Amalarichs Schiffe nicht zu sprengen vermochten. Aber demungeachtet und trotz aller Gegenanstalten würde dennoch die Stadt in die Hände der Christen gefallen seyn, hätten diese sich nicht täuschen und durch trügerische Unterhandlungen so lange hinhalten lassen, bis auch Schirkuh mit seinem Heere in der Nähe von Cairo erschien. — In einem feindlichen Lande und ohne im Besitze einiger festen Plätze zu seyn, die ihm als Stützungspunkte dienen konnten, gegen ein verbündetes, daher weit zahlreicheres Heer eine Schlacht zu wagen, wäre mehr als Unsinn gewesen. Amalarich trat also den Rückzug an und zwar mit ungemeiner Vorsicht und Klugheit, und da, obgleich von zahlreichen Feinden umringt, diese es dennoch nicht wagten ihn anzugreifen, so macht unstreitig,

unter militärischem Gesichtspunct betrachtet, dieser Rückzug dem Könige eben so viele Ehre als eine gewonnene Schlacht. Ohne allen Verlust kam er also mit seinem Heere zurück. Aber die Schande und die Schmach, die einen Treu- und Bundbrüchigen treffen, besonders wenn dessen ungerechtes Unternehmen gar noch durch seine eigene Schuld, durch Habsucht und schmutzigen Geiz mislingt: diese folgten Amalarich auf den Ferſen bis an die Thore von Jerusalem.

10. Wie vor ein paar Jahren Amalarich, eben so erschien auch jetzt Schirkuh als der Retter und Befreier Aegyptens. Der Kaliph beschenkte ihn mit einem Ehrenkleide. Aber dieser Lohn war dem, seinem ehemaligen Gegner noch immer zürnenden Emir nicht hinreichend, und das erhaltene Ehrenkleid besudelte Schirkuh unmittelbar darauf mit dem Blute des unglücklichen Schawer *). Nach dem Tode dieses Nebenbuhlers riß der kühne Curde das Vezirat an sich, und ward, weil jetzt der stärkere, auch von dem ohnmächtigen, willenlosen Kaliphen unverzüglich in dieser hohen Würde bestätiget. Aber der neue Vezir, mithin der unumschränkte Beherrscher Aegyptens, war ein Unterthan des Sultans von Damascus, ein von demselben gänzlich abhängender Dienstmann, und so schien nunmehr auch Nourreddin seinem Ziele ganz nahe zu seyn, und war doch gerade jetzt, wie wir sogleich sehen werden, weiter als je noch von demselben entfernt. — Schirkuhs Vezirat hatte ein frühzeitiges Ende; er starb schon in dem zweiten Jahre desselben. So lange Schirkuh lebte, hielt er sich stets in einer anständigen Abhängig-

*) Zu Folge eines von dem Kaliphen erzwungenen Decrets ward Schawer in seinem eigenen Zelte erdrosselt, hierauf das Haupt von dem Körper getrennt und öffentlich zur Schau ausgestellt.

keit von Nourreddin, nannte diesen immer seinen Herrn und sich selbst einen Sclaven seines Throns. Aber nicht gleiche Gesinnungen hegte Saladin, der seinem Oheim in dem Vezirate folgte. Dieser eben so ehrgeizige als herrschsüchtige, aber ungemein kraft- und talentvolle, und dabei nicht wenig verschmitzte junge Emir ging jetzt schon mit nichts wenigerm um, als sich selbst zum völlig unumschränkten, von keiner andern Macht abhängenden Herrn von Aegypten zu machen. So machtlos, tief gesunken und unbedeutend auch ein ägyptischer Kaliph war; so dachte doch Saladin, sobald er das Vezirat angetreten hatte, sogleich darauf, selbst diesen Schatten einer Oberherrschaft verschwinden zu lassen. Da jedoch der Kaliph Adhed, der letzte des Geschlechtes der Fatimiten, gerade tödtlich krank war, und man den, in wenigen Tagen erfolgenden Tod desselben mit Bestimmtheit voraussehen konnte; so hatte Saladin die Menschlichkeit, dem Sterbenden diese letzte Kränkung und Demüthigung zu ersparen *). Aber kaum war Adhed verschieden, als auch unverzüglich die heiligen Namen eines Abubeker, Omar und Othman mit aller Feierlichkeit in den Moscheen wieder ausgerufen wurden, und der Kaliph Mostadi von Bagdad als der wahre Nachfolger des Propheten und als Beschützer aller Rechtgläubigen in dem Kanzelgebete anerkannt ward. Ali's grüne Kleidung mußte nun der schwarzen der Abassiden weichen; die schiitische Lehr- und Gebetform ward abgeschafft, jene der Sunniten zur herrschenden erhoben, und obgleich die Eingebornen seit dreihundert Jahren an die schiitische Lehre gewöhnt, bisher stets treue Anhänger

*) Aus einer ganz eigenen religiösen Aengstlichkeit ließ jedoch Saladin den Namen des todtkranken Kaliphen, bevor derselbe noch die Augen geschlossen hatte, ganz im Stillen aus dem Kirchen- und Gebetbuch in Kairo ausstreichen.

der Aliten waren; so verursachte doch diese plötzliche und, was das beste dabei war, völlig blutlose Revolution nicht die mindeste Bewegung unter dem Volke. In des verstorbenen Kaliphen ungeheuern Schätzen, die ihm jetzt in die Hände fielen, fand Saladin die nöthigen Hülfsquellen, sich der Anhänglichkeit der Truppen zu versichern, die bedeutendsten Männer für sein Interesse zu gewinnen, und zur Befestigung seiner, von ihm eingeführten neuen Religionslehre in allen Städten Aegyptens auch neue Seminarien, Schul- und Lehranstalten zu gründen. — Saladin nannte sich nun einen Beamten des Kaliphen von Bagdad, in dessen Namen er das Reich beherrsche.

11. Mit diesem eigenmächtigen, schrankenlos willkührlichen Verfahren Saladins, durch das auch dessen fernere schwungsüchtige Entwürfe schon so ziemlich sichtbar durchschimmerten, konnte Nourreddin unmöglich sehr zufrieden seyn; aber noch weit unzufriedener damit waren dessen Räthe, die laut murreten und dem Sultan riethen, den Anmaßungen des Emirs, der eigentlich in Aegypten nur der Statthalter Nourreddins seyn sollte, bei Zeiten engere Schranken zu setzen. Sobald Schirkuhs schlauer Neffe diese Stimmung des Divans in Damascus erfuhr, sandte er eiligst seinen klugen und höchst einsichtsvollen Vater Ayub dahin, und diesem, der, wie es scheint, mit den Personalverhältnissen der Mitglieder des Divans sehr wohl bekannt war, gelang es nun bald, nicht nur alles Murren zu stillen, sondern auch den Sultan wieder vollkommen zu besänftigen, indem er vor dem versammelten Divan Nourreddin feierlich betheuerte, daß er, auf den ersten Wink von ihm, sogleich bereit seyn würde, den eigenen Sohn, mit Ketten beladen, vor seinen Thron nach Damascus zu schleppen. — Durch dieses kluge Benehmen ward das gute Einverständ-

niß, wenigstens dem Scheine nach, auf einige Zeit wieder hergestellt. Saladin fühlte wohl, daß jetzt bei seinem immer noch schwankenden Ansehen und dem Widerwillen, mit dem die ägyptischen Emirs sich der Fremdherrschaft eines Curden unterwarfen, er sorgfältig jede Gelegenheit vermeiden müsse, den mächtigen Sultan von Damascus gegen sich zu reizen. Er blieb also in ununterbrochener, anständiger Verbindung mit Nourreddin, fuhr fort, sich einen Sclaven desselben zu nennen, und ließ sogar Nourreddins Name in das öffentliche Kanzelgebet setzen. Alles dieß dauerte jedoch nur so lange, bis Saladin sich in dem Besitze von Aegypten vollkommen befestigt fühlte. Immer merkbarer änderte er jetzt seine Sprache wie sein Betragen, und als er sich eines Tages der Versicherung erinnerte, die sein Vater Ayub dem Nourreddin und dessen Divan gegeben hatte, sagte er in halb ironischem Tone zu seinen Vertrauten: „Eine solche Sprache war damals nöthig; aber jetzt soll Nourreddin von mir nicht mehr den Tribut eines einzigen ägyptischen Zuckerrohrs ertrotzen.“ — Saladins Verhältniß zu dem Sultan von Damascus ward demnach immer gespannter und unnatürlicher, und schon rüsteten Beide sich gegeneinander zu offenem Kriege, als Nourreddins Tod Saladin von der Schmach befreite, seinen Herrn und Wohlthäter, dessen Güte und Großmuth er sein ganzes Glück zu danken hatte, tückisch hintergangen und dessen Wohlthaten mit dem schwärzesten Undank erwiedert zu haben. Gleich nach Nourreddins Tod legte sich Saladin den Titel: Sultan bei. Seine von keiner Macht mehr abhängende Herrschaft über Aegypten war nun entschieden, und da nach Nourreddins Tod, bei der Minderjährigkeit seines erst eilfjährigen Sohns, das syrische Reich in große Verwirrung gerieth und die Unzufriedenen den Saladin herbeiriefen, gewann

dieſer auch feſten Fuß in Syrien, bemächtigte ſich mehrerer bedeutender Städte, unterdrückte nach und nach die Nachkommen Nourreddins, und bewirkte endlich des ganzen Hauſes deſſelben völligen Sturz. — Von Saladins Charakter, von ſeinen Eroberungen und dem Reiche, das er gründete, das jedoch bald nach ſeinem Tode, gleichſam ſchon über dem Grabhügel ſeines Gründers, wieder zuſammenſtürzte, werden wir erſt dann unſern Leſern umſtändlichere Nachrichten geben, wann der Lauf der Geſchichte uns zu dem dritten, unter den Königen Philipp Auguſt von Frankreich und König Richard Löwenherz von England unternommenen Kreuzzuge geführt haben wird.

VIII.

Das Reich der Aſſaſſinen*).

*) Quellen und Hülfsſchriften ſind: *Wilh. Tyr.* hist. sacri belli. — *Abulfedae* Annales moslemici. — Mirchonds Univerſalgeſchichte, aus dem Perſiſchen überſetzt, in der Notice de l'histoire universelle de Mirchond par *Jourdain*. — Memoire istoriche de popolo degli Assassini et de Vechio della Montagna loro capo et Signore par *Mariti*. — Mémoires sur la dynastie des Assassins et sur l'origine de leur nom par *Silv. de Sacy*. — Notice historique sur les Ismaëliens par Mons. *Quatremere* in dem 5. Band der Fundgruben des Orients. — Die Geſchichte der Aſſaſſinen aus morgenländiſchen Quellen von Joſeph von Hammer. — *Herbelot*, Biblioth. Orient. — Wilken's Geſchichte der Kreuzzüge. — Schloſſer's Weltgeſchichte. 3. B. 1. Th. — und endlich Phil. Lor. Withofs Geſchichte des meuchelmörderiſchen Reiches der Aſſaſſinen: unſtreitig von allen das unbedeutendſte, ſowohl in Beurtheilung der Quellen, als in Behandlung ſeines höchſt magern Stoffes, und endlich auch eines, ſelbſt hinter den mäßigſten Foderungen weit zurückbleibenden Vortrages; gar nicht zu gedenken der vielen, nichts als Gemeinplätze und Gemeinſprüche enthaltenden, ſogenannten Reflexionen, die den ohnehin nicht

sehr rasch fortschreitenden Gang seiner, im Ganzen genommen, wenig reichhaltigen Erzählung nur noch schleppender machen. — Eine eigentliche, zusammenhängende, und in sich abgeschlossene Geschichte der Assassinen blieb sehr lange Zeit ein unbefriedigtes Bedürfniß. Bei den orientalischen, wie griechischen und abendländischen Geschichtschreibern findet man nur Bruchstücke, zwar in Menge, aber, weil durch die verschiedensten Veranlässe herbeigeführt, auch größtentheils in einem von daher rührenden, bisweilen nicht wenig täuschenden prismatischen Licht dargestellt. Alle in so großer Anzahl vorhandenen Bruchstücke zu sammeln, mit einander zu vergleichen, mit scharfsinnigem Urtheil sie zu prüfen und zu sichten, sie hierauf zu einem ganzen, gehörig gegliederten Körper zu vereinigen, und diesen mit einem belebenden Hauche der Geschichte zu beseelen: dieß war gewiß keine leichte Aufgabe, die jedoch einer der berühmtesten und größten neuern Orientalisten, nämlich Herr Joseph von Hammer, glücklich löste. Wie Alles, was nachher noch aus dieser, dem hohen Orient ausschließlich geweihten Feder floß, hat auch die Geschichte der Assassinen aus morgenländischen Quellen ihre seltenen, vor allen denselben Gegenstand behandelnden Schriften sie auszeichnenden Verdienste. Nur Schade, daß Herr von Hammer seine, zwar kleine aber sehr inhaltsreiche, historische Schrift noch mit mannigfaltigen Bemerkungen ausschmücken zu müssen glaubte, die doch offenbar durchaus nicht das Gepräge seines ihm eigenthümlichen bessern Geistes tragen. So z. B. macht er eine Zusammenstellung des monstruösen Ordens der Assassinen mit den Tempelrittern, und spricht dann, mit einer an ihm nicht gewöhnlichen, unbegreiflichen Oberflächlichkeit, über den durch wunderbare Heldenthaten, und die erhabenste Selbstaufopferung ausgezeichneten, und damals von dem ganzen christlichen Mittelalter geehrten und bewunderten Orden der Tempelritter, das harte, noch auf nichts fest gegründete Urtheil aus, daß derselbe mit dem höllischen Bunde der Assassinen gleiche Tendenz gehabt habe, nämlich schrankenlose Herrschsucht und Umsturz aller Thronen und bestehenden Ordnung. — Der noch

immer vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte schwebende Prozeß der Tempelritter ist noch lange nicht entschieden. Die Debatten darüber haben eigentlich noch gar nicht begonnen. In Haufen aufgeschichtet liegen zwar die Acten in den französischen Archiven; aber, was wirklich unbegreiflich ist, kein französischer Gelehrte, von denen doch nicht wenige sich bisher in den Bergwerken des Orients so sehr abmüheten, ohne gerade immer eine besonders reichhaltige Ausbeute zu Tage zu fördern, hat bis jetzt noch diesen für die Geschichte des Mittelalters und der Menschheit so wichtigen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit würdig gehalten, die darüber vorliegenden Akten von ihrem Staub und Moder gereiniget, sie mit unbefangenem, weil christlichem Blicke sinnig durchgangen, und dann mit einem, dieselben begleitenden, vorurtheilsfreien historischen Berichte sie der Welt zur Entscheidung vorgelegt. Sicher würde eine solche Arbeit belohnender gewesen seyn, als das Uebersetzen so mancher Faseleien aus persischen und arabischen Dichtern, oder auch das Zusammenstoppeln eines arabischen Buchhändlercataloges sogenannter orientalischer gelehrter Werke. Wahrscheinlich erwarten jene Akten ihre Erlösung erst von dem eisernen Fleiße, der nicht zu ermüdenden Beharrlichkeit und dem ausdauernden, vor keiner Arbeit zurückschreckenden Muthe eines deutschen Gelehrten. Gewiß wird dieser auch noch einst, und vielleicht bälder als man jetzt zu hoffen berechtiget seyn könnte, erscheinen, und wahrscheinlich wird dann auch von manchem schauderhaften Verbrechen, das Nacht und Finsterniß schon so lange deckten, der grauenvolle Schleier hinweggenommen, und andererseits mancher höchst ehrwürdige, aber von der triumphirenden Ungerechtigkeit gebrandmarkte Name durch das Dunkel verflossener Jahrhunderte gerettet werden. Bis dahin, bis nämlich jene Akten, reif zum Spruch, der Welt zur Entscheidung werden vorgelegt seyn, enthalte man sich doch jedes eben so vermessenen als harten Urtheils über einen Orden, dem die Schuhriemen zu lösen unser gegenwärtiges Zeitalter vielleicht nicht einmal würdig seyn möchte. — Aber noch weit unverantwortlicher, und wahrhaftig einem so großen Orientalisten

wenig Ehre machend ist es, wenn Herr von Hammer sogar die Assassinen mit den Jesuiten in Berührung bringt, und in den Bestrebungen beider Theile eine Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zu finden glaubt. O, mein Gott! hier auf der einen Seite ein, die Menschheit entehrender, alles Göttliche und Heilige verhöhnender Orden ruchloser Meuchelmörder, und auf der andern Seite der edelste und erhabendste Männerbund, den nur Liebe zu Gott, brennendes Verlangen, die alle Völker beglückende und beseligende Religion Jesu selbst in den entferntesten Ländern zu verbreiten, glühender Eifer für das ewige Heil der Menschen, und die reinste Liebe zu den Wissenschaften, diesen edeln Gefährtinnen des geselligen Lebens, erzeugt hatten: ein Orden, der in dem langen Zeitlaufe von mehr als zweihundert Jahren, durch die religiöse und wissenschaftliche Bildung, die er den, während dieses Zeitraumes aufblühenden Generationen ertheilte, in jedem Lande der Kirche, dem Staate und selbst dem Heere eine Menge der ausgezeichnetesten, größten und berühmtesten Männer geschenkt hat, und dessen ununterbrochenen, mit der schwersten Selbstaufopferung und der beispiellosesten Selbstverläugnung verbundenen Anstrengungen in allen vier Welttheilen die gesegnetesten und herrlichsten Früchte hervorgebracht haben. — Allem Ansehen nach ist Herr von Hammer noch nicht alt genug, um in seiner Jugend viele einzelne Jesuiten, und noch weniger ganze Collegien derselben gekannt zu haben. Eben so läßt es sich auch mit apodiktischer Gewißheit voraussetzen, daß er je weder die Institutionen des heiligen Ignatius gelesen, noch auch mit einer wahrhaften, aus ächten Quellen geflossenen und auf zuverlässigen Urkunden sich stützende Geschichte des Jesuitenordens sich bekannt gemacht, und endlich auch, daß er von den vielen, kurz vor und nach Unterdrückung des Ordens, erschienenen, denselben vollkommen rechtfertigenden und dessen Unschuld bis zur höchsten Evidenz darthuenden Schriften auch nicht eine einzige seiner Aufmerksamkeit würdig gehalten hat. Offenbar war also blos das seichte Gewäsch der Encyclopädisten, in Verbindung mit den boshaften Umtrieben der spinnenartigen Jansenisten und der

damaligen Reformirten in Holland die einzige Richtschnur, welcher Herr von Hammer in seinem eben so liebloſen als oberflächlichen Urtheil über die Jesuiten folgen zu müssen geglaubt hat. — Von noch manchen andern in Herrn von Hammers Schriften gegen die katholische Kirche und deren Institutionen gerichteten hämischen Seitenblicken wollen wir gar nicht sprechen. An dergleichen sind wir längst schon gewöhnt. Das, was man nicht kennt und durchaus nicht kennen lernen will, nur um so mehr zu schmähen und zu lästern, ist ja bekanntlich eine, den immer toleranter werdenden Gegnern unserer Kirche ganz eigenthümliche Artigkeit, von der sie unmöglich lassen können, und die wir ihnen um so mehr zu gut halten müssen, da wir ja Alle die lebendige Ueberzeugung haben, daß sie, trotz allem ihrem Singen, Sagen und Schmähen, doch am Ende — *Non praevalebunt.*

1. Kurz vor der Zeit, als die Abendländer anfingen, zur Eroberung des heiligen Landes nach dem Orient zu ziehen, erhob sich in Asien ein neuer, seiner Natur und seinem innern Wesen nach bis dahin auf der ganzen Oberfläche der Erde noch nie bestandener Staat, eine scheußliche Mißgeburt der unnatürlichsten Herrschsucht und des schrecklichsten, teuflischsten Fanatismus, der je noch die Gottheit lästerte, die Schöpfung entweihete und alle Würde des Menschen mit Füßen trat. Die Abendländer nannten diesen neuen Staat das Reich der Assassinen, dessen Oberhaupt, das sich der Alte vom Berg nannte, obgleich er kaum über sechzig tausend Seelen gebieten konnte, dennoch die größten und mächtigsten Monarchen Asiens und zum Theil selbst des Abendlandes zittern machte und von ihnen reiche Geschenke oder bisweilen gar Tribute zu erpressen wußte. — Die Wiege dieses neuen Staates der Meuchelmörder war Persien; der Gründer desselben hieß Hassan Sabah, und die Grundlage, die er seiner neuen Schöpfung gab, war die geheime

Lehre der Ismaëliten, der zahlreichsten und gefährlichsten aller mohamedanischen Secten. — Bekanntlich theilten sich die Moslemin in zwei, sich gegenseitig der Ketzerei beschuldigenden, religiösen Partheien, nämlich der Schiiten und Sunniten, das heißt, der Anhänger des Hauses Ali und der Anhänger des Hauses Abbas. Aber auch unter den erstern entstand eine Spaltung, indem ein Theil derselben behauptete, daß die oberste Priesterwürde, oder das Imamat, von dem Urenkel Ali's nicht auf dessen ältesten Sohn, wie andere glaubten, sondern auf einen seiner nachgebornen Söhne, Namens Ismaël, übergegangen sey. Alle, die dieser Meinung huldigten und bald die Mehrzahl ausmachten, nannten sich Ismaëliten, und ihre Meinung gewann eine um so höhere Bedeutung, da sie zugleich lehrten: das Imamat, oder der Geist Gottes — denn einige ihrer ärgsten Schwärmer setzten sogar das Erstere dem andern gleich — vererbe sich in der Familie ihres Stifters und ginge durch Wanderung von einem Leibe in den andern über.

2. Die Ismaëliten sind eigentlich nicht als eine, dem Aeussern nach von der schiitischen Parthei getrennte Secte, sondern als ein eigener, unter den Aliten bestehender Orden zu betrachten, der es sich zum Hauptzwecke seines Strebens gemacht hatte, das Haus Abbas zu stürzen und dafür die Fatimiten, die ihre Abkunft von Ismaël, dem Ururenkel Alis, ableiteten, immer mehr zu erheben und ihnen endlich den ungetheilten Besitz des Kaliphats zu verschaffen. Dieser Orden hatte sich nach und nach eine, seinem Zwecke vollkommen entsprechende Organisation gegeben. Er hatte einen Großmeister, der, weil die Ismaëliten und deren Lehre von den Fatimiten in Aegypten ihres eigenen Vortheils wegen, und besonders von dem wahnsinnigen Kaliphen Hakem ungemein begünstigt und be-

schützt wurden, zu Cahiro in einem prächtigen Gebäude, das man das Haus der Weisheit nannte, seinen Sitz hatte. Unter ihm standen in verschiedenen Abstufungen mehrere Unterhäupter; endlich kamen die Dais, Lehrer, Werber, die unter einem Oberdai standen und als Missionäre in die fernsten Länder gesandt wurden, um dem Orden und dessen Lehre neue Anhänger zu gewinnen. Nach den Dais kamen die Refik, die Gehülfen, diese waren gleichsam wie in der christlichen Kirche die Diakone, denen jedoch das Lehramt untersagt war; sie hatten blos den Auftrag, zu forschen, welche Leute für das Lehrsystem des Ordens besonders empfänglich wären und diese alsdann den Dais anzuzeigen. Diese hatten in Beziehung auf die Art, wie sie ihr Lehramt verwalten sollten, ganz eigene, zum Theil auf große Menschenkenntniß gegründete Vorschriften. Eine derselben verdient vorzüglich bemerkt zu werden, diese lautet: Streue den Samen deiner Lehre nicht in unfruchtbaren Boden aus; predige auch nicht in einem Hause, in welchem eine Lampe ist. Damit wollte man sagen, daß sie nicht dumme, einfältige, daher am Alten hängende Leute zu bekehren suchen sollten; ihre Worte würden sie bei diesen fruchtlos verschwenden; und auch daß sie ihre Lehre in keinem Hause vortragen sollten, wo eine Lampe, das heißt, ein gelehrter, weiser, der Gesetze kundiger Mann wäre, indem ein solcher nicht nur ihre Lehre nicht annehmen, sondern sie verachten, ja sogar verrathen und zu verfolgen suchen würde. — Als die Herrschaft der Fatimiten in Aegypten vollkommen befestigt war, überschwemmten bald die Dais und Refiks des Ordens ganz Asien; machten überall eine Menge Proselyten und wurden von Zeit und Umständen so sehr begünstiget, daß sie selbst unter den Emirs und Statthaltern von Sultanen, die Sunniten, mithin Anhänger des Kaliphen von Bagdad waren, viele

für ihre Parthei gewannen; die hierauf, obgleich dem äussern Schein nach zu der Lehre der Sunniten sich bekennend, dennoch im Geheim die Ismaëliten auf alle Weise schützten und deren Streben zu befördern suchten. Wirklich trugen auch die anhaltenden geheimen Umtriebe dieses Ordens und dessen zahlloser Emissäre zu der allmähligen Auflösung des Kaliphats von Bagdad, zu der immer größeren Beschränkung der Macht des abbassidischen Kaliphen, sowie zu der beinahe völligen Vernichtung alles Ansehens desselben ganz ungemein vieles bei.

3. Aber die Ismaëliten, denen es gleich allen, stets und zu allen Zeiten blos den Umsturz der Thronen und alles Bestehenden bezweckenden geheimen Orden weder an Geheimnissen, noch an Weihungen und Graden der Weihe fehlte, hatte ebenfalls eine geheime Lehre, in die jedoch nur jene, die den letzten und höchsten Grad der Weihe erhalten hatten, eingeweihet wurden. Diese Lehre war ein monstruöser Auswuchs und grauenvolle Mischung verdorbener altpythagoräischer und neupersischer und indischer Philosophie und Mystik, die, auf den Koran angewendet, alle Gebote, Vorschriften, Einrichtungen und Ceremonien blos allegorisch deutete, nichts als wesentlich anerkannte, alle Religion in sogenannte Philosophie auflöste, daher auch jene schrankenlose Freiheit im Denken und Urtheilen gestattete, die nun bald, und zwar auf dem kürzesten Wege, zu einer eben so völlig unbeschränkten Freiheit im Handeln und endlich zu einem vollendeten, völlig abgeschlossenen System von Irreligiosität und der schrecklichsten Ungebundenheit, Sittenfrechheit und gänzlicher Gesetzlosigkeit führen mußte; und diese geheime Lehre war es, welche Hassan Sabah, der Stifter des Assassinenbundes, zur Grundlage seines neuen Staates machen wollte und mit ganz unerwartetem Erfolge auch wirklich machte.

4. Hassan war der Sohn eines gemeinen Bewohners von Chorasan, Namens Ali. Da jener aber schon in früher Jugend von allen Menschen sich ausscheiden und eine höhere Bedeutung sich beilegen wollte; so leitete er seine Abkunft von einem gewissen Sabbah ab, der vor vielen Jahren in Kufa lebte, schon während seines Lebens in dem Rufe der Weisheit und Heiligkeit stand, und auch lange Zeit nach seinem Tode noch immer von den Muselmännern als ein Heiliger verehrt ward. Auf den Grund dieser vorgeblichen Abstammung legte nun auch Hassan sich den Namen Sabbah bei, ohne daß jedoch seine Behauptung bei irgend einem Einwohner von Chorasan auch nur den mindesten Glauben gefunden hätte. Aber nun war auch Hassans Vater Ali in der ganzen Landschaft in den Verdacht nicht nur schiitischer Ketzerei, sondern sogar des Atheismus und einer völligen Irreligiosität gerathen. Um den bösen Folgen, welche dergleichen umherlaufende Gerüchte für ihn herbeiführen könnten, zu entgehen und seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, ging er nicht nur selbst in ein Derwischkloster, sondern schickte auch seinen Sohn Hassan nach Nischabur in die Schule eines gewissen Mowaseck, der wegen seiner hohen Weisheit, Gelehrsamkeit und frommen und strengen Anhänglichkeit an die Lehre der Sunniten für ganz Persien ein Gegenstand der höchsten Verehrung und Bewunderung war. Mowaseck war schon in sehr hohem Alter; hatte seit einer langen Reihe von Jahren wißbegierigen Knaben und Jünglingen Unterricht ertheilt, und da in dem langen Laufe dieser Zeit mehrere von Mowasecks Schülern, wahrscheinlich ihrer größern Talente wegen, zu sehr bedeutenden Ehrenstellen im Staate gelangt waren; so hatte sich nach und nach in ganz Persien das Vorurtheil gebildet, daß alle Jünglinge, welche bei Mowaseck den Koran studirten, auch ihr zeitliches Glück dadurch begründeten und ihnen

in reifern Jahren Reichthum, großes Ansehen und hohe Aemter zu Theil werden würden. Natürlich mußte diese, beinahe allgemein geglaubte Sage den Zulauf studirender Jünglinge, größtentheils aus den reichsten und angesehensten Familien, nach Nischabur in die Schule des großen Mowafecks ungemein vermehren. Als nun auch Hassan dahin kam, fand er unter seinen Mitschülern einen Jüngling von seltenen Fähigkeiten und einer nicht minder großen und seltenen Gutmüthigkeit, Namens Nisam *). An diesen schloß sich nun Hassan an; und als ihr jugendlicher Freundschaftsbund schon ziemlich sich befestiget hatte, machte Hassan eines Tages dem Nisam, und zwar in Gegenwart eines Dritten, folgenden Vorschlag: „Ihr beide," sagte er, „wisset so gut wie ich, daß die allgemeine Meinung gehet: derjenige, welcher in der Schule Mowafecks studiere, werde zu großen Ehren und Aemtern gelangen. Wenn nun auch dieses prophetische Wort nicht gerade bei jedem in Erfüllung gehen sollte; so glaube ich doch, daß es sich wenigstens immer bei Einem von Dreien bewähren wird. Machen wir drei nun also einen Bund mit einander, daß der, welchen von uns einst ein solches Glück treffen sollte, es mit den beiden andern theilen wolle." Beide nahmen den Vorschlag an und gingen auch die diesfalls gegenseitigen Versprechungen ein.

5. Nachdem Hassan seine Studien in Nischabur vollendet hatte, kehrte er wieder nach Chorasan zurück, wo er mehrere Jahre ganz still und unbekannt lebte.

*) Es ist dieß derselbe, dem Leser schon bekannte Nisam, der nachher als Großvezir zweier Sultane das ungeheure Reich länger als dreißig Jahre mit ungemeiner Weisheit und Gewissenhaftigkeit beherrschte. — Man sehe der Forts. B. XXV. Abschn. 14. §. 10. in der Note.

Seine Anfänge fallen demnach erst in die Regierungsperiode des großen Sultans Maleck-Schah. Als nämlich Hassans ehemaliger Jugendfreund Nisam, der schon unter der Regierung Aspartans mehrere der ersten Aemter des Reiches bekleidet hatte, nun unter dessen Nachfolger, dem Sultan Maleck-Schah, gar zu der höchsten Würde des Reiches, nämlich zu der des ersten Vezirs, war erhoben worden, eilte Hassan unverzüglich an das Hoflager des Sultans, ging zu dem Großvezir, erinnerte ihn an den in ihrer Jugend geschlossenen Bund, und indem er ihm alle in dem Koran enthaltenen Drohungen gegen Wortbrüchige scharf an das Herz legte, foderte er ihn auf, jetzt seine ehemaligen Versprechungen gegen ihn zu erfüllen. Dazu war der edle Nisam sogleich bereit. Er stellte ihn dem Sultan vor, der, auf die Empfehlung seines Großvezirs, ihm an seinem Hofe eine sehr ehrenvolle, mit reichen Einkünften verbundene Stellung gab. Dem Ehrgeize Hassans öffnete sich nun eine immer glänzender werdende Bahn. Da es ihm weder an Verstand, noch an Schlauheit und Arglist gebrach, so wußte er, durch eine gewisse verstellte Freimüthigkeit, die ihm das Ansehen eines streng sittlichen, wahrheitliebenden Mannes gab, sich bald bei dem Sultan so sehr einzuschmeicheln, daß dieser auch über die wichtigsten Angelegenheiten sich mit ihm besprach und gewöhnlich auch dessen Rath befolgte. Jetzt genügte dem Stolz Hassans keine untergeordnete Stelle mehr. Die höchste Würde im Reiche, das Vezirat, war der einzige Gegenstand seines Verlangens; und gewissenlos und ohne alles Gefühl für Ehre, Tugend und Dankbarkeit, sann er nun nach nichts geringerem, als auf dem Sturz seines Freundes und großmüthigen Wohlthäters das Gebäude seiner künftigen Größe zu errichten. Mit der ihm eigenen Arglist, die kein zum Zwecke führendes Mittel verschmähete, legte er es darauf an, daß alle und selbst

die mindesten Versehen des Divans zur Kenntniß des Sultans gebracht wurden; und wohl vorausſehend, daß Maleck-Schah ihn darum befragen werde, benutzte er jede ſolche Gelegenheit, dem Sultan nach und nach die widrigſten Eindrücke gegen ſeinen Großvezir beizubringen und deſſen bisherige Dienſtleiſtungen und Verdienſte in ein immer ſchwächeres und zweideuteriges Licht zu ſetzen. Dem edeln Niſam entgingen die Ränke ſeines boshaften Nebenbuhlers nicht, und ſchon überlegte er es bei ſich, ob es für ihn nicht rathſamer wäre, ſeine Würde freiwillig niederzulegen und ſich vom Hofe zu entfernen, als ein ganz unvorgeſehener Zufall, der nach Haſſans Meinung den Sturz des Vezirs beſchleunigen ſollte, nun gerade das eigene Verderben des Undankbaren herbeiführte. Sultan Maleck-Schah nämlich hatte ein ganz auſſerordentliches Verlangen, die Bilanz aller Einnahmen und Ausgaben ſeines ungeheuern Reiches vor Augen zu haben; und Haſſan machte ſich nun anheiſchig, dem Sultan ſchon in vierzig Tagen dieſe Bilanz vorzulegen, zu deren Verfertigung der Großvezir eine weit größere Zeit gefodert hatte. Der Kaliph, höchſt vergnügt über Haſſans Anerbieten, nahm daſſelbe unbedingt an, ſtellte demnach alle Beamte und Schreiber ſeiner Kammer und ſeines Schatzes zur Verfügung Haſſans, der nun mit dieſen ſo fleißig arbeitete, daß es ihm wirklich gelang, in der beſtimmten Friſt die ſich ſelbſt gemachte ſchwere Aufgabe ſiegreich zu löſen. Aber durch ein ſonderbares Verhängniß ward nun gerade der Augenblick ſeines eingebildeten Triumphs der Augenblick ſeines Falles; denn an demſelben Tage, vielleicht noch in derſelben Stunde, in welcher er Maleck-Schah die Bilanz überreicht hatte, mußte er, mit Schande und Schmach bedeckt, auf den Befehl des Sultans den Hof und die Stadt verlaſſen *).

*) Die eigentliche Urſache ſeines Sturzes blieb ein Ge-

6. Mit bitterm Groll im Herzen gegen den Sultan und dessen Großvezir trieb sich nun Hassan mehrere Jahre in den obern Provinzen Persiens herum; am längsten hielt er sich in Ispahan bei einem Reis *) auf, der sich Abulfasal nannte und sein vertrauter Freund geworden war. Schon damals brütete Hassan über einem Plan, dessen vielleicht ihm nur noch dunkel vorschwebende Grundidee offenbar die einer fest in sich verschlungenen und ihrem Oberhaupte blindlings gehorchenden Genossenschaft war; denn als er

---

heimniß. Die orientalischen Geschichtschreiber selbst wissen nichts Bestimmtes anzugeben und überlassen sich blos eigenen Muthmaßungen, wovon eine immer unwahrscheinlicher als die andere ist. So z. B. sagen sie: der Großvezir habe wahrscheinlich Mittel gefunden, aus der schon fertigen Bilanz mehrere Blätter und Belege zu entwenden, und als Hassan, über die dadurch entstandene Verwirrung und Unvollständigkeit der Rechnung sich bei dem Sultan nicht habe rechtfertigen können, sey dieser so sehr darüber in Zorn entflammt, daß er den Hassan auf der Stelle von seinem Hofe fortgejagt habe. — Wie dürftig und ungenügend diese Erklärung sey, wird jeder unserer Leser von selbst fühlen.

*) Reis ist ein arabisches Wort und bezeichnet einen Vorstand, überhaupt einen Solchen, dem die Leitung irgend eines öffentlichen Geschäfts oder einer öffentlichen Angelegenheit, bedeutend oder unbedeutend, übertragen ist. Noch heut zu Tage wird der Vorstand der türkischen Staatskanzlei in Constantinopel, der alle Depeschen und Befehle des Sultans zu unterzeichnen hat, und ungefähr dasselbe ist, was man an den andern europäischen Höfen den ersten Staatssecretär zu nennen pflegt, Reis (also nicht Reichs, wie man bisweilen hört und liest), Effendi genannt. Außer dem ist diese Benennung gegenwärtig auch noch bei der türkischen Marine eingeführt. Der oberste Steuermann, wie jeder Schiffs- oder Galeerenkapitän führt den Titel Reis. (*Herbel.* biblioth. Orient.)

eines Tages sich wieder in Klagen über den Sultan und dessen Vezir ergossen hatte, sagte er zu Abulsasal: „Hätte ich nur zwei bis drei mir blindlings ergebene Gehülfen, so wollte ich mit dem Türken und dem Bauern (Sultan Maleck-Schah und dessen Großvezir Nisam) bald fertig werden.“ Aber nun glaubte Abusasal, sein Freund rede irre; denn gegen einen Sultan, der den größten Theil Asiens beherrsche, und einen Vezir, den ganz Persien als den größten und weisesten Staatsmann verehre, in die Schranken treten zu wollen, hielt Abusasal für einen klaren Ausbruch von Wahnsinn. Wie es scheint, errieth Hassan die Gedanken seines Freundes, denn er verließ ihn bald darauf und zog von Ispahan hinweg. Nachdem er jetzt wieder einige Zeit, jedoch gewiß nicht planlos, in Persien herumgeirret war, machte er Bekanntschaft mit einem der vielen, ganz Asien durchziehenden Dais (Missionäre), ließ sich von demselben in den Orden der Ismaëliten aufnehmen, schwur in dessen Hände dem fatimitischen Kaliphen den gewöhnlichen Eid der Treue und erhielt bald darauf, nachdem er in alle Mysterien der ismaëlitischen Gott- und Sittenlosigkeit eingeweiht war, von dem ägyptischen Vorsteher der Missionen für Irak die Würde eines Dais, das heißt, wie wir schon wissen, eines Glaubenslehrers und Thronwerbers. Noch mehr entflammt durch seinen Haß gegen den Sultan und dessen Vezir, die bekanntlich beide Sunniten waren, trat er nun als ein begeisterter Anhänger der Aliten auf, predigte in Geheim mit eben so viel Wärme als Erfolg und gewann in kurzer Zeit für den Fatimiten wie für den Orden eine Menge Proselyten. Aber für seine großen und erfolgreichen Bemühungen wollte nun Hassan auch den, ihm gebührenden Dank erndten und beschloß daher, sich nach Aegypten an den Hof des Kaliphen Mostanser zu begeben.

7. Der Ruf ſeiner großen Talente, ſeines glühenden Eifers für die Sache der Fatimiten wie für die Lehre der Ismaëliten und auch von der großen Gunſt, in der er einſt bei dem mächtigen Sultan Maleck-Schah geſtanden, ging Haſſan voran. Von dem Großmeiſter wie von dem Kaliphen ſelbſt ward er mit der größten Auszeichnung empfangen. Moſtanſer ließ ihm eine prächtige Wohnung anweiſen und überhäufte ihn mit Gunſt- und Ehrenbezeugungen. Haſſan blieb keine zwei volle Jahre in Cairo. Obgleich er nun während ſeines Aufenthalts dem Kaliphen nicht vorgeſtellt ward, bekümmerte ſich doch dieſer ſehr ſorgfältig um Alles, was den hochgefeierten Lehrer und Thronwerber betraf, und ſprach von ihm ſo oft und ſtets mit ſo großen Lobeserhebungen, daß dieß endlich die Aufmerkſamkeit des Großvezirs, des dem Leſer ſchon bekannten gewaltigen Bedr's, erregte. Unſtreitig hätte es dem Haſſan weder an Ehrgeiz, noch an Kraft, Verſtand und Gewandtheit gefehlt, dem Kaliphen endlich den nöthigen Muth einzuflößen, ſeinen ihm ohnehin läſtigen Vezir von den Geſchäften zu entfernen und ihm, dem Haſſan, das Vezirat zu übertragen, der hierauf, weil ohnehin von dem zahl- und einflußreichen geheimen Orden unterſtützt, ſchon in ſeinem unternehmenden kühnen Geiſt die Mittel gefunden haben würde, ſich auf ſeinem Poſten zu behaupten. Aber nun erhob ſich an dem Hofe des Kaliphen eine Streitfrage über die Thronfolge. Monſtanſer wollte ſeinen älteſten Sohn Neſar zu ſeinem Nachfolger erklären, während der Vezir der Meinung war, des Kaliphen jüngerer Sohn Moſtali ſey allein des Thrones würdig. Haſſan erklärte ſich für Neſar und behauptete nach der Lehre der Ismaëliten, daß das Immamat nur auf den Erſtgebornen übergehen könne. Da Haſſans Behauptung auch ſogleich die Beiſtimmung des Ordens erhielt, und dieß den Kaliphen nur um ſo

mehr in ſeiner Meinung und in ſeinem Willen beſtärkte; ſo ward es endlich dem Vezir zu arg, und ohne ſich um den Großmeiſter und deſſen Ober- und Unterdais, Refiks und anderm Geſchmeiße viel zu bekümmern, ließ er den Haſſan bei nächtlicher Weile ergreifen und in einem Gefängniſſe einſperren. Zufälliger Weiſe ſtürzte in derſelben Nacht einer der feſteſten Thürme Cairo's von ſelbſt ein. Dieß rettete dem Haſſan das Leben. Ganz Cairo deutete nämlich den Einſturz des Thurms als ein zu Gunſten Haſſans ſprechendes Wunder, und um einem Aufſtand, obgleich der unerſchrockene Bedr dieſen nicht gefürchtet haben würde, dennoch zuvorzukommen, ward zwar des Lebens Haſſans geſchont, er aber doch auf ein ſegelfertiges Schiff gepackt, das ihn nach Nordafrika führen ſollte. Nach Haſſans Entfernung gab der Kaliph wie gewöhnlich dem Willen ſeines Vezirs nach, und erklärte den jüngern Sohn Moſtali zu ſeinem Nachfolger auf dem Thron wie in dem Kaliphat. — Das Schiff, das den Haſſan nach einer fernen Zone bringen ſollte, war kaum auf der hohen See, als ein furchtbarer Sturm ſich erhob; ſchrecklich wütheten die entfeſſelten Winde und die brauſenden, thurmhoch aufſteigenden Wogen droheten jeden Augenblick das Schiff in den Abgrund zu ziehen. In der größten Verwirrung lief das Schiffsvolk hin und her, alle Kräfte anſtrengend, wo möglich das Schiff zu retten. Aber immer heftiger ward der Sturm, immer größer der Schrecken und die Beſtürzung der Schiffsmannſchaft. Nur Haſſan verlor keinen Augenblick ſeine Kaltblütigkeit, ſchauete ruhig und mit heiterm Blicke in das Toben der Wellen hinein. Seine Reiſegefährten, ganz erſtaunt darüber, fragten ihn endlich, wie es doch möglich ſey, daß er bei der gegenwärtigen, immer drohender werdenden Gefahr ſo ganz ruhig und unbekümmert bleiben könnte? „Warum," erwiederte Haſſan, „ſollte

ich mich beunruhigen, da mein Herr (Sidna) mir versprochen hatte, daß mir kein Unfall begegnen sollte*)." Als nun wirklich bald darauf der Sturm sich legte und das Meer wieder ruhig ward, betrachteten alle, die in dem Schiffe waren, den Hassan als einen mit höhern Kräften und Kenntnissen ausgerüsteten Vertrauten des Himmels; und indem dieser, ein ganz gewöhnliches Naturereigniß schlau benutzend, sich jetzt den Anschein gab, als wenn er den Winden und Wellen gebieten könne, erwarb er sich wirklich und in der That eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther seiner Reisegefährten, die von jetzt an sämmtlich seine wärmsten und eifrigsten Anhänger wurden. Ein dem Schiffe ungünstiger, aber dem Hassan desto günstigerer Wind zwang den Steuermann von seiner Richtung abzuweichen, so daß das Schiff, anstatt an der Küste von Nordafrika, an den syrischen Küsten landete, wo Hassan sogleich an das Land trat, zuerst nach Haleb ging, und dann nach einem kurzen Aufenthalt allda wieder nach Persien zurückkehrte.

8. In der Dunkelheit des Kerkers, unter dem Gekrach des einstürzenden Thurms und dem brausenden Wogen des empörten Meeres hatte Hassan seinen Plan in allen seinen Theilen durchdacht und zur völligen Reife gebracht. Zwar fuhr er mit demselben Eifer fort, Proselyten für die Lehre der Ismaëliten zu machen; aber jetzt nicht blos für das Thronrecht der

*) Der geheimen Lehre des Ordens der Ismaëlis zu Folge gab es einen obersten, aber für jetzt noch unsichtbaren Imam, der jedoch zu seiner Zeit sichtbar auf Erden werden würde. Diesen unsichtbaren, obersten Imam nannten sie nun Sidna, das ist, Herr. Den fatimitischen Kaliphen betrachteten sie als den einstweiligen Stellvertreter jenes obersten, jedoch erst zu seiner Zeit sichtbar werdenden Imams.

Fatimiten, sondern blos für seine Herrschaft, jedoch stets im Namen des Kaliphen*). In der Genossenschaft, die er jetzt zu gründen im Begriffe stand, sollten Religion und Glaube zu gleicher Zeit mit völliger Irreligiosität und dem ruchlosesten Unglauben aufblühen, und die größte, weder durch moralische noch positiv weltliche Gesetze beschränkte Willkühr und Ungebundenheit mit dem strengsten, blindesten Gehorsam sich vereinigen und dieser doppelte monstruöse Verein die Grundlage seines auf eigene Rechnung zu errichtenden Staates seyn. Obgleich er nun in diesem mehrere Abstufungen und Grade der Weihe einführen wollte, so sollten doch, seinem Plane gemäß, die Eingebürgerten desselben eigentlich nur in drei Hauptklassen zerfallen. Die Erste sollte aus solchen bestehen, die den höchsten Grad der Weihe erhalten hatten, das heißt, die in des Ordens von Cairo geheime Lehre waren eingeweihet worden, eine Lehre, die jedoch Hassan jetzt noch von Allem, was auch nur einen Schein von positivem Glauben trug, völlig gesäubert hatte. Ihr zu Folge gab es keinen Unterschied zwischen Tugend und Laster, und die Quintessenz ihrer Weisheit war: „Erlaube dir Alles und fürchte Nichts.“ — Natürlich mußte bei Allen, die, weil unfähig einen Himmel zu verdienen, aber desto begieriger allen, auch den strafbarsten Lüsten sich ungescheut zu überlassen, weder an einen Himmel noch an eine Hölle glauben wollten, diese Lehre ungemeinen Eingang finden. Aber die Zahl dieser Eingeweihten, welche die eigentlichen

*) Da das gesammte Volk der Muselmänner des Glaubens war, daß der Kaliph, bei den Sunniten der abassidische, bei den Schiiten der fatimitische Kaliph, der Mittelpunkt und Ausfluß aller Macht und Herrschaft sey, so konnte Hassan, besonders da er eine weltliche und zugleich religiöse Herrschaft gründen wollte, nur unter der Aegide des Namens eines Kaliphen auftreten.

Gehülfen des Großmeisters seyn sollten, war sehr klein; denn Hassan sah sehr wohl ein, daß er nicht sowohl der Köpfe als der Arme bedürfte. Nach den Eingeweiheten kamen die Auserwählten, welche die zweite Klasse bildeten, und aus lauter Jünglingen oder jungen starken Männern bestanden, die Hassan oder der jedesmalige Großmeister sich zu Werkzeugen und Vollstreckern seiner Befehle wählen würde. Diesen war Alles erlaubt; das Einzige, was von ihnen gefordert ward, war blos blinder, völlig willenloser Gehorsam gegen jedes Gebot des Großmeisters. Sie bildeten daher dessen Leibwache, und man nannte sie nachher die Weißen, weil sie weiße Kleider mit rothen Gürteln und Mützen trugen: Beides das Symbol der Unschuld und des Blutes, das heißt, des blinden Gehorsams und des Mords, und wodurch sie stets an ihr abgelegtes Gelübde erinnert werden sollten, auf das Gebot ihres Oberhaupts nicht nur ihr eigenes, sondern auch jedes andern Menschen Blut zu vergießen. Auf welche Weise und durch welche Mittel man diesen Unglücklichen nicht nur einen solchen unbeschränkten Gehorsam nachher einzuflößen, sondern sie auch noch so zu begeistern wußte, daß selbst der grauenvollste Martertod, den sie bei oder nach Vollstreckung eines, von ihrem Oberhaupt erhaltenen Mordbefehls würden erleiden müssen, gar noch ein Gegenstand ihres sehnlichsten Verlangens ward: von diesen, in dem tiefsten Abgrund hölliſcher Ruchlosigkeit ersonnenen Mitteln wird in der Folge die Rede seyn. — Zu der letzten Klasse endlich, welche die bei weitem größere Mehrzahl enthielt, gehörten die Gehorchenden, oder sogenannten Profanen, das heißt, die gemeinen Unterthanen. In der Ueberzeugung, daß Willkühr und ungebundene Sittenfreiheit nur für die Beherrscher, aber nicht für die Beherrschten wäre, diese im Gegentheil der Religion und Moral als eines Zügels bedürften, waren

jene zur strengsten Beobachtung aller Vorschriften des Korans verbunden; und zwar so, daß auf jede Verletzung irgend eines Gebotes, wie z. B. auf den Genuß des Weins, die Todesstrafe gesetzt werden sollte.

9. Da dem Hassan die Sprache ganz ungemein zu Gebote stand und seiner siegenden Beredsamkeit um so weniger jemand zu widerstehen vermochte, da seine ruhige, kühne und zuversichtsvolle Haltung seinen Worten stets eine noch größere Kraft gab; so vermehrte sich mit jedem Tage sein Anhang, und selbst unter den Reis, unter den Befehlshabern von Schlössern, wie unter andern nicht minder bedeutenden Beamten fand er gerade seine wärmsten und eifrigsten Anhänger. Aber um so mehr fühlte jetzt Hassan die Nothwendigkeit, sich zur Gründung seiner Macht einen festen Mittelpunkt zu verschaffen, in welchem er seine Hauptkräfte concentriren und von wo aus er den Bestrebungen seiner immer zahlreicher werdenden Anhängern eine zweckmäßige Richtung geben könnte. Er warf seine Augen auf die Bergfeste Alamut, ihrer unbezwingbaren Lage und beinahe unersteigbaren Höhe wegen das Geiernest genannt. Unter dreißig in der sehr gebirgigen Landschaft Rudbar gelegenen Schlössern war Alamut das festeste, und ward demnach auch von jetzt an der unveränderliche Sitz Hassans und seiner Nachfolger. Theils durch Kauf, theils durch Zwang erhielt Hassan diese Feste von ihrem bisherigen Besitzer*); und durch dieselben Mittel gelang es ihm,

*) Hassan hatte nämlich vorher so viele seiner Anhänger in die Burg geschickt, daß der Eigenthümer derselben, der Mehdi hieß, wohl einsah, er dürfe den ihm angetragenen Handel nicht zurückweisen. Statt des baaren Geldes gab Hassan ihm jedoch nur einen ganz einfachen Zettel mit den Worten: „Der Reis Mosaffer zahle an Mehdi drei tausend Dukaten als den Preis

jedoch mehr durch Gewalt und List, als durch rechtlichen Kauf, sich nach und nach auch in den Besitz des größten Theils der übrigen in Rudbar gelegenen Bergschlösser zu setzen, und ward auf diese Weise nun bald Herr der ganzen Gebirgsgegend. Jetzt richtete Hassan seine ganze Aufmerksamkeit auf die innere Einrichtung seines neuen Staates, und organisirte nun diesen völlig nach seinem, längst schon ausgebrüteten und unsern Lesern so eben mitgetheilten Entwurf. Wie er selbst ehemals für die Fatimiten und den geheimen Orden von Cairo Anhänger warb, überschwemmten nun auch seine Dais ganz Persien und suchten Schüler und Anhänger ihrem Herrn auf der Burg Alamut zu gewinnen. Auch die Auserwählten, die in ihren weißen Gewändern und mit ihren rothen Gürteln und Mützen nach und nach seine Leibwache bildeten, standen als Wächter auf den Zinnen der Thürme seiner Schlösser und lauschten auf jedes seiner Worte, um bei seinem ersten Wink sich selbst und jedem Andern den Tod zu geben. Die ersten blutigen Opfer des neuen Meuchelmörderordens waren Hassans alte Feinde, der Sultan Maleck-Schah und dessen ehemaliger Vezir Nisam; der Letztere fiel unter dem Dolch eines Assassinen, und der Erstere starb

---

des Schlosses Alamut." Aber Mosaffer war ein Emir und in Diensten des Sultans Befehlshaber mehrerer Schlösser. Mehdi, der gar nicht glauben konnte, daß ein im Lande in so großem Ansehen stehender Mann ihm auf den von Hassan erhaltenen Zettel das Geld geben werde, wollte anfänglich gar nicht zu ihm gehen. Endlich zwang ihn doch die Noth dazu. Aber wie sehr erstaunte er, als Mosaffer, sobald er den Zettel gelesen hatte, ihm sogleich die drei tausend Dukaten auszahlen ließ. Mehdi sah jetzt ein, wie groß und mächtig der Anhang des neuen Sectenoberhauptes schon seyn müsse, und war froh, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu seyn.

wenige Tage darauf und zwar, wie ganz Persien sagte und es beklagte, an einem ihm beigebrachten Gift; denn obgleich der Dolch die eigentliche Waffe der Satelliten Hassans war, so verschmähete dieser doch auch nicht das Gift, sobald dieses eben so schnell zum Zwecke führte. Da man von Nisams Mörder kein Bekenntnisse erpressen konnte, und eben so wenig eine Spur von der Hand zu entdecken war, die dem Sultan den Gifttrank gereicht haben könnte; so fiel auch noch kein Verdacht auf den wirklichen Urheber dieses doppelten Mordes. Aber der Reis-Abulfasal in Ispahan, als er die Kunde von Maleck-Schah's und Nisam's Tod erhielt, erinnerte sich der Worte, die Hassan vor ungefähr zwanzig Jahren zu ihm sprach, eilte demnach nach Alamut und ward einer der wärmsten und treuesten Anhänger Hassans. Als dieser ihn sah, sagte er zu ihm: „Reis! wer war damals wahnsinnig, ich oder du selbst, und wer von uns beiden, du oder ich, hätte zu jener Zeit der aromatischen Getränke und der mit Saffran zubereiteten Speisen am meisten bedurft?*)"

10. Hassans Treiben auf seinen Burgen ward anfänglich, wie es scheint, von der Regierung wenig oder gar nicht beachtet. Man hielt ihn blos für den Vorstand einer religiösen Secte oder Genossenschaft, und seine Burgen für eine, von derselben erworbenes ihr angehöriges Besitzthum; daß es ein Staat im Staate seyn würde, daran dachte Niemand. Als aber Hassans bald mahnende, bald drohende Briefe

*) Diese hatte nämlich damals der Reis, in der Meinung, daß Hassan halb verrückt wäre, demselben vorsetzen lassen, was jedoch Letzterm nicht entging, und daher, wie wir schon erzählt, ihn bewog, von seinem bisherigen Freunde, trotz dessen Bemühungen ihn zurückzuhalten, sich zu trennen.

an Fürsten, Emirs und andere angesehene Personen immer häufiger wurden, und die Nichtbefolgung größtentheils den Meuchelmord zum Lohne hatte; da erwachten Persiens Fürsten und Emirs. Die Vertilgung aller Ismaëliten ward beschlossen. Auch die Imans und Gesetzlehrer erließen, bald aufgefodert, bald unaufgefodert, Gutachten, in welchen alle Ismaëliten — so nannte man jetzt die Anhänger Hassans — als Ungläubige und Feinde der Religion und aller Ordnung im Staate erklärt und alle Statthalter aufgefodert wurden, mit Feuer und Schwert eine gottlose Secte zu vertilgen, gegen welche sogar der Meineid, weil sie selbst ihn lehrten, nicht unerlaubt wäre. Ein furchtbares, gegenseitiges Morden nahm jetzt seinen Anfang. Die Angehörigen der Secte fielen nun schaarenweise unter den Schwertern der Fürsten, aber auch von diesen bluteten viele unter den Dolchen der Fedavis*); und da diese zu ihren Opfern nur Fürsten, Statthalter nnd die vornehmsten und angesehensten Männer sich wählten, so ermüdete auch bald der weltliche Arm in Verfolgung des Ordens, dem endlich der, nach Maleck-Schah's Tod wegen der Herrschaft über Irak und Chorasan entstandene Bürgerkrieg wieder auf lange Zeit Duldung und Ruhe verschaffte. Diesen, ihm so willkommenen Zeitpunkt wußte Hassan zu größerer Ausbildung und Consolidirung seiner Herrschaft trefflich zu benutzen; besonders ließ er es sich angelegen seyn, seine Residenz, die Feste Alamut zu befestigen und für deren Sicherheit zu sorgen. Er umgab sie mit Mauern, Wällen und Gräben, und um sie mit Quellen zu versehen, ließ er einen Kanal graben, der das Wasser

*) Fedavi, die sich selbst Aufopfernden. Diesen Namen führten die Auserwählten, welche in ihren weißen Kleidern und mit ihren rothen Mützen die Leibwache des Großmeisters bildeten und die blinden Vollstrecker seiner Befehle waren.

bis zum Fuße des Schloſſes leitete. Auf ſein Gebot wurden rund umher Pflanzungen und Fruchtbäume angelegt, und die Bewohner der Burg wie der ganzen, von derſelben beherrſchten Landſchaft Rudbar auf alle Weiſe zum Ackerbau ermuntert. Von jetzt an verließ Haſſan niemals mehr ſeine Reſidenz, und ſtets mit Geſchäften überhäuft, ſoll er während ſeiner beinahe vierzigjährigen Regierung nur zweimal auf der Terraſſe ſeiner Burg erſchienen ſeyn. Das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes war, von ſeiner Bergſpitze herab mit göttlichem Anſehen ſeine vielen, ſich immer noch mehrenden und endlich beinahe zahlloſen bethörten Anhänger zu beherrſchen, unaufhörlich auf den Sturz der größten Throne und Reiche zu ſinnen, und durch die Dolche ſeiner Fedavis alle Mächte Aſiens zittern zu machen. Er ſelbſt ließ nie, auch ſelbſt dann nicht, als ſeine Herrſchaft ſich ſchon bis an die Grenzen Syriens erſtreckte, ſich als Sultan oder auch nur als Emir begrüßen. Der Titel, den er ſich beilegte, war blos: Scheich (der Alte) und Scheich-al-Dſchebal, der Alte vom Gebirge. Seine Anhänger nannten ihn blos Sidna, ihren Herrn, weil ſie in ihm den Vorboten jenes höchſten, unſichtbaren Imams erblickten, der jedoch einſt auch ſichtbar auf der Erde erſcheinen würde. — Eben ſo wenig wollte Haſſan eine eigene Dynaſtie gründen. Sein Wille war, daß nach dem Tode eines Großmeiſters deſſen Nachfolger nur durch die freie Wahl der im höchſten Grade Eingeweihten beſtimmt werden ſollte. Der Beweggrund, der dieſer Einrichtung zu Grunde lag, zeigt uns die grenzenloſe Ruchloſigkeit dieſes ungemein kraftvollen, aber von der Hölle erzeugten Böſewichts in ihrem ganzen gräßlichen Umfange. Bei der natürlichen Erbfolge von Vater auf Sohn fürchtete nämlich Haſſan, daß es leicht geſchehen könnte, daß einmal ein Mann von mildern und menſchlichern Geſin-

nungen, vielleicht gar ein Jüngling, dem der Schlag seines Gewissens noch fühlbar wäre, zur Regierung gelangen könnte. Um dieses zu verhindern, machte er aus seinem Mörderstaat ein Wahlreich, in der festen Ueberzeugung, daß, da blos die im letzten Grade Eingeweihten, also die Gottlosesten von den Gottlosen, das Recht zu wählen hätten, diese gewiß keinen Andern, als einen ihres Gleichen wählen würden, einen Mann, der, wie sie, ohne Glauben an Gott und Tugend und jedem zarten Gefühle der Menschheit fremd, für jedes Verbrechen, für jeden auch noch so gräßlichen Frevel empfänglich wäre. Auf angehäuften Verbrechen und ununterbrochenem blutigem Frevel hatte Hassan seinen Staat gegründet, und nur durch ähnliche Verbrechen und gleichen Frevel glaubte er, daß derselbe erhalten werden könnte. Dieser schrecklichen Maxime zu Folge wüthete Hassan sogar in seinem eigenen Blute, und ließ wenige Jahre vor seinem Tode seine beiden Söhne, wovon der ältere von dem Volke schon als der unbezweifelte Nachfolger seines Vaters betrachtet ward, wegen vorgeblicher, weder gerichtlich untersuchter und noch viel weniger erwiesenen Verbrechen hinrichten. — Hassans Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung; denn sein unmittelbarer Nachfolger ward schon der Gründer einer neuen Dynastie, die unter zehn Großmeistern noch eine Dauer von hundert und siebenundzwanzig Jahren hatte*).

11. Während derselben Zeit der so eben weiter

*) Hassans Zweck ward jedoch wenigstens in so fern erreicht, daß auch bei der Erbfolge das Laster erblich ward, und stets vom Vater auf den Sohn, der nicht selten, ja beinahe meistens seinen Vater ermordet hatte, ununterbrochen überging. — Alle zehn Großmeister, allenfalls nur mit der Ausnahme eines Einzigen, waren gleich ihrem großen Stammherrn Hassan, wahre, höchst verabscheuungswürdige Ungeheuer.

oben erwähnten Ruhe, bemächtigte sich Hassan auch mehrerer in Irak gelegener, festen Schlösser, einige davon selbst ganz in der Nähe von Ispahan, wie z. B. die Burg Calendschan, nur fünf Parasangen*) davon entfernt. Unter dieser neuen Acquisition befand sich auch die herrliche, auf einer nicht zu ersteigenden Felsenspitze gelegene Feste Isfahan. Sultan Maleck-Schah hatte sie erbaut. Folgendes gab die Veranlassung dazu. Der Sultan war ein sehr großer Liebhaber der Jagd, ein starker und kühner Nimrod. Auf einer seiner Jagden begleitete ihn einst ein Gesandter des oströmischen Kaisers von Constantinopel. Als sie nun in der Gegend jagten, wo nachher Isfahan erbaut ward, geschah es, daß einer der besten Jagdhunde sich auf einer unersteiglichen Felsenplatte verlief. Da man einen so künstlich abgerichteten Jagdhund nicht verlieren wollte, mußten mehrere Jäger ihm folgen und die Höhe ersteigen; und nun bemerkte der griechische Gesandte dem Sultan, daß in den Ländern seines Herrn des Kaisers auf einer, so wenig zugänglichen Bergplatte längst schon eine Burg stehen würde. Diese Bemerkung ging nicht unbeachtet an den Ohren des Sultans vorüber, und wirklich ließ Maleck-Schah bald darauf an demselben Orte die Feste Isfahan erbauen. Große Summen wurden zu dem Bau verwendet, und als derselbe beendiget war und die herrliche Burg, von ihrer Höhe herab, stolz und jedem Angriffe trotzend, in das Land hineinschaute, gaben ihr die Bewohner der Gegend den Namen Isfahan Schahdurr, das heißt, Isfahan die Königsperle. Als aber jetzt diese Perle in die Hände der Ismaëlis oder Assassinen fiel, ging unter dem damit höchst unzufriedenen Volke allgemein die Rede: Eine Burg, wozu ein Hund den Platz

*) Fünf persische Parasangen ungefähr etwas über eine deutsche Meile.

angewiesen und deren Bau ein Ungläubiger angerathen habe, müsse am Ende nothwendig dem Lande Verderben bringen.

11. So lange Sultan Sandschar über Chorasan blos als Statthalter herrschte, äusserte er keine für Hassan und dessen Orden ungünstigen Gesinnungen. Als er aber nach dem Tode seiner Brüder das ganze Reich unter sich vereint hatte, fing er an, die Sache aus einem andern Gesichtspunkt zu betrachten; ward endlich ein erklärter Feind des Ordens und beschloß, alle Burgen Hassans zu brechen und dessen sämmtliche Anhänger aus Persien zu vertreiben. Durch seine Späher ward der Großmeister in Alamut bei Zeiten von des Sultans feindseliger Stimmung unterrichtet. Diesmal wollte jedoch Hassan nicht sogleich zum Meuchelmord schreiten, sondern erst einen Versuch machen, durch Furcht den Arm des Sultans zu lähmen. Einem seiner Fedavis gab er daher den Auftrag, den Sultan zwar nicht zu tödten, jedoch ihn recht zu schrecken und ihm fühlen zu lassen, daß die, dem Alten vom Gebirge zu Gebote stehenden Dolche auch ihn, den Sultan, eben so leicht wie jeden Andern erreichen könnten. Der Jüngling, der diesen Auftrag erhalten hatte, erledigte sich desselben mit vieler Geschicklichkeit. Gleich den Sclaven des Sultans gekleidet, mischte er sich unter dieselben, schlich sich auf diese Weise in den Palast ein; und als der Sultan eines Tages erwachte, erblickte er nahe an seinem Kopfe einen in die Erde gesteckten Dolch. Sandschar, nicht wenig erschreckt, errieth zwar leicht, was dieses bedeuten sollte, sah aber bald noch weit klarer die Gefahr ein, in welcher er geschwebt, als er wenige Tage darauf von dem Großmeister auf Alamut folgendes, sehr lakonisches Schreiben erhielt: „Wäre man nicht gut gesinnt gegen den Sultan, so hätte man den Dolch, statt ihn in die

Erde zu ſtecken, ihm in die Bruſt geſenkt." — Sandſchar benutzte dieſe Warnung. Um einige Schlöſſer des Ordens zu belagern, hatte er ſchon Truppenabtheilungen abgeſandt; dieſe ließ er ſogleich wieder zurückrufen, und zwiſchen ihm und dem Großmeiſter auf Alamut kam ein förmlicher Friedensvertrag zu Stande, zwar unter Bedingungen, wie die Sicherheit des Reiches ſie erfoderte, die auch Haſſan und deſſen eingeweihten Räthe unterzeichneten, aber ſchon beim Unterzeichnen feſt entſchloſſen waren, keine davon zu erfüllen. Von jetzt an wurden die Ismaëliten und deren Großmeiſter von Sultan Sandſchar nicht mehr beunruhiget; im Gegentheil befreite dieſer die Ismaëlis nicht nur von allen Abgaben und Zöllen, ſondern wieß auch noch einen Theil der Einkünfte aus der Landſchaft Kumis dem Orden als eine jährliche Penſion an; und ſo gewann dieſe Genoſſenſchaft fanatiſcher Mörder immer mehr Anſehen und Macht.

13. Nach einer langen, fünf oder ſieben und dreißigjährigen Regierung ſtarb endlich Haſſan Sabah im neunzigſten Jahre ſeines Alters, und zwar nicht, wie er es verdient hätte, unter den Martern einer Folterbank, ſondern ganz ruhig in ſeinem Bette auf dem Schloß Alamut. Wenige Tage vor ſeinem Tod ernannte er ſeinen Nachfolger in dem Großmeiſterthum. Dieſer hieß Kia-Büſürgomid und, weil von Haſſan gewählt, glich er auch vollkommen ſeinem Vorgänger, wenn anders er an blutigem Frevel denſelben nicht gar übertraf. Noch weit mehr als ſelbſt unter Sabah's Sohne häuften ſich jetzt die Meuchelmorde und leider mußten unter den Dolchen der Mörder gerade die Köpfe der edelſten, angeſehenſten und würdigſten Männer fallen, die, eben weil ſie dieſes waren, auch die ruchloſe Genoſſenſchaft des Alten vom Gebirge am meiſten verabſcheuten, ſie zu vertilgen ſtrebten und Fürſten und Völker dazu auffoderten. Aber des blinden, vor

keinem Verbrechen, aber auch vor keiner Todesſtrafe zurückſchreckenden Gehorſams ſeiner Untergebenen verſichert, verlachte der Großmeiſter auf Alamuth alle Drohungen ſeiner Feinde. Als Sultan Sandſchar, der, nachdem er, wie wir geſehen, mehrere Jahre dem Orden der Ismaëliten ſich günſtig erwieſen hatte, demſelben wieder abhold geworden war, daher einen Geſandten an den Großmeiſter abgeordnet hatte, um von demſelben Tribut und Unterwürfigkeit zu fordern, ließ dieſer während der Audienz, die er dem Abgeordneten des Sultans gab, einige ſeiner Fedavis herbeirufen. Zu dem Einen ſagte er: morde dich ſelbſt, und ſogleich ſtieß der Unglückliche ſich den Dolch in die Bruſt. Zu einem Andern ſprach er: „ſteige dieſen Thurm hinauf, und ſtürze dich von oben herab," und kaum hatte der Unmenſch dieſen Befehl ausgeſprochen, als der bethörte Jüngling mit beflügelter Eile den Thurm hinaufſtieg, und auch nach wenigen Minuten, zu dem größten Erſtaunen und Entſetzen des Geſandten, mit zerſchellter Hirnſchale an dem Fuße des Thurms auf dem Boden lag. Nun wandte ſich der Scheich zu dem Geſandten und ſagte dieſem: „kehre zu deinem Sultan zurück, erzähle ihm, was du geſehen, und ſage ihm als Antwort auf ſeine Auffoderung, daß der Alte von dem Gebirge über ſechzig tauſend ſolcher Jünglinge und Männer zu gebieten habe." Als bald darauf auch der Vezir des Sultans von einem ſeiner Stallknechte, einem verkappten Aſſaſſinen, ermordet ward, fand man für rathſam, den Alten vom Gebirge mit jeder fernern Foderung zu verſchonen.

14. Gegen die Dolche der Aſſaſſinen ſich zu ſchützen, gab es durchaus kein Mittel. Sie erſchienen unter allen nur möglichen Geſtalten, bald verkleidet als Mönche oder Derwiſche, bald wieder als Kaufleute, Aerzte, Gelehrte, Taglöhner ꝛc. und wußten ſich dann

denjenigen, deren Mord ihnen anbefohlen war, mit ſolcher Bedächtlichkeit und Vorſicht zu nähern, daß man unmöglich ihren Dolchen entrinnen konnte. Mißlang ihnen auch bisweilen ihr Mordanſchlag, daß ſie entweder von der Leibwache eines Fürſten zuſammengehauen, oder, wenn ſie ihren Mord auf öffentlicher Straße vollbringen wollten, von dem Volke daran verhindert und von dieſem bisweilen in Stücken zerriſſen wurden, ſo folgten auf ſie bald wieder andere, und im Falle, daß dieſen ebenfalls das Werk mißlingen ſollte, noch einmal wieder andere, und ſo fort, bis endlich das dem Tode geweihete Haupt unter ihren Streichen gefallen war. Aber nicht gegen geringe, unbedeutende Leute aus dem Privatſtande waren ihre Dolche geſchliffen; ſondern blos gegen Kaliphe*), Sultane oder deren Vezire und Emirs, und dieſen, wie Wilhelm von Tyrus ſagt, blieb nichts übrig, als mit ſchwerem Löſegeld ſich Sicherheit zu erkaufen, oder beſtändig den Panzer auf dem Leibe und von Wachen umringt, auch ſelbſt in der Mitte ihrer Getreuen noch immer für ihr Leben in ſteter Furcht und Beſorgniß zu ſchweben. Da die perſiſchen Geſetz- und Rechtslehrer überall, beſonders auf den hohen Schulen großer Städte, in ihren Schriften wie in ihren mündlichen Vorträgen, gegen den gottloſen Orden der Aſſaſſinen ununterbrochen losdonnerten, es jedoch in dem Intereſſe des Großmeiſters lag, wenigſtens einige derſelben für ſich zu gewinnen; ſo ward auch der Meuchelmord auf ſie nicht immer in Anwendung gebracht.

---

*) Zwei Kaliphen wurden von Aſſaſſinen ermordet, der Eine Manſur, ein Fatimid, der Andere, Moſtarſched, ein Abaſſide. Bei dem Letzten ward durch Verſtümmelung des Körpers das Majeſtätsverbrechen eines Kaliphenmords, durch Schändung des Leichnams, noch um vieles erhöhet.

Man suchte blos durch Furcht ihre Zunge wie ihre Feder zu lähmen, bisweilen sogar durch reiche Geschenke sie dem Orden hold zu machen. Fahreddin Rasi war, wie Mirchond und noch andere persische Geschichtschreiber erzählen, einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit. In seiner Vaterstadt Rei hielt er öffentliche Vorträge über die Gesetzwissenschaften. Aber so oft er die Kanzel bestieg, schmähete und verfluchte er auch den Orden der Ismaëliten und deren Oberhaupt. Dieß war dem Großmeister nicht unbekannt, und als dessen Geduld endlich erschöpft war, schickte er einen Fedavi mit dem Auftrage nach Rei, den schmähsüchtigen Lehrer verstummen zu machen. Der Fedavi gab sich für einen der Rechte beflissenen Jüngling aus, der zwar seine Studien schon vollendet, aber um sich zu vervollkommenen, auch noch den Vorträgen des berühmten Rasi beiwohnen wolle. Sieben Monate besuchte der Fedavi die Schule Rasi's, bis er endlich den zu seinem Vorhaben günstigen Augenblick erlauschte. Eines Tages waren nämlich die Diener des Lehrers ausgegangen und dieser in seinem Cabinette allein zurückgeblieben. Plötzlich trat jener jetzt ein, verschloß inwendig die Thüre des Gemachs, packte mit kräftigem Arm den Rasi beim Leibe, warf ihn auf die Erde und setzte mit gezücktem Dolch sich ihm auf die Brust. Aengstlich fragte ihn Rasi, was er machen wolle: „Dir die Brust aufreißen und den Bauch aufschneiden, weil Du unaufhörlich auf den Orden der Ismaëliten, zu dem ich gehöre, und auf unser Oberhaupt schmähest." Rasi bat den Mörder, seines Lebens zu schonen, und schwur, daß nie mehr ein für den Orden beleidigendes Wort aus seinem Munde kommen sollte. Aber damit wollte der Assassine sich nicht begnügen. „Du wirst," sagte er, „wenn ich Dir das Leben schenke, durch Deutung und Auslegung des Eides dich nachher deiner Verpflichtung für entbunden halten und in die

vorige Weise zurückfallen." Durch einen neuen Eid leistete der geängstigte Rasi nun Verzicht nicht nur auf jede Deutung und Auslegung des Eides, sondern auch auf jede Sühnung des Meineides. „Ich hatte," erwiederte jetzt der Fedavi, „keinen Befehl, dich zu ermorden; denn hätte ich ihn erhalten, so würde der Dolch jetzt schon in deiner Brust stecken. Aber der Großmeister laßt dich grüßen und dir sagen: Wir verachten die Reden des Pöbels, die vor unsern Ohren wie Nüsse von einer Kugel abgleiten. Ganz anders verhält es sich mit den Worten der Lehrer; diese dürfen uns nicht schmähen; denn ihre Reden drücken sich in die Gemüther ein, wie die Züge des Grabstichels in den Stein." Jetzt fing Rasi wieder an frei zu athmen; aber noch mehr erheiterte sich sein Gesicht, als der Fedavi einen Beutel mit dreihundert Goldstücken aus seinem Gürtel zog, ihn auf dem Tische niederlegte und zu ihm sagte: „Sieh da dein Jahrgeld, und bleibst Du deinem Versprechen getreu, so wirst Du dieselbe Summe jedes Jahr erhalten." — Mit diesen Worten verließ der junge Mörder das Zimmer und verschwand auch noch in derselben Stunde aus der Stadt. Zwischen einem gegen seine Brust gezückten Dolch und einem jährlich zu erhaltenden Beutel von dreihundert Goldstücken war dem Rasi die Wahl nicht schwer. Was er versprochen hatte, hielt er demnach mit unverbrüchlicher Treue. Bald bemerkten jedoch seine Schüler diese Veränderung in den Vorträgen ihres Lehrers; und als sie ihn endlich fragten, warum sie seit einiger Zeit in Beziehung auf die Ismaëliten nur schonende Worte aus seinem Munde vernähmen, gab er ihnen zur Antwort: er habe nach reiferm Nachdenken gefunden, daß man dem Orden der Ismaëliten nicht fluchen dürfe, indem derselbe wirklich für manche seiner Lehren eben so überredende als schneidende Beweise führen könne.

15. Die Frechheit der, allen göttlichen wie menschlichen Gesetzen höhnenden und jeder rechtmäßigen Gewalt, wie groß sie auch seyn mochte, trotzenden Großmeister ging endlich so weit, daß sie sogar an die Höfe und in die Paläste jener Fürsten und Großen, mit denen sie in gutem Vernehmen standen, dennoch Assassinen schickten, die sich unter allerlei Gestalten in die Dienste derselben einschlichen, damit, wenn deren Ermordung dennoch einst dem Großmeister erwünscht seyn möchte, sie die blutige That sogleich vollbringen könnten. Einen merkwürdigen Beleg hiezu liefert folgendes Ereigniß. Der Großmeister Alaëddin, der sechste nach Hassan dem Ersten, hatte an den letzten chuowaresmischen Sultan Dschelaleddin Munkberni einen Gesandten abgeordnet. Während dieser nun auf dem Wege dahin war, ward Orchan, des Sultans Statthalter in Nischabur, von vier Assassinen ausserhalb der Stadt ermordet. Die Ursache dieses Mordes war, weil in der Zeit der Abwesenheit Orchans dessen einstweiliger Stellvertreter feindliche Einfälle in das Gebiet der Ismaëlis sich erlaubt, und Orchan die diesfalls von ihm begehrte Genugthuung trotzig verweigert hatte. Nach vollbrachter That durchliefen die Mörder mit ihren blutigen Dolchen die Straßen von Nischabur, und laut jubelnd über den so glücklich vollzogenen Mord, machten sie ihn selbst öffentlich bekannt, drangen in die Wohnung des Befehlshabers der Stadt, und verwundeten, da sie diesen nicht antrafen, Einige aus seiner Dienerschaft, wurden aber hierauf von den Einwohnern der Stadt, die sich indessen zusammengerottet hatten, ergriffen und alle vier erschlagen. Als nun der auf der Reise begriffene Gesandte dieses erfuhr, machte er Halt, schickte unverzüglich einen Boten nach Kerschna, wo der Sultan damals residirte, und ließ dessen Vezir fragen, ob er nach dem, was vorgefallen wäre, seine Reise vorwärts oder

rückwärts fortsetzen sollte. Der Vezir, geschreckt durch das Schicksal Orchans und den weit reichenden Arm des Großmeisters fürchtend, ließ dem Gesandten sagen, er möchte nur unbesorgt seine Reise nach Kerschna fortsetzen. Der Zweck dieser Gesandtschaft war Einstellung der von Nischabur aus angefangenen Feindseligkeiten, und dann Abtretung der Festung Damaphan an den Großmeister. Der Vezir empfing den Gesandten auf das ehrenvollste, erbot sich auch dessen Gesuch bei dem Sultan zu unterstützen, und brachte es wirklich bei diesem dahin, daß sogleich Befehle an den Commandanten von Nischabur erlassen wurden, keine fernere feindliche Einfälle in das Gebiet der Ismaëlis sich zu erlauben; und was den zweiten Punkt betraf, so willigte der Sultan auch in die Abtretung der Festung Damaphan ein, jedoch unter der Bedingung eines jährlich zu zahlenden Tributs von dreißigtausend Goldstücken. Als diese Angelegenheit geordnet war, verließ der Sultan seine Residenz und begab sich in die Provinz Aserbeidschan, aber der Vezir blieb zurück und bei ihm auch der Abgeordnete des Großmeisters. Jener, der sich die Ismaëlis auf alle Art günstig machen wollte, gab dem Gesandten Feste auf Feste, zog ihn auch jeden Tag an seine Tafel. Als nun eines Tages bei einem solchen Gelage der in goldenen Pokalen kredenzte Wein den Kopf des Gesandten nicht wenig erhitzt, und dieser mit der Macht des Ordens und dessen Oberhaupts sich lange gebrüstet hatte, sagte er endlich zu dem Vezir, um diesem die Wahrheit seiner Worte recht augenscheinlich zu beweisen, daß selbst unter den nächsten Umgebungen des Sultans, unter dessen Leibwachen und Pagen sich verkappte Assassinen befänden. Theils aus Schrecken, theils aus Neugier, diese gefährlichen Fremden kennen zu lernen, bat der Vezir den Gesandten sie ihm vorzuführen, und gab ihm sogleich sein Tuch als Unterpfand, daß denselben nicht das mindeste

Leid widerfahren sollte. Der Gesandte fügte sich diesem Wunsche und brachte fünf Assassinen herbei, wovon der Eine, ein geborner Indier, als er in das Zimmer trat, sogleich zu dem Vezir sagte: „An einem solchen Tage," den der Assassine jetzt genau bezeichnete, „und in solcher Stunde hätte ich dich mit aller Sicherheit ermorden können; aber ich that es nicht, weil ich von meinen Obern keinen Befehl dazu habe, hätte ich diesen aber gehabt, so würdest du eben so wenig, wie jeder Andere, dessen Ermordung mir anbefohlen gewesen wäre, meinem Dolche entronnen seyn." Der Vezir, wie es scheint, von Natur aus furchtsam, legte seine Kleider ab und setzte sich vor die fünf Assassinen nieder, sie bei ihrem Leben beschwörend, des seinigen zu schonen, und betheuerte, daß er eben so sehr des Großmeisters, wie des Sultans Munkberni treuer Sclave sey; worauf der Gesandte ihn wieder völlig beruhigte, ihn versichernd, daß der Großmeister wie dessen ganzer Orden ihm nicht abgeneigt sey. Bald darauf trat der Ismaëlis, da der Zweck seiner Gesandtschaft erreicht war, seine Rückreise an. Den seltenen, ganz ausserordentlichen Vorfall durfte jedoch der Vezir seinem Herrn nicht verschweigen. Aber der Sultan, höchst unzufrieden mit seines Vezirs feigem Benehmen, schickte einen seiner Hofbeamten, der dem Vezir im Namen des Sultans harte Vorwürfe machen und zugleich den Befehl überbringen mußte, jene fünf Assassinen lebendig verbrennen zu lassen. Gerne hätte der Vezir die Vollziehung dieses Befehles einem Andern überlassen, mußte aber trotz aller seiner Einwendungen dennoch gehorchen, und ließ demnach alle fünf auf einen Scheiterhaufen werfen, in dessen Flammen sie mit lauter Stimme sich glücklich priesen, als ein Opfer ihres Gehorsams gegen ihr Oberhaupt den Tod zu leiden. Aber auch der Aufseher über die Pagen, dessen vorzügliche Pflicht es gewesen wäre, für die

Sicherheit seines Herrn zu wachen, und nun in dessen Dienste junge Leute, ohne sie genau zu kennen, aufgenommen hatte, mußte für diese Unbesonnenheit mit seinem Leben büßen. Aber es dauerte nicht lange, so kam schon wieder ein Bote aus Alamuth an, begehrte zur Audienz bei dem Vezir vorgelassen zu werden, und redete diesen, als er vorgelassen ward, sogleich auf folgende Weise an: „Um deinen Kopf loszukaufen, hast du fünf Ismaëlis verbrennen lassen; zahle sogleich für jeden derselben zehntausend Goldstücke.“ Der Vezir, obgleich über diese unerwartete Botschaft nicht wenig betroffen, überhäufte dennoch den Boten mit Ehren, und befahl unverzüglich einem seiner Geheimschreiber, eine Urkunde aufzusetzen, durch die er sich verbindlich machte, nicht nur jedes Jahr, fünf Jahre hindurch, die geforderten zehntausend Goldstücke, sondern auch noch die, von dem Großmeister an den Sultan, wegen Abtretung jener Festung, jährlich zu entrichtenden dreißigtausend Dukaten zu bezahlen. So theuer erkauften sich mächtige Fürsten, Vezire und Emirs Sicherheit gegen die, ohne Unterlaß gegen ihre Brust gezückten Dolche der Assassinen; und doch war bisweilen das, was sie erhielten, nichts weiteres als eine bloße Galgenfrist.

16. Unter Hassans sämmtlichen zehn Nachfolgern glich ihm keiner an Kraft, Staatsklugheit und Festigkeit des Willens; zwar hatten sie dessen nicht instinktartige, sondern auf Grundsätze reducirte Gottlosigkeit mit ihm gemein, übertrafen ihn aber noch weit an Mordlust und Schändlichkeit des Wandels; größtentheils Knechte der gröbsten, selbst unnatürlichsten Lüste. Einige davon waren wahre Schwächlinge; zwei andere völlig wahnsinnig, wie z. B. Hassan II., der sich für den, bisher unsichtbaren, jetzt in ihm incarnirten höchsten Imam ausgab, daher alle Gebote aufhob, den Koran

und dessen Vorschriften ausser Kraft setzte, auf allen seinen Burgen seinen sämmtlichen Unterthanen völlige Gesetzlosigkeit predigen ließ, sogar die Unsträflichkeit des Lasters lehrte und nichts als bloßen Gehorsam gegen seine Gebote von seinen Anhängern foderte. Kein Wunder, daß bei diesem verworfenen Herrschergeschlechte endlich selbst Vatermord zum Herkommen ward; so wie überhaupt manche der Großmeister mit Gift und Dolch eben so sehr unter ihren eigenen Anverwandten wie gegen Fremde wütheten. Ungefähr zweihundert Jahre lang hatte die Langmuth des Himmels diese Ungeheuer auf der Erde geduldet; endlich wurden sie dem Gerichte reif, und unter dem zehnten Großmeister, dem jungen Rockneddin, ebenfalls einem Vatermörder, schlug die Stunde der Rache und völligen Vertilgung dieses höllischen Ordens.

17. Die Welt von diesen Scheusalen zu reinigen war den Mongolen vorbehalten. Als Dschenggis-Chan auf seinen, ganz Asien erschütternden, stets siegreichen, aber alles schrecklich verheerenden Zügen, auch Ost- und Westpersien überschwemmte und die blühendsten Provinzen und Städte unter dem Huf seiner zahllosen Reiterei zertrat, war dennoch dieser furchtbare Orkan sowohl über den Häuptern der Assassinen, als der übrigen in Persien herrschenden Dynastien, sie blos schreckend und betäubend, jedoch ihnen unbeschadet, hinüber gezogen. Unter Dschenggis-Chans drei Söhnen Tschagatai, Oktai und Tuli hatten die Mongolen, weil in China, Rußland und jenseits des caspischen Meeres beschäftiget, nur vorübergehende Streifzüge durch persische Provinzen gemacht, aber das persische Reich nicht förmlich erobert, es nicht im eigentlichen Sinne des Wortes ihrer Herrschaft unterworfen, daher auch keine neue mongolische Dynastie darin gegründet. Als aber Mangu, Dschenggis-Chans Enkel, Groß-Chan geworden war, und

ſeine Politik es ihm nothwendig zu machen ſchien, ſeine beiden Brüder Kublai und Hulagu in weiter Entfernung von ſich zu beſchäftigen, gab er dem letztern Befehl, alle Länder vom Oxus bis an die Ufern des Nils der mongoliſchen Herrſchaft zu unterwerfen, und da es vorzüglich auf das Kaliphat abgeſehen war, ſo machte ſich auch Mangu auf einen ſehr harten Kampf gefaßt. Er gab ſeinem Bruder nicht nur ein mächtiges Heer mit einer zahlloſen Reiterei, ſondern auch noch eine Menge groben Geſchützes, auch viele Belagerungsmaſchinen, und um beides zu leiten, einige tauſend chineſiſche Kriegsbaukünſtler. Bevor jedoch dieſes Heer ſeiner Beſtimmung entgegen zog, kamen Geſandten des Kaliphen von Bagdad in Korakorum*) bei Mangu an, beklagten ſich bitter über den, von den Aſſaſſinen täglich verübten Greuel, und fleheten in den rührendſten Ausdrücken zu dem Groß-Chan, die Menſchheit doch endlich einmal von dieſer ſchrecklichen Peſt zu befreien. Unterſtützt in ihren Bitten wurden die Geſandten von Männern aus Karwin, die zu dem nämlichen Zwecke ſich nach Korakorum begeben hatten, jetzt vor dem Groß-Chan erſchienen, und ſelbſt zu dieſer Audienz, aus Furcht vor den Dolchen der Aſſaſſinen, gepanzert gekommen waren. Mangu, dieſer obgleich noch rohe Naturſohn, deſſen Gemüth aber bei dem bloßen Anhören der ſchauderhaften Erzählung der Geſandten des Kaliphen und der Männer aus Karwin ſich empört hatte, gab ſeinem Bruder ſogleich

*) Dſchanggis-Chan hatte Korakorum zu ſeiner Reſidenz gewählt; und über ein halbes Jahrhundert blieb dieſe Stadt der Sitz der Groß-Chane, bis endlich Mangu's Bruder Kublai und deſſen Nachfolger ihre Sitze nach China verlegten. Korakorum lag auf der ſüdlichen Seite des Baikalſee, zwiſchen dem 47. und 48. Grade nördlicher Breite, mithin beinahe auf gleicher Polarhöhe mit Paris.

den Auftrag, ganz vorzüglich auf völlige Ausrottung des greuelvollen Assassinenstaates bedacht zu seyn, dessen sämmtliche feste Burgen und Schlösser von Grund aus zu zerstören, alle Ismaëlis von dem Erdboden zu vertilgen, und dabei selbst des lallenden Säuglings nicht zu schonen. In allen ihren Wurzeln eine Genossenschaft auszurotten, die über eine lange, vom caspischen bis an das mittelländische Meer sich erstreckende Kette von mehr als hundert, größtentheils auf Felsenspitzen, oder beinahe unersteiglichen Anhöhen liegenden festen Burgen und Schlössern gebot, deren Vertheidiger, von dem schrecklichsten Fanatismus entflammt, der kühnsten und verwegensten Thaten fähig waren, den Tod nicht nur nicht fürchteten, sondern sogar freudig und mit Verlangen ihm entgegen gingen: einen solchen Orden so von dem Erdboden zu vertilgen, daß auch keine Spur mehr davon übrig bleiben sollte, war unstreitig eine Aufgabe, deren Lösung, nach menschlichen Ansichten, nichts weniger als sehr leicht seyn mochte. Aber der, unter einem Sabath der Hölle geschlossene Meuchlerbunde, auf dem eine, seit zweihundert Jahren aufgehäufte, schreckliche Blutschuld lastete, war jetzt sammt seinem Großmeister dem Gerichte reif, und sobald also die Mongolen an den Grenzen von Rudbar angekommen waren, entfielen auch sogleich die Waffen dem jungen feigen Vatermörder, und auf dessen Befehl bald darauf auch den Händen aller Häupter des Ordens, wie sämmtlicher Befehlshaber der, den Assassinen gehörigen Schlösser und Burgen. Die beiden ungemein durch Kunst und Natur befestigten Burgen Maimudis und Alamuth, seit einiger Zeit abwechselnd die Residenzen der Großmeister, wurden von Rockneddin, ohne lange zu zögern, dem Feinde übergeben. Er selbst ging mit den Vornehmsten seines Hofes in das mongolische Lager, wo Hulagu, über Rockneddins Jugend und Unverstand sich erbarmend,

ihn gütig aufnahm, einige tröstende Versprechungen ihm machte, und hierauf einer mongolischen Wache übergab. Der gefangene Großmeister mußte nun Boten, von mongolischen Offizieren begleitet, an alle Commandanten seiner Burgen und Schlösser mit dem Befehle schicken, dieselben alsogleich zu schleifen oder den Mongolen zu übergeben. Er selbst eilte seinem Untergange entgegen, indem er den Hulagu bat, ihn nach Korakorum an den Hof des Groß-Chans geleiten zu lassen. Hulagu, wohl wissend, welches Schicksal den unverständigen Jüngling dort erwarte, wollte ihn anfänglich davon abhalten, da er aber bei seinem Begehren beharrte, ließ er ihn endlich unter guter Bedeckung dahin ziehen. Aber in Korakorum angekommen, ließ ihn der Groß-Chan gar nicht vor, sondern sandte ihn nach Persien zurück, und befahl Rocneddins Begleitern, ihn unter Weges hinzurichten. Sobald diese mit ihrem Gefangenen an den Ufern des Oxus angekommen waren, ließen sie denselben, unter dem Vorwande, ihn einige Erfrischung einnehmen zu lassen, absteigen und durchbohrten ihn hierauf mit ihren Schwertern. Nach dem Tode des Großmeisters, und als alle Burgen und Schlösser des Ordens entweder geschleift oder in den Händen der Mongolen waren, schritt auch Hulagu zur Vollstreckung der von dem Groß-Chan Mangu gegen die Assassinen erhaltenen Mordbefehle. Zuerst kam die Reihe an die Brüder, Schwestern, Weiber des Großmeisters, an dessen Bedienten und Angehörigen, wie auch an sämmtliche Anverwandten desselben selbst bis in den entferntesten Graden. Alle diese wurden jetzt ohne Erbarmen hingewürgt; der ganze Stamm Kia-Büsürgomids ward ausgerottet. Nur zwei zu diesem Geschlechte gehörige Frauen wurden ausgenommen; jedoch nicht um ihres Lebens zu schonen, sondern um sie einer persischen Prinzessin auszuliefern, die den, vor einigen Jahren von

zwei Assassinen auf Befehl des Großmeisters an ihrem Vater begangenen Mord an ihnen rächen wollte, daher auch Beide eines qualvollen Todes sterben ließ. Aehnliche blutige Befehle wurden an alle Statthalter der Provinzen und Befehlshaber in den Städten erlassen, und zu Tausenden bluteten jetzt überall die geächteten, dem Tode geweihten Ismaëlis unter dem Racheschwert der Gerechtigkeit. Blos in Meru, der Hauptstadt Chorasans, wurden zwölftausend eingefangene Ismaëliten, ohne Unterschied des Geschlechts wie des Alters, an einem und demselben Tage erbarmungslos erwürgt. Mongolische und persische Schaaren durchzogen die Länder in allen Richtungen, um das über die Ismaëlis gefällte Todesurtheil eben so unerbittlich als schonungslos zu vollziehen. Wo man irgend Einen antraf, der zu der Lehre der Ismaëliten sich bekannte oder zu derselben bekannt hatte, zwang man ihn, sogleich nieder zu knieen und schlug ihm den Kopf ab; und so ward nun der, beinahe zweihundert Jahre ununterbrochen fortdauernde Dolchmord durch einen, leider ebenfalls oft völlig blinden Gerichtsmord erwiedert*). Aber die

*) Von den vielen, dem Assassinenorden gehörigen Festungen, die auf den Befehl ihres Großmeisters sich sogleich ergaben, machte nur das Schloß Kirkuh eine Ausnahme. Der Befehlshaber dieser Burg verachtete die an ihn ergangenen feigen Befehle, behauptete sich trotz aller Anstrengungen der Mongolen in seiner Festung, hielt eine Belagerung von mehreren Jahren aus, und erst als längst schon Alles für den Orden in Persien verloren war, übergab er das Schloß in Folge einer, für ihn wie für die Besatzung sehr ehrenvollen Kapitulation. Aber auch alle übrigen Burgen waren, wie Kirkuh, und einige noch mehr als das Schloß Kirkuh, durch Natur und Kunst gleich stark besetzt. Alamuth z. B. war wahrhaft unbezwingbar. „Seiner unersteiglichen Höhe wegen mit Recht das Geier- oder Adlernest genannt, lag

Assassinen in Syrien, von welchen sogleich die Rede seyn wird, deren Großprior den, von dem Großmeister auf Alamuth an ihn erlassenen Befehlen zur Uebergabe oder Schleifung aller dem Orden in Syrien gehörigen

---

dieses Schloß auf einem Berge, in dessen Gestalt man einen auf den Knieen liegenden Löwen, der seinen Hals auf die Erde streckte, zu sehen glaubte. Die Mauern stiegen auf dem lebendigen Felsen auf, und waren ihm an Festigkeit wie an jähem, senkrechtem Absturz vollkommen gleich. Die Mauern wölbten sich zum Schutz der darunter liegenden Besatzung. In den Felsen waren Kornmagazine und Becken für Wein und Honig eingehauen. Diese Magazine waren größten Theils zu der Zeit Hassan Sabahs angefüllt worden; und so vortrefflich war die Beschaffenheit des Orts und die darauf gewandte Sorge, daß man das Getraide unverschimmelt und den Wein unversäuert fand, was in den Augen der Ismaëlis für ein Wunder ihres Ordensstifters galt. Die Mongolen, die ohne Kenntniß der Oertlichkeit die unterirdischen Gemächer und Keller des Schlosses durchsuchten, um Schätze zu finden, tauchten beinahe in Wein und Honig unter" (von Hammers Geschichte der Assassinen). — Hätten nun die Befehlshaber aller dieser vielen unüberwindlichen Festungen, gleich dem Kommandanten von Kirkuh, sich als wahre Krieger erwiesen, so würde nothwendig der mongolische Vertilgungskrieg gegen die Assassinen sich ganz ungemein in die Länge gezogen, und indessen höchst wahrscheinlich die jetzt nur noch mehr geschärften, geheimen Dolche der Fedavis auch die mongolischen Chane, wie früher die mächtigsten persischen Sultane, zu einem freundlichen Verständniß mit dem Orden und dessen fernerer Duldung bewogen haben. — Daß der Orient von dieser schrecklichen Pest befreit ward, ist also gewiß nicht ein Verdienst der Mongolen, sondern es war offenbar das Werk einer allerbarmenden Vorsehung, deren Langmuth erschöpft war, und die jetzt den Großmeister und dessen ganzes Convent mit Blind- und Feigheit schlug.

Burgen und Schlösser nicht gehorcht hatte, auch dazu von den Mongolen, die jetzt, nach Vertilgung der persischen Assassinen, mit den Vorbereitungen zu einer noch weit größern Unternehmung, nämlich der Eroberung Bagdads und der Zerstörung des Kaliphats beschäftigt waren, nicht gezwungen werden konnte, überlebten ihre Brüder in Persien noch um mehrere Jahre. Diese trieben ihr Unwesen noch einige Zeit fort, bis endlich in dem Jahre 1270 ein gekrönter, ungemein tapferer und verständiger tscherkessischer Mamelukk, nämlich der ägyptische Sultan Bilbas, ungefähr fünfzehn Jahre nach dem Untergang des persischen Assassinenstaats, auch die weltliche Herrschaft der Assassinen in Syrien völlig zerstörte; so daß nun ihre, ohnehin durch Besetzung oder Schleifung aller ihrer Burgen und Schlösser schon ganz stumpf gewordenen Dolche für niemand mehr furchtbar waren.

IX.

Die Assassinen in Syrien.

1. Die syrischen Assassinen, unter deren Dolchen selbst einige abendländische Fürsten fielen, während andere, selbst mächtige Monarchen, auch nach ihrer Rückkehr aus dem Orient, in ihren eigenen Staaten sich gegen die Dolche dieses Meuchlerordens nicht gesichert glaubten, wurden im Abendlande durch die Kreuzfahrer, da die Geschichte der Kreuzzüge mit jener der Assassinen in Syrien oft sehr enge verwebt ist, weit mehr und genauer bekannt, als die Assassinen in Persien, die ihnen, wie es scheint, lange Zeit völlig fremd geblieben sind, so daß mehrere Geschichtschreiber den Assassinenstaat blos auf Syrien beschränkten, während andere, obgleich besser unterrichtet und mit den persischen Ismaë-

lis nicht unbekannt, dennoch den erstern als einen ganz unabhängigen, jedoch auf gleichen ruchlosen Grundsätzen, wie der persische, beruhenden Staat betrachten, auch dessen Entstehung um viele Jahre später ansetzen, als die Errichtung des Großmeisterthums in Persien. Indessen ist es erwiesen, daß die Assassinen oder Ismaëlis in Syrien wie in Persien ungefähr zu derselben Zeit erschienen, nämlich gleich nach der Ankunft der ersten Kreuzfahrer in dem Morgenlande. Der Assassinenorden in Syrien war blos ein Zweig des persischen, und beide gehörten zu einem und demselben geheimen Orden der Ismaëlis. Ersterer hatte demnach auch keinen eigenen Großmeister, sondern bildete nur ein Großpriorat, völlig abhängig von dem in Alamuth residirenden, gemeinsamen Großmeister des ganzen Ordens.

2. Anfänglich mußten sie sich in Syrien ganz im Verborgenen halten, besonders die Mordpolitik des Ordens, dem sie zugehörten, sorgfältig verbergen. Indessen vermehrte sich zusehends ihre Anzahl; nicht nur, daß die in Persien ihren Brüdern in Syrien Leute zuschickten, sondern weil auch jeder Bösewicht, der dem Arm der Gerechtigkeit entronnen war, stets willige Aufnahme in den Orden fand. Aber ein immer höher steigendes Ansehen gewannen sie erst, als der, dem Leser schon bekannte Rodovan, Herr von Haleb, sie aufnahm und ihr ganz besonderer Freund und Gönner ward. Rodovan war nichts weniger als ein sehr warmer Anhänger des Islams. Die geheime Lehre der Ismaëlis: „Glaube nichts und erlaube dir Alles" war also ganz nach seinem Sinn und eben so sehr auch sein Herz damit einverstanden. Er berief sie also sammt ihrem Großprior nach Haleb. Hier erhielten sie durch Ankauf oder durch eine Schenkung Rodovans, eine sehr geräumige Wohnung, in welcher der

Großprior seinen Sitz aufschlug, und wo sich die Bethani, so hieß man anfänglich in Syrien die Assassinen, zu Ausübung ihres, nach ismaëlitischem Ritus eingerichteten Gottesdienstes versammelten. Der Dolche dieser Fremdlinge bediente sich jetzt Rodovan gegen seine eigenen Feinde. Als der Emir von Emessa in seiner eigenen Residenz von drei Assassinen überfallen und einige Zeit darauf wirklich ermordet ward, bezeichnete die allgemeine Meinung in diesem Theile Syriens den Rodovan als den geheimen Urheber des begangenen Mords. Da die Dolche der Assassinen nun den Rodovan allen kleinen und größeren Emirs oder Herren immer furchtbarer machten, so ward er auch um so mehr der Gönner und Freund der Bethani, die nun schon gefürchtet wegen ihrer Kühnheit und Gewandtheit im Morden, und jetzt auch noch von dem Herrn der Stadt geschützt, so sehr der Schrecken aller Einwohner Halebs wurden, daß sie sich jeden und selbst die unerhörtesten Frevel ungeahndet erlauben durften. Am hellen Tage und auf öffentlicher Straße ergriffen sie Männer, Frauen, Jünglinge und Kinder und führten sie fort, wohin sie wollten. Wenn ein Bethani, ebenfalls bei hellem Tage, einen Bürger anfiel, und ihn seiner Kleidung und alles dessen, was er bei sich hatte, beraubte, ließ dieser, aus Furcht, daß ihm noch etwas Aergeres widerfahren könnte, es ruhig geschehen; auch von den Vorübergehenden, unter deren Augen die Gewaltthat geschah, erkühnte sich keiner dem Angegriffenen zu Hülfe zu kommen; so wie auch nach vollbrachtem Raube weder der Beraubte noch einer seiner Freunde oder Verwandten es wagten, die öffentliche Gerechtigkeit gegen den Räuber anzurufen; und wenn es selbst dem größten Missethäter gelang, aus dem Gefängnisse zu entwischen, er hierauf bei den Bethanis Schutz suchte, und diese dann sogleich dessen Freilassung bei der richterlichen Behörde nachsuchten,

hatte man nie den Muth, dieses Begehren ihnen zu verweigern *).

3. Halb mit Willen Rodovans, halb auch gegen denselben, bemächtigten sie sich der festen Burg Sarmin, die nun der Großprior zu seiner bleibenden Residenz sich wählte. Aber bald zog sich jetzt über ihren Häuptern ein, obgleich nur noch ferne drohendes Ungewitter zusammen, dessen Ausbruch jedoch folgende neue Frevelthat der Assassinen um vieles beschleunigte. Einen sehr angesehenen Kaufmann aus Rei, Namens Abu-Hard, einen geschwornen Feind des Ordens, hatte längst schon der Großmeister auf Alamut dem Tode geweihet und die Vollziehung des Todesurtheils einem persischen Assassin übertragen. Da Abu-Hard gerade im Begriffe stand, mit einer reichen Caravanne von fünfhundert Kameelen nach Syrien zu ziehen; so begleitete ihn der Assassin von der Grenze Chorasan an die ganze Reise über, ohne einen günstigen Augenblick zu Vollziehung der That finden zu können. In Haleb angekommen, ging der persische Fedavi zu dem syrischen Großprior, machte diesen mit seinem Auftrage und dem Zweck seiner Reise bekannt, und erhielt von demselben noch vier syrische Assassinen zu seinen Gehülfen. Nun überfiel eines Tages die ganze Rotte den Abu-Hard gerade in dem Augenblicke, als er von seinen Sclaven umringt, seine Kameele zählte. Abu-Hard war ein ungemein gütiger Herr. Er behandelte seine Sclaven mit Liebe, daher auch diese mit Liebe und Treue an ihm hingen. Dieses schöne Verhältniß zwischen Herr**)

*) *Quatremere*, aus Kemaleddins Geschichte von Aleppo, im vierten Theile der Fundgruben des Orients. S. 341.

**) Was diesen Punkt betrifft, so könnten auch heut zu Tage noch die meisten Christen sehr viel Gutes von den Mohamedanern, besonders von den Türken lernen, deren sogenannte Sclaven sich größtentheils eines

nd Diener rettete jetzt dem Abu-Hard das Leben; denn ls die Mörder auf ihn eindrangen, nahmen deſſen

weit beſſern Looſes zu erfreuen haben, als die Dienſtboten beinahe in allen chriſtlichen Ländern Europas. Das Verhältniß der Herrſchaften zu ihrer Dienerſchaft iſt bei uns nichts weniger als ein ächt chriſtliches; beſonders wenn jene den höhern Ständen angehören. Dieſe betrachten ihre Dienſtleute, männliche wie weibliche, gewöhnlich als ganz eigene, von ihnen völlig verſchiedene, weil aus einem weit geringern, zum Theil ganz werthloſen Stoffe geformte Weſen, gegen die ſie auch in ihrem Benehmen es nicht ſehr genau zu nehmen nöthig hätten. Wird ihnen der, oft ſehr ſparſam berechnete Lohn zur gehörigen Zeit richtig gereicht, dann glaubt man auch für all ihr raſtloſes Arbeiten, Abmühen und Anſtrengen von einem Tage zum andern, ſo wie für das noch ſchwerere Opfer ihrer perſönlichen Freiheit und ihres Willens, die ſie beide dem Willen, den Launen, oft dem Eigenſinn und angenommenen Gewohnheiten ihrer Herrſchaft unbedingt unterwerfen müſſen, ihnen keine Verbindlichkeit, keinen Dank mehr ſchuldig zu ſeyn. Um deren kleine perſönliche Angelegenheiten ſich bekümmern, ſie um ihre Familienverhältniße befragen, daran einigen Antheil nehmen, ihnen rathen, helfen, ſie belehren, vorzüglich auch ihr geiſtiges Wohl ſich herzlich angelegen ſeyn laſſen, daher ihrem, ihnen in der Jugend gewöhnlich nur höchſt ſpärlich ertheilten chriſtlichen Unterricht, durch Belehrungen, Ermahnungen und faßliche Erläuterungen zu ſchicklichen Zeiten zu Hülfe kommen, beſonders an den Vorabenden hoher heiliger Feſte: Alles dieß hält jetzt der gnädige Herr oder die gnädige Frau tief unter ihrer Würde. „Wer mag ſich dann mit einem Bedienten oder einer Magd noch abgeben!“ ruft man jetzt oft ſchon dem noch zarten Knaben zu, wenn er aus noch nicht verdorbener, natürlicher Gutmüthigkeit einige freundliche Worte zu den Dienſtboten ſeiner vornehmen Eltern ſprechen will. Wie furchtbar aber alles das, wovon wir hier nur ein ſehr dürftiges Gemälde und blos in deſſen äußerſten Umriſſen entworfen haben, mit den Lehren des Chriſtenthums contraſtirt, darüber gibt

Diener nicht, wie es von Sclaven zu erwarten geweſen wäre, die Flucht, ſondern warfen ſich denſelben muthig entgegen, und bevor noch einer der gegen Abu-Hards Bruſt gezückten Dolche dieſelbe erreichte, lagen ſchon alle acht Aſſaſſinen theils todt, theils tödtlich verwundet auf der Erde. — Abu-Hard berichtete,

---

uns der heilige Paulus in ſeinen Briefen, beſonders an die Corinther, die vollſtändigſte, genügendſte Belehrung. Der große Heidenapoſtel will, daß die Herrſchaften in ihren Dienern und Dienerinnen nur Brüder und Schweſtern erblicken, und ſie als wirkliche Glieder ihrer eigenen Familien betrachten und behandeln ſollen; und die Gründe, worauf die Forderung des Heiligen beruhet, und die er auch ſelbſt ſehr deutlich auseinanderſetzt, ſind ſo klar, ſo einleuchtend, ſo göttlich ſchön, daß auch ohne die Stimme des Apoſtels, jedes wahrhaft chriſtliche Herz ſich dazu, man will nicht ſagen aufgefordert, ſondern unwiderſtehlich hingezogen, hingeriſſen und getrieben fühlen wird. Ueberhaupt wenn, ſey es im Staatsleben oder in einer Privathaushaltung, die Liebe nicht alles ordnet und leitet, oder wenigſtens alles controllirt, wird es gewiß auch bald an allen Ecken und Enden fehlen. Unſtreitig iſt für den ſinnigen Chriſten, wenn ihm Gott die Gnade eines lebendigen, mithin nicht blos hiſtoriſchen Glaubens geſchenkt hat, nichts ſchmerzhafter, nichts tiefer ihn beugend, als wenn er unſer gegenwärtiges öffentliches wie häusliches Leben, unſere Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, öffentliche Feſte und Ergötzungen, ſelbſt im innern Kreiſe der Familien (Kinderbälle und Kinderkomödien), kurz unſere ganze heutige Lebensweiſe, ſelbſt allgemein geachteter und in dem Rufe — jedoch blos kirchlicher — Frömmigkeit ſtehender Männer und Frauen, mit der im Evangelium, für alle Verhältniſſe, Lagen und Zeiten, wie für jedes Alter und Geſchlecht gezogene und allgemein geltende Richtſchnur vergleicht. Sehr ſchwer wird ihm alsdann die Beantwortung der Frage: ob er das Glück habe, unter wirklich chriſtlichen oder nur ſogenannt chriſtlichen Völkern zu leben.

diesen Vorfall sogleich allen Fürsten Syriens, und klagte Rodovan der Mitwissenschaft dieses Mordversuches an. Dieser ward nun von jenen mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, und da um dieselbe Zeit auch der abassidische Kaliph den geheimen Orden der Ismaëlis mit aller Feierlichkeit des mohamedanischen Cultus verflucht und dem Untergange geweihet hatte, und Rodovan doch sich fürchten mußte, in der allgemeinen Meinung aller rechtgläubigen Moslim den Ketzern beigezählt zu werden; so leugnete er nicht nur, irgend einen Antheil an dem, gegen Abu-Harb mißlungenen Mordanschlag gehabt zu haben; sondern sah sich auch genöthigt, wenigstens dem Scheine nach die Bethanis ebenfalls verfolgen zu helfen. Aber dadurch war deren immer zunehmende Verbreitung in Syrien nicht verhindert. Sie machten sogar einen Versuch, sich der sehr festen Burg Schiser zu bemächtigen. Dieser Versuch mißlang zwar, aber bald darauf fiel Maudud, Fürst von Mosul, als ein Opfer ihrer Rache. Maudud befand sich in Damascus, und als er an einem Feiertage mit Togteghin, dem Fürsten von Damascus, in dem Vorhofe der großen Moschee auf und ab ging, sprang plötzlich ein Assassin auf ihn zu und stieß ihm den Dolch in die Brust. Der Mörder, der nach vollbrachter That nicht die mindeste Bewegung zur Flucht machte, ward von dem Volke ergriffen und ihm auf der Stelle der Kopf abgeschlagen.

4. Aber in demselben Jahre starb ihr mächtiger Gönner, der Fürst Rodovan von Haleb. Der Tod ihres bisherigen Beschützers ward nun das Signal zur Ausrottung aller Bethanis in Aleppo, und des Verstorbenen sechszehnjähriger Sohn begann damit seine Regierung, daß er sogleich über alle das Todesurtheil aussprach, den Großprior, dessen Dais und vornehmsten Anhänger gefangen nehmen und in allen Straßen Halebs bekannt machen ließ, daß jeder, der einem Bethani

begegne, dieſen auch auf der Stelle zu tödten berechtiget ſey. Ueber Dreihundert, Männer, Weiber und Kinder, wurden von den, gegen den ganzen Orden der Ismaëlis im höchſten Grade erbitterten Einwohnern in den Straßen der Stadt niedergemetzelt. Eine eben ſo große Anzahl ward in das Gefängniß geworfen, ein förmliches peinliches Gericht über ſie gehalten und ſämmtlich zum Tode verurtheilt. Am härteſten verfuhr man gegen den Großprior; nachdem man ihn vor dem Iraker Thor in Stücken zerhauen hatte, wurden dieſe verbrannt bis auf den Kopf, der in allen Städten Syriens zur Schau herumgetragen ward. Viele wurden von der Höhe der Mauer in den Graben herabgeſtürzt. Indeſſen retteten ſich doch auch viele durch die Flucht und zerſtreueten ſich in ganz Syrien. Aber kaum hatte der Großmeiſter dieſen Unfall ſeiner Ordensbrüder in Syrien erfahren, als er, in der ängſtlichen Beſorgniß, die ſyriſche Genoſſenſchaft möchte ſich auflöſen, alſogleich einen neuen Großprior ernannte und nicht nur dieſen, ſondern mit ihm auch noch eine Anzahl der verwegenſten Fedavis nach Syrien ſchickte; und da nun auch noch die meiſten kleinern und größern Herren von Städten, Burgen und Landſchaften gegen ihre eigenen Feinde ſich der Dolche der Aſſaſſinen bedienten, mithin, wo nicht öffentlich, doch heimlich ſie ſchützten; ſo fingen auch dieſe bald wieder an immer mehr zu erſtarken, aber auch zugleich an allen ihren Feinden ſich blutig zu rächen. An Kühnheit, Entſchloſſenheit und Verachtung des Todes, ſelbſt des qualvollſten Todes, ſcheinen wirklich die Aſſaſſinen in Syrien jene in Perſien noch weit übertroffen zu haben. Eine Menge der angeſehenſten Männer, Fürſten, Emirs, Statthalter der Länder, Befehlshaber der Burgen, Richter, Geſetzlehrer, kurz alle, die, weil mit Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit in den Ländern beauftragt, nun auch der Aſſaſſinen natürliche Feinde waren, fielen unter den Mord-

werkzeugen dieses unseligen Meuchlervereins. So z. B. ermordeten sie den Statthalter von Aleppo und einen seiner Söhne. Diese waren gerade auf dem Wege nach dem Hofe des Fürsten Ilgazi, als sie plötzlich von zwei Assassinen überfallen wurden. Der Vater, mitten durch das Herz getroffen, stürzte sogleich todt zu Boden, aber Einer seiner Söhne ward nur, und zwar nicht einmal tödtlich verwundet. Den zwei übrigen Söhnen des Ermordeten gelang es nun, die beiden Assassinen zusammenzuhauen. Aber während sie mit diesen noch im Kampfe begriffen waren, sprang ein Dritter hervor und gab dem schon verwundeten Sohn den Todesstoß. Der Mörder ward ergriffen; er sollte vor die Fürsten Togteghin und Ilgazi geführt werden, erhaschte aber einen günstigen Augenblick und stürzte sich unter Weges in einen Fluß, in dessen Wellen er den Tod, den er suchte, nun auch fand. Unter ihren Dolchen fiel ebenfalls des ägyptischen Kaliphen mächtiger Vezir Afdal, und bald darauf auch der Kaliph selbst. Aber einer ihrer merkwürdigsten Frevel ist die Ermordung des Fürsten Acsonkors von Mosul. Dieser tapfere Fürst war gerade von einem siegreichen Feldzuge zurückgekommen, und ward nun gleich am ersten Freitage nach seiner Rückkehr in der großen Moschee von Mosul in dem Augenblicke, als er sich auf dem Fürstenstuhle niederlassen wollte, von acht als Derwische gekleideten Assassinen überfallen. Durch einen Panzer geschützt, vertheidigte sich Acsonkor gegen seine Mörder, und drei derselben fielen unter der Stärke seines Armes; aber dennoch erhielt er, bevor seine Leute ihm zu Hülfe komme konnten, eine Wunde, an der er am Abend desselben Tages verschied. Da die kühnen Mörder gerade die, um diese Stunde mit zahllosem Volke gefüllte Moschee zum Schauplatz ihrer blutigen That gewählt; so hatten sie eben dadurch auch sich selbst schon einem gewissen Tode geweihet. Keiner machte

daher einen Versuch zu entfliehen und wurden sämmtlich von dem wüthenden Volke erschlagen oder in Stücken zerrissen, bis auf einen einzigen Jüngling von neunzehn Jahren aus einem Dorfe in dem Gebirge Eras, dem es, weil sein junges Leben ihm noch lieber als der Tod war, es wirklich gelang, durch schleunige Flucht sich zu retten. Die Mutter desselben war eine sehr betagte Frau. Es war ihr nicht unbekannt, daß ihr Sohn sich ebenfalls unter den, zum Mord des Fürsten Aksonkors ausgesandten Bethanis befände. Als sie nun hörte, der Mordanschlag sey vollkommen gelungen, Fürst Akonsor todt, aber auch sämmtliche Mörder desselben seyen von dem Volke erschlagen worden, salbte und schmückte sie sich, legte ihr festliches Kleid an, färbte ihre Augenbraunen und zeigte eine ganz maßlose Freude. Als aber nach einigen Tagen gegen alle ihre Erwartung ihr Sohn gesund und wohlbehalten zurückkam, sank sie vor Schrecken beinahe in Ohnmacht, legte unverzüglich Trauerkleider an, färbte sich das Gesicht schwarz und gebährdete sich gleich einer höchst unglücklichen, in den tiefsten Jammer versunkenen Mutter, und zwar ganz besonders darüber, daß jetzt ihr Sohn nicht der, jedem Eingeweihten in solchem Falle verheißenen Wonne im Paradiese theilhaftig geworden wäre. So furchtbar und mächtig war jener hölliſche Fanatismus, der sich dieser unglücklichen, bethörten Menschen bemächtiget hatte, daß er selbst jedes zärtere Muttergefühl erstickte und die heiligsten Bande der Natur und des Blutes höhnend zerriß. Auch Togteghin, Fürst von Damascus, ward von dem geheimen Orden als ein, dem Tode geweihtes Opfer bezeichnet. Zwar befand sich derselbe zu Bagdad an dem Hofe des Kaliphen; da jedoch der Großprior in Syrien und der Großmeister in Persien sich stets gegenseitig unterstützten, so ward nun auch ein persischer Assassin mit Vollstreckung des blutigen

Urtheils beauftragt. Dieſer beiſpiellos kühne und freche Mörder hielt es nicht einmal der Mühe werth, zur Erledigung des erhaltenen Auftrags einen günſtigen Augenblick und eine ſchickliche Gelegenheit abzuwarten; ſondern beſchloß, ſelbſt in dem Audienzſaale des Kaliphen die blutige That zu vollziehen; da er aber zum Glück für Togteghin denſelben nicht genau kannte, ſo erdolchte er ſtatt deſſen, im Angeſicht des ganzen, zahlreichen und glänzenden Hofes, einen der vornehmſten Emire des Kaliphen, der freilich ebenfalls ein erklärter Feind der Ismaëlis war, und ſchon einige ihrer Schlöſſer, obgleich fruchtlos, belagert hatte. — — Dieſe wiederholten plötzlichen Ermordungen, gegen die ſich zu ſchützen man kein Mittel finden zu können glaubte, ſchreckte alle Fürſten Syriens; ſelbſt die Rechtsgelehrten und Geſetzlehrer fingen an zu verſtummen; und wenn die eingeſchüchterten Fürſten auch nicht Freunde und Gönner des geheimen Meuchlerbundes wurden, ſo wagten ſie es doch auch nicht, etwas Feindliches gegen denſelben zu unternehmen; und wurden gefangene Aſſaſſinen vor ſie gebracht, ſo behandelten ſie dieſelben ſtets mit ungemeiner Schonung, und nicht ſelten war blos ein nicht ſehr enges Gefängniß die einzige Beſtrafung dieſer Verbrecher. In demſelben Jahre noch, bald nach der Ermordung des Akſonkors, übergab ſogar der Fürſt von Damascus dem Großprior, auf deſſen Begehren, das Schloß Banias, eine der feſteſten Burgen ſeines Landes. Aber einige Zeit darauf ſandte der Großprior, ſeine Unverſchämtheit immer noch höher ſteigernd, auch an den Fürſten Ilgazi von Haleb eine Botſchaft mit der Bitte, ihn in den Beſitz des ganz nahe bei der Stadt gelegenen Schloſſes Scherif zu ſetzen. Ilgazi, die Macht und Ruchloſigkeit der Genoſſenſchaft fürchtend, willigte dem Scheine nach in dieſes freche Begehren; bevor aber noch die Abgeordneten mit der erhaltenen

Bewilligung zurückgekehrt seyn konnten, hatten schon die Einwohner Halebs, auf die geheime Anregung ihres Fürsten, die Mauern des Schlosses niedergerissen, die Gräben ausgefüllt und die Gebäude mit der Stadt verbunden. Auf diese Weise ward zwar die Erfüllung der Bitte des Großpriors vereitelt; aber der Vezir oder Emir, der den Rath dazu gegeben hatte, mußte wenige Tage darauf mit seinem Leben dafür büßen. Selbst an den großen Nourreddin stellten mehrere Jahre nachher die Bethanis, in Beziehung auf das Schloß Beitlaha, dasselbe freche Begehren, dessen Erfüllung jedoch selbst dieser damals schon so mächtige Fürst von Damascus nur durch dieselbe List, wie die Einwohner von Haleb, zu vereiteln wußte. Wie das Schloß Scherif, wurden auch die Festungswerke der Burg Beitlaha von dessen Bewohnern geschleift; und so groß war die Furcht der Fürsten vor diesem meuchelmörderischen Orden, daß sie demselben die Festungen in ihrem eigenen Lande, wenn er sie von ihnen begehrte, nicht zu verweigern getrauten, und sie lieber selbst zerstören, als den Bethanis einräumen wollten.

5. In Syrien verfolgten jetzt die Assassinen dasselbe System, das ihre Glaubens- und Ordensgenossen auch in Persien bisher mit so vielem Glück befolgt hatten. Ihren Besitzstand an Burgen und Festungen, die sie theils kauften, theils auch von deren Eigenthümern durch Furcht und Drohungen zu ertrotzen wußten, suchten sie immer noch zu vermehren. Aber gerade diese ihre so schnelle Verbreitung und zusehends steigende Macht, in Verbindung mit ihren jedes Jahr sich häufenden Mordthaten empörten endlich alle Gemüther. Ein Schrei des Unwillens und der Auffoderung zur Rache ging bald durch ganz Syrien. Ein förmlicher muselmänniſcher Kreuzzug ward jetzt

gegen sie gepredigt. In diese allgemeine blutige Proscription aller Angehörigen des geheimen Ordens wurden auch alle übrigen, obgleich nur von ferne mit den Ismaëlis verwandten religiösen Secten verflochten. Gleich jenen wurden nun auch Druſen, Noſairen und verſchiedene andere in dem Thale Thim hauſenden muſelmänniſchen Ketzer wie wilde Thiere aufgejagt, getrieben und ermordet. Theils um ſich zu rächen, theils um bei andern Mächten Schutz zu finden, faßten die Aſſaſſinen nun den Entſchluß, die reiche und feſte Stadt Damascus an die Franken zu verrathen. Aber dieſer Anſchlag ward entdeckt, und nun wurden blos in Damascus über ſechstauſend Ismaëlis oder Bethanis ermordet. Die Verfolgung ward immer heftiger und blutiger. Der Großprior mit allen ſeinen Dais und dem größten Theil ſeiner Untergebenen kam dabei um. Viele Aſſaſſinen, um dem todtbringenden Verdacht zu entgehen, daß ſie zu denſelben gehörten, gaben ſelbſt ihre Brüder an, und halfen ſie ermorden, und der Meuchlerbund wüthete nun ebenfalls in ſeinen eigenen Eingeweiden. Der Orden in Syrien ſchien jetzt ſeinem Erlöſchen nahe; aber gerade ward jetzt, ſonderbarer Weiſe, der Augenblick ſeines ſcheinbaren völligen Verfalls der Zeitpunkt, in welchem ſeine Macht tiefer und feſter als jemals ſich gründete. Der Großmeiſter ſchickte nämlich nach Syrien einen neuen Großprior. Dieſer hieß Ismaël, und nahm, gleich ſeinen Vorgängern, ſeinen Sitz in der Feſtung Banias; aber wohl einſehend, daß er bei der allgemeinen ſchrecklichen Aufregung gegen den Orden ſich nicht lange allda würde behaupten können, ſchloß er mit den Franken einen Vertrag, und überlieferte ihnen die Feſte unter der Bedingung, daß ſie ihn und die Seinigen ſicher aus dem Lande geleiten ſollten. Dieß geſchah, und Ismaël und ſeine Dais und Anhänger ſuchten und fanden nun bald auf Felſen und

in unzugänglichen Gebirgsschluchten herrliche Schlupfwinkel, die ihnen weit größere Sicherheit als jene Burgen gewährten. Der Orden in Syrien fing nun an sich wieder zu erholen. Ein paar Jahre darauf kaufte er schon, wahrscheinlich mit dem Gelde, das ihm aus Persien geschickt ward, die bedeutende Burg Kadmus. Mit jedem Jahre vermehrte sich jetzt ihr Besitzstand, und in dem Jahre 1140 bemächtigten sie sich endlich, durch Ermordung des Commandanten von Maßjaf, auch dieser auf einer Felsenplatte gelegenen, unüberwindlichen Burg. Diese ward jetzt der bleibende Sitz des Großpriors, und der Mittel- und Vereinigungspunkt aller Glieder des Ordens. Die in Syrien zerstreuten Ismaëlis strömten, um ihr Oberhaupt auf Maßjaf sich sammelnd, von allen Seiten herbei, und nach dem Zeugniß Wilhelms von Tyrus gebot der Großprior nun bald über eine Reihe von zehn bis zwölf, durch Kunst und Natur gleich stark befestigten Burgen, und die Anzahl seiner Getreuen und Untergebenen belief sich auf sechzigtausend Seelen. Das in Maßjaf residirende Oberhaupt nannte sich jetzt ebenfalls den Alten vom Berg (Scheikh al Dschebal), legte nach und nach selbst jeden Schein von Abhängigkeit von dem Großmeister in Alamuth ab*), und die Macht der Bethani in Syrien ward bald nicht viel geringer als jene der, unter ihrem Oberhaupte von Alamuth vereinten Ismaëlis in Persien.

6. Erst jetzt war der Assassinenstaat in Syrien, seit seiner neuen Gründung unter dem Alten vom

*) Dieß geschah jedoch erst im Jahre 1160; als nämlich der tolle Großmeister Hassan II. sich für den incarnirten höchsten Iman ausgab, alle Gebote und Satzungen aufhob und eine neue, den Ismaëlis fremde Lehre einführte.

Berg auf Maßjaf den abendländischen Kreuzfahrern recht bekannt. Diese blieben jedoch größtentheils mit den syrischen Assassinen in Frieden und freundlichem Verhältniß, schlossen selbst bisweilen auf kurze Zeit Bündnisse mit denselben, welches um so begreiflicher ist, da die, welche in dem Orden den höchsten Grad der Weihe erhalten hatten, zwar nur geheime, aber eben so erklärte Feinde des Islams und des Mohamedanismus waren, als nur immer die abendländischen Christen es seyn konnten. Indessen wußte dennoch der Scheikh auf Maßjaf auch den abendländischen Fürsten sich furchtbar zu machen. Aber demungeachtet fielen doch in dem ziemlich langen Zeitraume von vierzig Jahren nur zwei abendländische Fürsten unter den Dolchen der Assassinen. Der erste war der junge und tapfere Graf Raimund von Tripoli, der in dem Jahre 1149 in der Kirche, als er knieend und betend vor dem Altare lag, von einem als Mönch verkleideten Assassin ermordet ward. Man kennt die Ursache dieses Mordes nicht; ob derselbe die Folge einer, dem Alten vom Berge von dem jungen Fürsten zugefügten Beleidigung war, oder ob ein anderer geheimer Feind Raimunds dessen Ermordung von dem Scheikh auf Maßjaf sich erkauft hatte: dieß ist eine Frage, die man auf sich muß beruhen lassen. Der andere, der ungefähr vierzig oder zwei und vierzig Jahre nachher, nämlich in dem Jahre 1192 als ein Opfer der Rache des gefürchteten Alten vom Berg fiel, war der Markgraf Conrad von Montferrat, Fürst von Tyrus. Folgendes war der Vorfall, wodurch der Markgraf den Fürsten der Assassinen gegen sich reizte. Ein reich beladenes, einem der Unterthanen des Scheikhs gehöriges Schiff war durch widrige Winde gezwungen, in den Hafen von Tyrus einzulaufen; der Markgraf, der gerade gegenwärtig war, ließ das Schiff anhalten, bemächtigte sich der ganzen

Ladung desselben, und als der Schiffscapitain sich zu ihm begab und diesfalls Beschwerde bei ihm führte, soll er sogar denselben haben enthaupten lassen. Der Scheikh, sobald er diesen ihm höchst unangenehmen Vorfall erfuhr, sandte sogleich einen Abgeordneten an den Markgrafen, sowohl um die Zurückgabe des Schiffes und dessen Ladung zu begehren, als auch wegen des an einem seiner Unterthanen verübten Mordes Genugthuung zu fodern. Aber leider mußte dieser, höhnisch und verächtlich von dem Markgrafen behandelt, unverrichteter Dinge nach Maßjaf zurückkehren; und als der Scheikh hierauf noch einen zweiten Abgeordneten nach Tyrus schickte, ließ diesem der Markgraf drohen, daß er ihn, wenn er sich nicht augenblicklich aus der Stadt entferne, würde ersäufen lassen. Ein Mehreres bedurfte es wahrhaftig nicht, um das Oberhaupt eines Meuchlerordens zur Rache aufzufodern. Ueber den Markgrafen ward also in Maßjaf das Todesurtheil gefällt und die Vollstreckung desselben zwei Jünglingen von der, dem Leser schon bekannten weiß gekleideten Leibwache des Scheikhs übertragen. Diese kamen in der Gestalt als Flüchtlinge nach Tyrus, gaben vor, sie seyen längst schon entschlossen gewesen Christen zu werden, daher auch jetzt, da sie eine günstige Gelegenheit zur Flucht gefunden, in eine christliche Stadt geflohen; sie verlangten sehr ernstlich die Taufe, wurden hierauf wirklich getauft und gewannen dadurch so sehr die Gunst des Markgrafen, daß er Beide, auf deren Begehren, in seine Dienste nahm. Die jungen Mörder wußten nun in kurzer Zeit ihren Herrn so zu bestricken, daß er sie für seine treuesten Diener hielt und nicht leicht ohne sie auszugehen pflegte. Aber bei allem dem konnten sie doch zur Ausführung ihres Vorhabens lange Zeit keinen günstigen Augenblick finden. Endlich bot sich ihnen dieser dar, denn als eines Tages der

Markgraf, nachdem er bei dem Bischof in Tyrus zu Mittag gespeißt hatte und hierauf ohne großes Gefolge, jedoch wie gewöhnlich von den beiden Assassinen begleitet, einen Spaziergang durch die Stadt machte und zufälliger Weise auf dem Marktplatze, während seine Begleiter vorangingen, sich einige Augenblicke verweilte, fielen die beiden Mörder plötzlich über ihn her und stießen ihm ihre Dolche in die Brust. Sie machten nun zwar einen Versuch zu entfliehen, wurden aber, da noch sehr viele Leute auf dem Markt waren, unter deren Augen der Mord geschehen war, von allen Seiten sogleich verfolgt, bald ereilt und gebunden herbeigebracht. Peinlich befragt, auf wessen Geheiß sie die That vollbracht hätten, vermochte auch die grausamste Folter nicht ein Geständniß von ihnen zu erpressen. Ihre unerschütterliche Standhaftigkeit wäre einer edlern, bessern Sache würdig gewesen. Vor ihrer Hinrichtung frohlockten sie noch über ihr Glück, sich des ihnen ertheilten Auftrages so vollständig erlediget zu haben, und diese Seelenstimmung verleugnete sich selbst nicht unter den Martern eines ausgesucht qualvollen Todes. — König Richard Löwenherz von England, der an beinahe romanhafter, weil in das Unglaubliche hinüberspielender Tapferkeit, an Heldenmuth und tollkühner, sich alles für möglich haltender Zuversicht, alle seine Zeitgenossen weit übertraf, und der selbst in der langen Heldenreihe eines ganzen Jahrtausends — höchstens allenfalls mit Ausnahme Kaiser Manuels — schwerlich seines Gleichen finden konnte; dessen hochfahrender Geist aber, in dem Gefühle seiner überschwenglichen Kraft und in dem Bewußtseyn seiner ungeheuern Heldensuperiorität über alle damaligen Monarchen, diese, wie z. B. den König Philipp August von Frankreich und den Herzog Leopold von Oestreich, bei jeder Gelegenheit mit sichtbarer, oft empörender Geringschätzung behandelte, und daher

unter den damals im Orient befindlichen Franzosen und Deutschen eine Menge Feinde haben mußte, ward von diesen nun als der geheime Anstifter des, an dem Markgrafen verübten Mordes bezeichnet. Er habe, sagten die Verläumder, um sich an dem Markgrafen zu rächen (warum und wegen was?) von dem Alten vom Berge sich die Dolche einiger Assassinen erkauft. Dieses Gerücht, das sich eben so schnell im Orient wie im Abendlande verbreitete, ward von der Bosheit der europäischen Feinde Richards sogleich mit heißer Gier verschlungen, ja selbst von der orientalischen Leichtgläubigkeit — natürliche Folge morgenländischer, leicht erglühender, daher allem Ungewöhnlichen und Unglaublichen sich gerne hingebenden Phantasie — so hastig und leichtsinnig aufgegriffen, daß selbst spätere persische Geschichtschreiber davon als einer völlig entschiedenen Thatsache Erwähnung machen. Aber bei allem diesem erprobte sich jetzt auch noch auf das neue wieder eine alte, obgleich mehr gefühlte als erkannte Wahrheit, nämlich daß es nichts verdrüßlicheres, lästigeres und oft unerträglicheres gäbe, als einen unverständigen Freund. Richards Anhänger, von der Unschuld ihres Königes überzeugt, begnügten sich nicht damit, jenem boshaften Gerüchte laut und mit Ruhe und Würde zu widersprechen; sondern sie glaubten auch noch der Wahrheit dadurch einen großen Dienst zu erweisen, wenn sie einen Brief schmiedeten, diesen dem Alten vom Berg unterlegten und den Scheikh darin erklären ließen, daß dem König Richard von England jeder Antheil an Markgrafen Conrads Ermordung völlig fremd sey*). Natürlich mußte die Unächtheit und

*) Hier dieses vorgebliche Schreiben des Scheikhs. Der Scheikh al Schebal wünscht den Fürsten und dem ganzen Volke des christlichen Glaubens Heil. „Weil wir vernommen haben, daß viele den Mord des Markgrafen von Montferrat dem durchlauchtigen König

Falschheit dieses ohnehin mit vieler Unkunde zusammen gestoppelten Schreibens bald überall erkannt und eingesehen werden, wodurch jedoch die gegen Richard Löwenherz erhobene Beschuldigung, wie grundlos sie auch an sich seyn mochte, dennoch einen neuen und, wie man behauptete, noch höhern Grad von Wahrscheinlichkeit erhielt. — Aber auch nicht zu erwähnen, daß König Richard, dessen wahrhaft ritterlicher Sinn selbst von Saladin und dessen Kriegern staunend anerkannt ward, einer solchen Niederträchtigkeit durchaus unfähig war, und daß ein Monarch mit der Heldenseele Richards, welcher der Stärke seines Armes

---

Richard von England zugeschrieben; nicht anders als wenn jener durch dessen heimliche Anschläge aus der Ursache wäre ermordet worden, weil zwischen ihnen Beiden während ihres Aufenthalts im Orient einige Mißhelligkeiten vorgefallen sind; so ist es allerdings unsere Pflicht, daß wir, um den guten Namen dieses Königes zu retten, Euch die wahre Beschaffenheit, die Euch bisher unbekannt geblieben, entdecken. Wir können es nicht dulden, daß Unschuldige, unserer Unternehmungen wegen, leiden sollen. Niemand legen wir Etwas zur Last, wenn er nichts verbrochen hat und unschuldig ist; so wie Wir es auf göttlichen Befehl nicht gestatten, daß diejenigen, die uns Unrecht zugefügt haben, sich lange über dergleichen Beleidigungen Glück wünschen können. Wir benachrichtigen Euch demnach, daß dieser Markgraf keineswegs durch die heimlichen Anschläge gedachten Königes umgekommen sey; sondern er ist vielmehr, so wie er es um uns verdient, und nachdem er, unserer Warnung ungeachtet, sein Vergehen nicht wider gut machen wollte, nach unserm Willen und auf unsern Befehl gerechter Weise getödtet worden." — — Dieß das Wesentlichste aus jenem vorgeblichen Schreiben, in welchem man am Ende auch den Scheikh noch das Gerücht widerlegen läßt, dem zu Folge er auf fremdes Ansuchen von seinen Getreuen einige abschicke, um auch Leute, die ihn nicht beleidiget, dennoch zu ermorden.

alles zutraute, ſich unmöglich zu ſolchen ſchändlichen, nur feigen Seelen eigenen Mitteln herabwürdigen konnte, und zwar gar noch gegen einen, für ihn höchſt unbedeutenden, ohnmächtigen Feind, den er ja ſchon gleichſam mit zwei Fingern hätte erdrücken können. Von allem dieſem abgeſehen, muß es ja offenbar jedem Menſchen, wenn auch nur von gewöhnlichem, jedoch geſundem Menſchenverſtand und unbefangenem Urtheil, ſobald er weiß, was zwiſchen dem Markgrafen und dem Alten vom Berge vorgefallen war, und die Verfahrungsweiſe des Aſſaſſinenordens kennt, nicht der mindeſte Zweifel darüber mehr vorſchweben, daß Conrad blos allein als ein Opfer der Rache des Scheikhs von Maßjaf gefallen ſey. Dieß hat man auch ſo allgemein gefühlt und eingeſehen, daß die beſten neuern Geſchichtſchreiber von jener, gegen König Richard erhobenen, abgeſchmackten Anklage, als der Geſchichte unwürdig, nicht die mindeſte Erwähnung machen *).

*) Wir würden es ebenfalls nicht gethan haben, hätte nicht Herr von Hammer dieſer grundloſen, von Richards Feinden erſonnenen Anklage auf das neue ſein viel bedeutendes Anſehen geliehen, und durch nicht gemeinen Aufwand in der Darſtellung ihr einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit zu geben verſucht, wodurch jedoch ſchwerlich ein völlig Unbefangener und der Geſchichte nicht ganz Unkundiger ſich wird haben täuſchen laſſen. — Ueberhaupt haben frühere abendländiſche Geſchichtſchreiber über und von den Aſſaſſinen ungemein viel gefabelt. Bald ſahen ſie Aſſaſſinen in Italien, bald in Deutſchland, bald in Frankreich; und da es zu jeder Zeit in allen Ländern Meuchelmörder gab, ſo mußte nun ein jeder ſolcher, der ergriffen ward, ein Aſſaſſine aus Syrien geweſen ſeyn. — Eben ſo verhält es ſich auch mit der, nachher gegen Kaiſer Friederich II. erhobenen Beſchuldigung, ſich Aſſaſſinen zur Ermordung des Herzogs von Bayern erkauft zu haben. Sogar auf einem Concilium ward Erwähnung

6. Im Ganzen genommen war das Verhältniß iſchen den abendländiſchen Fürſten im Orient und n Scheikhs auf Maßjaf größtentheils freundlich und edlich, bisweilen ſogar zutraulich und gegenſeitig ſich nähernd. In dem vorletzten Jahre ſeiner Regierung hielt König Amalarich von Jeruſalem von dem Alten m Berge eine Botſchaft, die für den König nicht ders als im höchſten Grade überraſchend und angehm ſeyn konnte. Der Geſandte, den der Scheikh aſchideddin nach Jeruſalem ſchickte, hieß Behadwlet, und war ein Mann von vieler Weltklugheit, bei vorſichtig und mit der Gabe der Wohlredenheit ſchmückt. Er hatte den geheimen Auftrag, dem önige zu erkennen zu geben, daß ſein Herr, der cheikh, nichts ſehnlicheres verlange, als mit ihm in n näheres und engeres Freundſchaftsbündniß zu tre-n, daß derſelbe bereit ſey, zu dem Chriſtenthum übertreten und ſich mit allen den Seinigen taufen zu laſ-n, wenn nur der König ihm den jährlichen Tribut n zwei tauſend Dukaten, welche er an den Tempelrrenorden zu bezahlen habe, nachlaſſen wolle. Die Beungen dieſes Ordens grenzten an jene des Alten vom erge, der ſchon ſeit mehreren Jahren den Templern, ells wegen Dienſte, die ſie ihm geleiſtet, theils auch

---

davon gemacht. Aber der Kaiſer wälzte die Anklage auf den Herzog von Bayern zurück, und beſchuldigte dieſen, obgleich mit eben ſo großem Unrecht, deſſelben Verbrechens, deſſen man ihn ſelbſt eben ſo grundlos angeklagt hatte. — Sollte indeſſen auch Kaiſer Friederich II., dem man wirklich große und gegründete Vorwürfe zu machen hat, einer ſolchen ſchändlichen Handlung fähig geweſen ſeyn, ſo hat er ſie doch nicht begangen, und die ganze, von ſeinen Feinden aus der Luft gegriffene Anklage beruhet auf keinem einzigen, auch nur zu einem kleinen Grad von Wahrſcheinlichkeit führenden Beweis.

um den, zwischen beiden Theilen bestehenden freundschaftlichen und nachbarlichen Verkehr noch mehr zu befestigen, diesen jährlichen Tribut bezahlt hatte, jetzt aber von dieser Abgabe befreit zu werden wünschte. König Amalarich hörte diese Botschaft mit großer Freude, erbot sich sogleich, die zwei tausend Dukaten, deren Nachlaß der Scheikh begehrte, aus seinem eigenen Schatze den Templern zu ersetzen, behandelte den Gesandten mit Auszeichnung, und schickte ihn, nachdem er ihn einige Zeit an seinem Hofe zurückgehalten, mit einem Wegweiser und sicherm Geleite bis an die Grenzen der Ismaëlis zurück. Schon waren sie durch das Gebiet von Tripolis an die Grenzen der Besitzungen der Ismaëlis oder des Alten vom Berge gekommen, als plötzlich ein Tempelritter, Namens Walther von Dümesnil, ein einäugiger, böser, durch seine Thaten schon übelberüchtigter Mann, aus einem Hinterhalt mit einer Schaar hervorbrach und den Gesandten ermordete. Den Mord hatte jedoch Walther nicht aus persönlicher Rache, sondern auf Geheiß des Großmeisters seines Ordens, Odo de S. Amando, vollbracht. Dieser, dem es nicht unbekannt war, wie sehr der Scheikh von dem bisherigen Tribut befreit zu seyn wünschte, auch jetzt von der geheimen Gesandtschaft desselben an den König Amalarich Etwas in Erfahrung gebracht hatte, und nun besorgte, es möchte in dem zwischen Beiden geschlossenen Vertrage, in Ansehung jenes Tributs, auch eine ihm nachtheilige Uebereinkunft getroffen worden seyn, hatte bei der Ermordung des ismaëlitischen Gesandten keinen andern Zweck, als durch eine solche widervölkerrechtliche Handlung den allenfalls abgeschlossenen Vertrag wieder zu vernichten, und allem freundschaftlichen Verkehr zwischen dem Scheikh und dem Könige auf lange Zeit ein Ende zu machen. Natürlich ergrimmte jetzt König Amalarich nicht wenig über eine Greuelthat, die eben so sehr die Ehre des

christlichen Namens als seine eigene Majestät verletzte. Er versammelte die Fürsten seines Reiches, die sämmtlich mit einander übereinstimmten, daß ein solches, der Religion wie dem königlichen Ansehen so schnöde höhnendes Verbrechen auf das schärfste müsse bestraft werden. Zwei der angesehensten Ritter wurden demnach an den Großmeister geschickt, um im Namen des Königes und des ganzen Reiches von demselben Genugthuung für eine so schändliche That zu fodern. Aber die Antwort des Großmeisters war, wie man sie von einem so stolzen, widerlichen, für Religion und Ehre gleich gefühllosen Mann zu erwarten hatte*). „Er habe, ließ er dem Könige zurücksagen, dem Bruder Dümesnil schon eine Buße aufgelegt, und werde ihn an den Papst senden, der gewaltsame Hand an ihn zu legen ausdrücklich verboten habe," anderer Ausdrücke nicht zu gedenken, die alle von dem unbändigen Stolz und leidenschaftlichem Charakter dieses Mannes zeugten. Da aber bald darauf der König mit dem Großmeister und den Templern in Sidon zusammentraf, ließ er den Mörder mit Gewalt aus dem Tempelhofe reißen, gefesselt nach Tyrus führen und dort in den Kerker werfen, wo er dem, ihn erwartenden Strafgericht nicht entgangen seyn würde, hätte nicht der unmittelbar darauf erfolgte Tod des Königes ihn wieder in Freiheit gesetzt**). — In den Augen der Je-

*) Odo de sancto Amando, Militiae Templi magister, homo nequam, superbus et arrogans, spiritum furoris habens in naribus, nec Deum timens nec ad hominem habens reverentiam. (*Wilhelm. Tyr.* Lib. 21. c. 19.)

**) Aber den Großmeister Odo von St. Amando ereilte dennoch bald darauf, obgleich auf einem ganz andern Wege, die gerechte Nemesis. In einer Schlacht ward er der Gefangene des Sultans Saladin, der ihn in einem düstern Kerker elend verschmachten ließ.

maëlis wie deren Fürsten, des Alten vom Berge nämlich, war zwar jetzt der König vollkommen gerechtfertiget, aber von einem Uebertritt des Scheikhs zum Christenthum war freilich ferner keine Rede mehr; und es ist wohl möglich, daß die bald darauf erfolgte und von uns schon erzählte Ermordung des Markgrafen von Montferrat in so ferne eine Folge davon war, daß der Scheikh wegen des an seinem Gesandten so frevelhaft begangenen Mordes, auch bei jeder, ihm ferner von einem Franken zugefügten Beleidigung, weit schneller als vorher zu den Blitzen seiner geheimen Macht zu greifen sich berechtiget fühlte.

7. Vom Gift machten die syrischen Assassinen ungleich weniger Gebrauch als jene in Persien. Ueberhaupt suchte der Alte vom Berge auf Maßjaf, um nicht, wie es scheint, zu allzuhäufigen Ermordungen gezwungen zu seyn, die Fürsten, besonders die abendländischen, auch dadurch in einem gewissen, wie man zu sagen pflegt, Respekt zu erhalten, daß er, so oft sich eine Gelegenheit dazu anbot, sie sehen ließ, wie weit seine geheime, verborgene Macht reiche, und wie schwer, ja wohl unmöglich es sey, sich dagegen zu schützen. Als z. B. Prinz Heinrich von Champagne, der in der Nähe des Gebietes der Ismaëlis Besitzungen hatte, von einer Reise nach Armenien zurückkam, und sein Weg ihn nahe bei Maßjaf vorbeiführte, schickte ihm der Scheikh einen seiner Hofbeamten, und ließ ihn höflich zu sich auf sein Schloß einladen. Der Prinz nahm die Einladung an, ward von dem Scheikh mit ungemeiner Zuvorkommenheit empfangen, auf dem Schloß herumgeführt und alles Sehenswürdige ihm gezeigt. Endlich kamen sie an einen ganz vorzüglich hohen Thurm, auf dessen Zinnen der Prinz mehrere weißgekleidete Schildwachen mit rothen Gürteln und Mützen erblickte. Er glaube, fing jetzt der Scheikh

an, daß alle diese Leute, die da oben auf dem Thurm stünden, ihm mit ungleich größerer Treue ergeben wären, als er, der Prinz, oder irgend ein Monarch in Asien oder im Abendlande von seinen Unterthanen erwarten könnten; wovon er ihm auch sogleich einen überzeugenden Beweis geben wolle. Mit diesen Worten blickte der Scheikh zu dem Thurm hinauf, und sogleich traten zwei weißgekleidete Fedawis hervor, die nun, auf einen zweiten Wink des Scheikhs, sich unverzüglich von dem Thurm herabstürzten und in demselben Augenblicke mit zermalmtem Körper todt vor den Füßen des Prinzen auf der Erde lagen. Als der Scheikh das ausserordentliche Erstaunen des Prinzen bemerkte, sagte er ihm, daß, wenn er es wünsche, er ihn sogleich überzeugen wolle, daß von allen den Weißgekleideten, die er erblicke, jeder sich auf sein Gebot sogleich mit der größten Freudigkeit den Tod geben werde. Natürlich verbat sich der Prinz alle weitern Beweise, bekannte auch gerne, daß keiner aller abendländischen Fürsten sich von seinen Unterthanen eine solche Folgsamkeit versprechen könnte, und machte auch wahrscheinlich von diesem Augenblicke an es sich zum Gesetze, alles sorgfältig zu vermeiden, was den Scheikh auf den Gedanken führen könnte, auch gegen ihn von dem blinden Gehorsam seiner Leute einen Gebrauch zu machen. Aber eben dadurch ward auch der Alte vom Berge ein Gegenstand des Schreckens für ganz Syrien und die umliegenden Länder, und die meisten der syrischen Fürsten und Herren, selbst die mächtigsten nicht ausgenommen, zahlten ihm einen jährlichen Tribut *), den man freilich unter dem Namen

*) La pluspart des Souverains Chretiens et Mohametans, pour se soustraire à la fureur de ces Assassins envoyoient des presens magnifiques à leur chef. (*Vertot. hist. des Ord. T. I. p. 171.*)

von Geschenken ihm überschickte. Sogar der mächtige Sultan Saladin, der, nachdem er mit einigem Erfolge die Waffen gegen den Assassinenstaat in Syrien erhoben, ihm auch eine feste Burg abgenommen hatte, aber eben daher dreimal von Assassinen überfallen ward und deren Dolchen nur durch eine Art Wunder entgangen war, hielt es endlich für zuträglicher, sich mit dem Alten vom Berge zu verständigen und ihm jedes Jahr zu bestimmten Zeiten sogenannte Geschenke zu schicken. Aber noch auffallender ist es, daß auch abendländische und zwar mächtige Monarchen, wie der deutsche Kaiser, der König von Ungarn, Alphons von Arragonien, Leopold von Oestreich ꝛc. dem Alten vom Berge einigermaßen huldigten und dessen Freundschaft durch bedeutende Geschenke, die sie ihm von Zeit zu Zeit sandten, für sich zu gewinnen suchten. Dieses geschah aber vorzüglich blos deßwegen, weil sie befürchten zu müssen glaubten, daß ihre europäischen offenen oder heimlichen Feinde die Dolche der Assassinen gegen sie erkaufen könnten, eine Besorgniß, die jedoch völlig ungegründet war. Anfänglich, als die Assassinen noch ohne Besitzungen und ohne einen Mittelpunkt zu haben, in Syrien herumirrten, vermietheten sie zwar sich und ihre Mordwerkzeuge nicht selten dem Ehrgeize oder der Rache der dortigen Fürsten und Herren. Als aber der syrische Assassinenstaat unter einem eigenen, unabhängigen Oberhaupt auf Maßjaf, sich nach den Grundsätzen einer förmlichen Mordpolitik vollkommen ausgebildet hatte, waren die Dolche der Leibwache des Alten vom Berge, wie dieser es auch öffentlich in Manifesten der ganzen Welt kund machte, nur gegen bekannte Feinde ihrer Genossenschaft, oder gegen Solche, die sie beleidiget, oder den Argwohn des Scheikh auf einen hohen Grad erregt hatten, geschliffen*).

*) So wie die Erzählung früherer Geschichtschreiber von

8. Noch ist uns übrig, unsere Leser mit den höllischen Künsten bekannt zu machen, deren der Stifter des Assassinenbundes, Hassan I. und dessen Nachfolger sich bedienten, um Jünglinge und Männer in solche furchtbare Schwärmer umzuschaffen, und alle ihre Sinne so sehr zu bestricken, daß sie sich selbst und die menschliche Natur verleugnend, nicht nur auf den ersten Wink ihres Obern den Dolch in ihre eigene Brust stießen, sondern auch jedes ihnen bezeichnete Opfer, selbst die größten und mächtigsten Monarchen auf ihren Thronen, wie die edelsten und tugendhaftesten Männer nicht ausgenommen, erbarmungslos ermordeten, und den Tod so sehr verachteten, daß sie selbst den qualvollsten Martern, von denen sie oft vor vollbrachter That schon wußten, daß sie ihrer nachher harrten, dennoch mit mehr als heldenmäßiger Freudigkeit entgegen gingen. Diese Künste waren den Abendländern zu den Zeiten der Kreuzzüge nicht bekannt; denn wären sie es gewesen, so würden sie auch für ganz Asien kein Geheimniß mehr gewesen, aber eben daher auch ihre Wirkung vereitelt worden seyn. Ein gelehrter venetianischer Jude, Namens Marco Polo, den man mit Recht den Vater der Reisebeschreibung nennen könnte, und der im 13. Jahrhundert ganz Asien nach allen Richtungen durchreißte, und selbst in Gegenden kam, wohin bis dahin noch kein Europäer einen Fuß gesetzt hatte, ist der erste, der uns über diesen Gegenstand folgende Aufschlüsse ertheilt.

---

einem Mordanschlag auf das Leben des französischen Königes, Ludwigs des Heiligen, nichts als eine bloße Erdichtung ist (man sehe: eclaircissemens sur quelques circonstances de l'histoire du Vieux de la Montagne Priace des Assassins; Hist. de l'acad. des Inscript. T. XVI. p. 163.). Eben so ungegründet sind ähnliche Anecdoten von Mordversuchen wider die Personen verschiedener anderer abendländischen Monarchen oder Fürsten.

Im Mittelpunkte sowohl des persischen als syrischen Gebietes der Assassinen, mithin zu Alamut wie zu Maßjaf waren, nach dem Berichte des Marco Polo, in einem, von hohen Mauern umgebenen Kreise die herrlichsten, jeden, der in sie trat, völlig bezaubernden Gärten angelegt: wahre Paradiese des Orients. Ueberall dufteten die lieblichsten Blumen und wohlriechendsten Kräuter; während Obstbäume, mit den seltensten Früchten behangen, zum Genuß einluden. Schattige Gegenden, abwechselnd mit anmuthigen Grasplätzen, von spiegelhellen, sanft murmelnden Bächen durchschnitten, Springbrunnen, aus denen die kostbarsten Weine, oder auch kühle, labende Milch sprudelten*); freundlich einladende Rosenlauben, Rebengeländer, geschmackvoll angelegte Säle und herrliche Kiosken, geschmückt mit den reizendsten Gemälden, mit den kostbarsten persischen Teppichen und griechischen Stoffen, ergötzten und bezauberten das Auge, wohin es nur blickte. Eine Reihe der schönsten und verführerischten Mädchen, nach dem Geschmack der Orientalen schwarzäugig, daher auch nicht unähnlich den Houris in Mohameds verhießenem Paradiese der Seligen, kredenzten in goldenen und kristallenen Trinkgeschirren die köstlichsten Weine, während, gemischt mit dem sanften Murmeln der Bäche, Saitenspiel und schmelzende Melodien die Seele in die süßesten und wohllüstigsten Empfindungen einwiegten. Kurz, Alles athmete Vergnügen, Wollust und Sinnentaumel. — Der Jüngling, den der Großmeister oder der Scheikh auf Maßjaf für kräftig und entschlossen genug hielt, in den Dienst der Meuchelmörder eingeweiht zu werden, ward von demselben zum Mahle eingeladen,

*) Es versteht sich von selbst, daß diese Springbrunnen nur dann in Bewegung kamen, wann der Scheikh es gebot, und nur so lange, als er es für nothwendig hielt.

ihm unbemerkt ein Opiate aus Hyoscyamos (Haschische) verfertigt, gereicht und, als er hierauf sogleich in tiefen Schlaf sank, auch unverzüglich in jenen Zaubergarten gebracht. Man kann sich unmöglich einen Begriff machen von dem Zustande des Jünglings bei seinem Erwachen. Mit allen seinen staunenden Sinnen mußte er sich in eine andere Welt versetzt glauben, und als nun auch die reizenden Houris ihn so freundlich begrüßten, konnte er keinen Augenblick mehr daran zweifeln, sich jetzt in dem Paradiese seines großen Propheten zu befinden. Als er nun von den, ihn hier umgebenden Freuden und Genüssen so viel genossen hatte, als es der Scheikh für nothwendig hielt, ward er durch dasselbe Mittel wieder in Schlaf versenkt und dann in das Gemach des Scheikhs, und zwar an die nämliche Stelle, wo er vorher gesessen, zurückgebracht. Zwar war jetzt das Erstaunen des Jünglings bei seinem Erwachen nicht minder groß, als das erstemal, aber nun auch zugleich mit den bittersten und schmerzhaftesten Empfindungen für ihn vermischt. Daß Alles blos ein Traum gewesen sey, konnte er nicht glauben, denn viel zu tief und zu lebendig waren die in ihm zurückgebliebenen Eindrücke. Um so williger hörte er daher nun auf die Worte des Scheikhs, als dieser ihm jetzt betheuerte, er sey diese ganze Zeit über nicht von seiner Seite gekommen, sein Geist aber wirklich in das Paradies des Propheten versetzt worden, um einen Vorgeschmack jener Seligkeiten zu erhalten, die jener dort harren, die in blindem Gehorsam gegen ihr höchstes Oberhaupt und im Dienste desselben ihr Leben zum Opfer zu bringen bereit wären. In dem gebietenden Tone eines göttlichen Propheten fragte alsdann der Scheikh den Jüngling, ob er zu der Zahl jener Auserwählten gehören wolle. Natürlicher Weise ward diese Frage von dem Bethörten mit einem freudigen Ja! beantwortet. Der Scheikh ließ ihn hierauf den vorge-

schriebenen furchtbaren Eid schwören, und überreichte ihm, unter mancherlei, die Phantasie des Unglücklichen nur noch mehr erhitzenden und verwirrenden Ceremonien einen goldenen Dolch, worauf der nun in den Meuchlerbund Eingeweihte weiß gekleidet und unter die Fedavis, der Leibwache des Scheikhs, aufgenommen ward. Aber das Bild der, seiner Einbildung nach, genossenen Seligkeiten verschwand nun nie mehr aus seiner Seele; das Verlangen darnach beengte von jetzt an so sehr seine Brust, daß sein irdisches Leben ihm immer öder, trauriger und unerträglicher ward, und er, von den Freuden des Paradieses zu Thaten der Hölle begeistert, mit Sehnsucht den Augenblick erwartete, wo er auf das Gebot des Scheikhs einen Mord begehen, und dann durch seinen eigenen, sich selbst aufopfernden Tod, jener grenzenlosen Wonne im Paradiese für immer theilhaftig werden könnte.

9. Diese Erzählung des Marco Polo haben jedoch Männer von Ansehen und Gewicht längst schon in das Gebiet orientalischer Träume und Dichtungen verwiesen. Aber Herr von Hammer versichert, daß mit dem Bericht des gelehrten, von unersättlicher Wißbegierde getriebenen venetianischen Juden auch die, aus orientalischen Quellen hierüber geschöpften Nachrichten vollkommen übereinstimmten, jenem daher auch einen Grad von Glaubwürdigkeit ertheilten, der über die Wahrhaftigkeit desselben keinem ferneren Zweifel mehr Raum gestatte. — Aber so groß auch die Autorität des berühmten Orientalisten ist, so müssen wir doch aufrichtig gestehen, daß selbst die aus morgenländischen Quellen — das Wunderbare ist und war ja von jeher die wahre und eigentliche Region der Orientalen — geschöpften Zeugnisse dennoch die vielen gegründeten Zweifel an Marco Polo's Erzählung, wenigstens Uns

selbst, auf keine Weise benehmen können*). Weit einleuchtender erscheint uns darüber Wilkens Ansicht in seiner Geschichte der Kreuzzüge. Auch dieser geist- und talentvolle Geschichtsschreiber hält Marco Polos Zaubergarten für eine bloße, und wir möchten hinzusetzen, bisweilen selbst an das Ungereimte grenzende Erzählung. Seiner Meinung nach ist es außer allem Zweifel, daß die Assassinen in dem Besitze eines damals noch unbekannten Mittels waren, um bald künstliche Begeisterung, Entzückung und den Traum des Genusses ersehnter Lust und Seligkeit zu bewirken, bald auch um durch völlige Berauschung der Sinne die Ausführung kühner und gefahrvoller Thaten zu erleichtern. Dieses Mittel bestand in Verfertigung eines aus mancherlei Kräutern und Species zubereiteten Trankes. Bekanntlich herrscht der Gebrauch ähnlicher berauschender, völlig betäubender, bald zu den tollkühnsten Unternehmungen begeisternder, oder die Phantasie mit wollüstigen Bildern füllender Getränke auch heut zu Tage noch in dem Orient, und zu Folge aller Reisebeschreibungen ganz vorzüglich in Cairo und ganz Aegypten. Solche Getränke hießen Haschische, und da die Fedavis oder Leibwachen des Scheikhs sich desselben gewöhnlich zur Ausführung ihrer blutigen Aufträge bedienten, so wurden sie von den Orientalen Haschischi genannt, woraus die Abendländer Assassinen machten, unter welchem Namen sie auch ausschließlich in Europa bekannt wurden**).

*) Die orientalischen Zeugnisse können um so weniger als eine Bestätigung und Bekräftigung der Erzählung Marco Polo's betrachtet werden, da er ja selbst sie blos aus orientalischen Quellen hatte schöpfen können; und so blieben die einzigen Gewährsmänner derselben immer nur die, in der Mährchenwelt sich so sehr gefallenden Orientalen.

**) Wir müssen hier noch eine Bemerkung folgen lassen, die wir vielleicht schon früher hätten machen sollen.

Zu dem Orden oder der Secte der Ismaëlis oder Ismaëliten nämlich gehörten zwar ebenfalls die Aſſaſſinen; aber dieſen Namen führten ausſchließlich nur jene, welche in die höheren Grade, in die Geheimniſſe des Dolches eingeweihet waren, die Fedavis oder Leibwachen nämlich. Alle übrigen Glieder des Ordens oder der Secte, die ſogenannten Profanen und Unterthanen des Scheikhs, hießen Ismaëlis. Dieſe bildeten eine Art ſtehenden Heeres, indem jedes der 9000 Dörfer, die ſie bewohnten, wenn dazu aufgefordert, einen völlig gerüſteten Soldaten ſtellen mußte; daher auch die Scheikhs, gleich andern unabhängigen Mächten, ſelbſtſtändige Kriege führten, wie z. B. mit einem Fürſten von Haleb, mit den erſtern Kreuzfahrern, den Templern ꝛc., daher auch bisweilen mit andern mohamedaniſchen Fürſten in Bündniſſe traten und ihnen Hülfstruppen ſchickten. Nach dem Zeugniſſe des Armeniers Haithon, in deſſen hist. Oriental. hatte der Scheikh unter ſeinen Unterthanen viele Leute, die im Miniren, in Verfertigung allerlei Kriegsmaſchinen, wie auch in Verfertigung des ſogenannten unauslöſchlichen Feuers ungemein geſchickt und berühmt waren, auch ihrer Geſchicklichkeit wegen von andern Fürſten ſehr oft und ſehr gerne in Sold genommen wurden. Aber obgleich die Ismaëlis von den Aſſaſſinen merkbar unterſchieden waren; ſo wurden ſie doch, wenn die Letztern durch ihre Greuelthaten eine allgemeine blutige Verfolgung ſich zuzogen, ſtets ebenfalls in dieſelbe verwickelt; daher auch der Mongolen-Chan Hulagu, wie wir geſehen, ohne Unterſchied Aſſaſſinen und Ismaëlis, und jeden, der ſich zu ihrer Lehre bekannte, alſogleich tödten ließ. — Was den Namen Aſſaſſin betrifft, ſo herrſcht über deſſen Urſprung eine große Verſchiedenheit der Meinungen. Auffallend iſt es, daß ſchon der Erzbiſchof Wilhelm von Tyrus bekennt: er habe die Bedeutung dieſer Benennung, trotz aller angewandten Mühe, weder von den Abendländern noch den Orientalen erforſchen können. Der gelehrte Dü Cange leitet das Wort Aſſaſſin von Haſſiſſin her, was in der perſiſchen Sprache einen Dolch bedeutet. Obſchon nun dieſe Ableitung ziemlich gegründet zu ſeyn ſcheint, ſo hat doch die hier oben angegebene Ableitung durch eine, von dem gelehrten

10. Der syrische Assassinenstaat überlebte, wie wir schon bemerkt, den persischen um vierzehn bis fünfzehn Jahre. Der ägyptische Sultan Bibars machte demselben ein Ende. Aber nicht so leicht und so geschwinde, wie die Befehlshaber in Persien ihre Burgen an den Chan der Mongolen übergeben hatten *), wollten die syrischen Festungscommandanten die ihrigen dem, damals schon übermächtig gewordenen, ägyptischen Sultan Bibars **) übergeben. Alle leisteten tapfern Wider-

---

und großen Orientalisten, Herrn Sylvester de Sacy, in einer öffentlichen Sitzung des Pariser Instituts (1809) vorgelesene Abhandlung, jetzt bei weitem das Uebergewicht und eine beinahe allgemeine Gültigkeit gewonnen. — Bemerkt zu werden verdient noch, daß die Franken erst, als sie mit den Assassinen in Syrien bekannt wurden, dieses Wort ebenfalls in ihre Sprache aufnahmen, wie dann in der französischen noch heut zu Tage assassin einen Meuchelmörder bezeichnet.

*) Nur, wie wir schon wissen, mit Ausnahme der Festung Kirdkuh, die Haithon Tigado nennt, und deren dreijährige Belagerung der armenische Geschichtschreiber in eine dreißigjährige verwandelt: ein offenbarer Irrthum, welcher von der, nachher von Hulagu unternommenen Belagerung der Stadt Samerkand, die wirklich vier und zwanzig Jahre dauerte, höchst wahrscheinlich herrührt.

**) Bibars gehört zu der ersten Dynastie der mamelukischen Sultane von Aegypten. Ein geborner Sclave, hatte er durch seine Verdienste sich unter dem Sultan Malek al Modhaffer zur Würde eines der ersten Feldherren emporgeschwungen. Obgleich Malek ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, ward er doch nachher von demselben ermordet, worauf Bibars, obgleich unter der Zustimmung sämmtlicher Emirs, den von ihm mit dem Blute seines Herrn befleckten Thron bestieg. — Bibars war ein unermüdeter, kriegerischer Fürst, er machte Eroberungen, und focht selbst siegreich gegen die Mongolen. Seine Regierung hatte jedoch nur eine Dauer von siebenzehn, größtentheils in Lagern und auf Märschen zugebrachten Jahren. (Herbelot Bibl. Orient.)

stande. Der Sultan mußte sie öfters hart und lange belagern, und einer der größten ismaëlitischen Helden, Namens Hamsa, zeichnete sich durch seine tapfere Vertheidigung und kühne Waffenthaten so sehr aus, daß diese nachher einer Menge türkischer und arabischer Romane oder Mährchen reichen Stoff darbieten mußten. — Obgleich nun die Ismaëlis, aller Besitzungen in Syrien wie in Persien beraubt, aufgehört hatten eine weltliche Macht zu seyn, so erhielt sich der Orden doch noch geraume Zeit im Verborgenen, ohne der Hoffnung zu entsagen, unter günstigern Zeitverhältnissen sich auf das neue zu erheben und sein voriges Ansehen und frühere Macht wieder zu gewinnen. Um einen solchen, dem Orden günstigen Zeitpunkt herbeizuführen, suchten die Glieder desselben, unter der Maske moslemitischer Rechtgläubigkeit, sich in die Divans und die Verwaltung öffentlicher Geschäfte einzuschleichen. Aber dagegen erhoben sich die vornehmsten Gesetzlehrer, auf deren mahnende Stimme sowohl der Chan wie die übrigen persischen Fürsten und Emirs sie von aller Theilnahme an den öffentlichen Geschäften entfernt hielten. — Weit günstiger und hoffnungsvoller war in Syrien die Lage der Ismaëlis auch nach dem völligen Verlust ihrer bisherigen zeitlichen Herrschaft. Sultan Bibars hatte nicht, wie der Chan Hulagu in Persien, alle Ismaëliten aufspüren und niedermetzeln lassen, sie sämmtlich ohne Unterschied völlig auszurotten gesucht. Er gestattete vielmehr, daß sie auf ihren Burgen, nachdem sie dieselben geschleift, ihm übergeben und sich ihm völlig unterworfen hatten, ruhig beisammen leben durften. Da bekanntlich Aegypten die Wiege des geheimen Ordens der Ismaëliten war, und diese, wenigstens ihrem Vorgeben nach, blos die Befestigung des Thrones des fatimitischen Kaliphen und die Erweiterung seiner Macht sich zum Zwecke ihrer geheimen Bestrebungen gemacht hatten; so glaubten nun auch die mamelukischen Sul-

tane in Aegypten, daß sie, zur Beförderung ihrer eigenen Macht, von denselben ebenfalls noch dieselben Vortheile würden ziehen können; und so wie bis dahin die Assassinen auf das Gebot ihres Scheikhs und blos zum Besten ihres Ordens mordeten; so sollte auch jetzt dieser Meuchlerorden, jedoch blos im Dienste und zum Vortheile der ägyptischen Sultane, seinen fernern Fortbestand haben. Daß dieß in ihrem Plane lag, davon gab Bibars Sohn und Nachfolger, der Sultan Mohamed, den vollständigsten Beweis. So oft es ihm seine Rachbegierde gebot, mußten die Ismaëliten, besonders jene in Maßjaf, Meuchelmörder schicken, die er zu Vollstreckung seiner geheimen Befehle selbst in die entferntesten Länder schickte, wie sich dieß aus einem Vertrage ergibt, den dieser Sultan später mit dem Chan in Bagdad schloß, und der auf Begehren des Letztern die ausdrückliche Bestimmung enthielt, daß der Sultan von Aegypten in Zukunft keine Assassinen mehr nach Persien schicken sollte. Aber bei allem dem fingen doch von jetzt die Dolche der syrischen Assassinen immer mehr und mehr zu verrosten an. Ihre Mordanschläge krönte nicht mehr wie ehemals ein beinahe stets glücklicher Erfolg; ihre meisten Versuche mißlangen und endigten sich gewöhnlich mit ihrer eigenen qualvollen Hinrichtung.

11. Ein ganz besonders merkwürdiges Beispiel solcher mißlungenen Mordversuche liefert die Geschichte des Emirs Kara Sonkor. Dieser hatte den Hof der Sultane von Aegypten verlassen, und war in die Dienste des Chans der Mongolen in Bagdad getreten. Darüber erzürnte nun heftig Bibars Sohn, der Sultan Mahomed, und sandte nicht weniger als dreißig Assassinen nach Persien, um den Kara Sonkor seiner Rache zu opfern. Alle kamen glücklich in Tebris an; da aber einige davon gleich bei ihrem ersten Versuche

niedergehauen wurden, und ein gleich darauf gemachter Verſuch ebenfalls mißlang, und nicht dem Kara Sonkor, ſondern den Meuchler das Leben koſtete; ſo verbreitete ſich in der ganzen Stadt das Gerücht: Aſſaſſinen ſeyen aus Aegypten angekommen, um den Chan, deſſen Vezir und überhaupt alle mongoliſchen Großen zu ermorden. Wirklich hatte auch der ägyptiſche Sultan ſeinen nach Perſien geſchickten Meuchlern nicht nur den Kara Sonkor, ſondern noch verſchiedene bedeutende Männer aus der Umgebung des Chans zum Mord bezeichnet; denn um dieſelbe Zeit ward auch der Statthalter von Bagdad von zwei Aſſaſſinen überfallen, die aber ihren ebenfalls mißlungenen Verſuch mit ihrem Leben büßten, worüber der Chan ſo ſehr erſchrack, daß er zehn Tage ſeinen Palaſt nicht verließ. Indeſſen war doch Kara Sonkor vor neuen Anfällen der Aſſaſſinen nicht geſichert; denn der Sultan, der durchaus ſeine Rache an demſelben befriedigen wollte, hatte auf das neue Aſſaſſinen nach Tebris geſchickt, die ſich in dem Hauſe eines Kaufmannes, Namens Junius, verborgen hielten, und nicht nur den Kara Sonkor, ſondern auch den Befehlshaber von Tebris, den Emir Afrem, ermorden ſollten. Als nun eines Tages der Letztere in Begleitung Sonkors ausritt, wurden Beide von zwei Aſſaſſinen angefallen, wovon aber der eine, weil er zu haſtig mit ſeinem Dolche nur die Kleidung des Emirs aufriß und, bevor er noch den Stoß wiederholen konnte, zuſammengehauen ward, worauf der andere es nicht für mehr rathſam hielt, ſich dem Kara Sonkor zu nähern. In der gegründeten Vermuthung, daß eine ganze Bande von Aſſaſſinen in der Stadt verſteckt ſeyn müßten, ward eine allgemeine Hausdurchſuchung angeordnet. Am thätigſten dabei zeigte ſich der Kämmerling des Kara Sonkors, der, weil ſelbſt in Maßjaf gebürtig, auch die von dorther kommenden Leute am leichteſten erkennen konnte. Die-

ser durchstreifte ganz Tebris, um den, mit der Ermordung seines Herrn beauftragten Maßjafer zu entdecken, fand ihn auch endlich, aber in demselben auch zugleich seinen eigenen Bruder. Statt jedoch denselben den Gerichten zu übergeben, machte ihm vielmehr der kluge Kara Sonkor ein Geschenk von hundert Goldstücken, versprach ihm überdies einen monatlichen Lohn von dreihundert Dirhem, und zog ihn dadurch so sehr in sein Interesse, daß derselbe jetzt eben so sehr für die Erhaltung des Lebens Kara Sonkors besorgt war, als er vorher darauf gedacht hatte, es ihm zu nehmen. Dieser gab nun seine Genossen an, die mit ihm nach Tebris gekommen waren, wovon nur ein Einziger durch Flucht sich rettete, die übrigen theils sich selbst erdolchten, theils auch unter den Qualen der Folter endeten. Aber auch alle, die gleich darauf sich in Tebris einzuschleichen suchten, gab der in Kara Sonkors Sold stehende Maßjafer sogleich an, worauf sie jedesmal auf der Stelle ergriffen wurden und unter Henkers Hand den wohlverdienten Lohn erhielten. Glücklicher in Vollziehung seines erhaltenen Auftrages war der nach Bagdad gesandte Meuchler, der dem Statthalter, als er gerade ausreiten wollte, den Dolch in die Brust stieß, und darauf so behende entfloh, daß man ihn nicht mehr ereilen konnte. Indessen war, um einen dauerhaften Frieden mit dem Chan zu schließen, ein Gesandter des ägyptischen Sultans, Namens Salami, in Tebris angekommen. Während dieser mit dem Vezir unterhandelte, wurden schon wieder vier Assassinen entdeckt, wovon einer sich selbst ermordete und die andern hingerichtet wurden. Auch gegen Kara Sonkor ward ein neuer Mordanschlag versucht; da aber in demselben Augenblicke, als der Mörder den Dolch gegen die Brust Sonkors zückte, dessen Pferd sich bäumte, so ward nur dieses am Schenkel verwundet, und jener dafür von Sonkors Begleitern

in Stücken gehauen. Demungeachtet kam dennoch ein Friedenstraktat zwischen dem Sultan und dem Chan zu Stande, in welchem jedoch, wie wir schon erzählten, durch einen besondern Artikel der Sultan verbindlich gemacht ward, nie mehr Assassinen nach Persien zu schicken. Mit dem abgeschlossenen Vertrag, um denselben von seinem Herrn ratificiren zu lassen, kehrte nun Salami wieder nach Cairo zurück. Als er aber jetzt auch dem Sultan berichtete, daß alle von ihm bisher abgesandten Assassinen größtentheils unverrichteter Dinge selbst umgekommen wären, gerieth Mohamed in Zorn, und schrieb abermals an die Ismaelis in Maßjaf einen Brief, in welchem er ihnen über die schlechte Vollziehung seiner ihnen bis jetzt gegebenen Aufträge harte Vorwürfe machte. Statt aller Antwort schickten sie ihm nun einen ihrer kühnsten und verwegensten Genossen, einen weit berüchtigten Vielfresser, der jeden Tag ein ganzes Kalb nebst zehn Pfund Brod verzehrte, und vierzig Maß Wein soff. Dieser blieb nun bis zur Abreise des Salami in Cairo; denn obgleich der abgeschlossene Friedensvertrag von dem Sultan war ratificirt worden, so mußte dennoch Salami, als er jetzt mit den üblichen Geschenken für den Chan an dessen Hof zurückkehrte, diesen neuen Mörder unter sein Gefolge mit sich nach Tebris nehmen. Schon dadurch stellte der Gesandte sich selbst in die Reihe der Meuchelmörder; aber in Tebris angekommen, trieb er die Niederträchtigkeit gar so weit, daß er dem Vielfresser Rathschläge gab, wie er am besten seines blutigen Auftrages sich erledigen könnte. An dem Bairamsfeste, sagte er ihm unter anderem, begäben sich gewöhnlich alle Emirs an den Hof des Chans, um demselben ihre Aufwartung zu machen, und gewiß würde zur Vollbringung seiner That die schicklichste Gelegenheit dieser Tag darbieten. Am Morgen desselben setzte Sa-

lami den Mörder auch sogar noch in Kenntniß von der Kleidung, die Kara Sonkor heute angelegt habe, und gab ihm den Rath, den Augenblick zu benützen, wenn Sonkor nach aufgehobener Tafel den Palast verlassen würde. Näher als je stand jetzt Kara Sonkor einem gewaltsamen Tode. Aber zufälliger Weise rief ihn, als er gerade den Speisaal verlassen wollte, der Großvezir und unterhielt sich einige Augenblicke mit demselben. Während dieser Zeit entfernte sich nun auch der Statthalter von Rum; zu seinem Unglücke war dieser gerade so wie Kara Sonkor gekleidet, hatte auch einige Aehnlichkeit mit demselben, und als der auf sein Opfer lauernde Meuchler diesen erblickte, sprang er von einem Dach auf das Pferd desselben und stieß ihm den Dolch in die Brust. Zur Flucht war keine Möglichkeit vorhanden. Der Vielfresser ward also ergriffen, bekannte aber selbst unter den grauenvollsten Martern nicht, wer ihn zu diesem Mord ausgesandt habe*). Der Großvezir machte jedoch dem Gesandten die bittersten Vorwürfe, daß auch jetzt nach Abschluß des Vertrages, gegen den ausdrücklich

*) Um dieses sich zu erklären, muß man in Erwägung ziehen, daß die Ismaëlis in Syrien, die man nicht, wie jene in Persien, sämmtlich geächtet, gemordet, zerstreut und völlig auszurotten gesucht, sondern im Gegentheile ihnen gestattet hatte, in ihren Städten und Dörfern beisammen zu bleiben, nun auch noch einige Zeit ihre, ihrer Secte eigene, schroffe Anhänglichkeit an die ismaëlitische Religionslehre beibehielten, in der es ein Hauptglaubenspunkt war, daß der, welcher, ohne sich eines Verraths schuldig zu machen, im Dienste seines Obern stürbe, auch sogleich allen Freuden des Paradieses theilhaftig würde. Die Ismaëlis in Syrien hatten zwar jetzt keinen Großmeister, keinen Alten vom Berge mehr, aber dennoch eigene Obern, wie sie deren auch heut zu Tage noch haben.

darin enthaltenen Artikel, schon wieder Mörder nach Persien seyen gesandt worden. Salami, schon mit jeder Art von Niederträchtigkeit vertraut, half sich mit einer Lüge und versicherte den Großvezir, daß der Assassine, wahrscheinlich vor dem Abschluß des Vertrages, von Tebris abgesandt, durch Verzögerung seiner Reise erst jetzt angekommen seyn könnte. Indessen war Kara Sonkors Leben doch noch nicht außer Gefahr. Noch mehrere Mordversuche wurden gegen ihn gemacht, denen er doch stets glücklich entging; und nach dem Zeugniß des Macrisi sollen mehr als hundert und vier und zwanzig gegen ihn ausgesandte Assassinen in mißlungenen Versuchen auf Sonkors Leben das ihrige verloren haben. — — „Welchen," sagte einst Kaiser Alexius zu einigen seiner Vertrauten, „die Hand der Vorsehung schützt, der bedarf keiner Leibwache." — Unstreitig war es auch hier eine höhere Macht, die über Sonkors Leben und Tage wachte!

12. Die Anzahl wahnsinniger Schwärmer, die durch blinde Befolgung selbst der gottlosesten Befehle ihres Obern, durch Gift und Meuchelmord, alle Seligkeiten des Paradieses zu gewinnen glaubten, nahm immer mehr ab; die Vernunft gewann wenigstens so weit wieder einige Herrschaft, daß die Ismaelis es zu begreifen anfingen, welche Thorheit oder vielmehr Tollheit es sey, ihr Leben, ohne alle Aussicht auf einen Vortheil für ihren Orden, für ein ihnen ganz fremdes Interesse aufzuopfern. Der Gebrauch des Dolches hörte demnach auch bei den Ismaeliten in Syrien jetzt bald völlig auf. In Maßjaf fand kein Sultan mehr willige Werkzeuge zu irgend einem blutigen politischen Frevel. Aber desto schneller verschwand eben daher auch alle ihre frühere Bedeutsamkeit, selbst jene, deren sie in Syrien auch nach dem Verlust ihrer welt-

lichen Herrschaft sich noch einige Jahre zu erfreuen gehabt hatten; und die Ismaelis, welche im Anfange der Kreuzzüge einen, mit Macht und Ansehen ausgerüsteten, über eine lange Kette von festen Burgen und viele tausend Dolche gebietenden, völlig unabhängigen Orden gebildet hatten, waren am Ende derselben in eine wenig zahlreiche, gar nicht beachtete, allen Orientalen verächtliche, muselmännische Secte zusammengeschrumpft, deren Anhänger zwar die äußerlichen Gebräuche der Moslim übten, aber in ihrem Herzen den Islam abgeschworen hatten, und deren ganze sogenannte Religion blos in einer ekelhaften Mischung von Unsinn und Aberwitz bestand *).

So war der Zustand Asiens während der ganzen, ziemlich langen Periode der von den Abendländern nach dem Orient unternommenen Kreuzzüge.

---

*) Reste dieser Secte haben sich sowohl in Persien wie in Syrien bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Wohnsitze der Erstern sind in den Gebirgen von Irak und an dem Fuße des Antilibanon. Die Ismaëliten in Syrien wohnen, wie Herr von Hammer berichtet, ungefähr in achtzehn um ihren alten Hauptsitz Maßjaf zerstreuten Dörfern. Sie haben ein eigenes Oberhaupt, das sie ihren Scheikh nennen, dessen Ernennung und Einsetzung jedoch ganz von der Willkühr des Pascha's oder Statthalters von Hamah abhängt. Bei dem Antritte seines Amtes wird dieser Scheikh mit einem Ehrenpelz bekleidet, nachdem er vorher die Verbindlichkeit übernommen hat, einen jährlichen Tribut von sechszehntausend fünfhundert Piaster dem Pascha zu entrichten. So klein und unbedeutend auch jetzt die Zahl dieser Ismaëliten ist, so sind sie dennoch unter sich nicht eins, und zerfallen wieder in zwei andere, zwar in der Hauptsache mit einander übereinstimmende, doch auch in verschiedenen Punkten von einander sehr merkbar abweichende Secten.

X.

Geschichte des zweiten Kreuzzuges unter den Königen Conrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich.

1. Das Signal zu einem zweiten Kreuzzuge gab bekanntlich der Fall und die Zerstörung von Edessa, der Vormauer der heiligen Stadt. — Mit der Eile des Schreckens und der Bestürzung durchflog die traurige Kunde das ganze christliche Abendland. Niemand war stärker erschüttert, tiefer und schmerzhafter gerührt, weil Niemand wärmer besorgt für die Kirche des heiligen Grabes, als der fromme, erleuchtete Papst Eugen III. Zu allen christlichen Völkern erhob der heilige Vater sogleich seine Stimme, nach allen Ländern erließ er an die Könige, Fürsten, Grafen und Edle päpstliche Schreiben, in denen er sie aufforderte, sie ermahnte und sie bat, aber auch im Namen Gottes, als dessen sichtbarer Statthalter ihnen gebot, ihren Brüdern in dem Orient zu Hülfe zu eilen, nicht zu dulden, daß der Verlust der heiligen Stadt den Namen der ganzen abendländischen Christenheit mit ewiger Schmach bedecke, daher, mit Beilegung aller innern Zwiste und Fehden, ihre sämmtlichen Streitkräfte zur Vertheidigung der Sache Gottes zu vereinigen. Den französischen Adel suchte Eugen vorzüglich dadurch für das fromme Unternehmen zu gewinnen, daß er ihn an die Heldenthaten seiner Vorfahren, eines Gottfrieds von Bouillon, Roberts von der Normandie, Eustaches von Flandern und so vieler andern Helden erinnerte, und daß ja die Eroberung Jerusalems blos das Werk französischer Tapferkeit gewesen sey. Zu gleicher Zeit warnte aber auch der heilige Vater die französischen Herren und Ritter gegen allen unnützen, den Streitern Christi ungeziemenden Aufwand an reichen, kostbaren Gewändern, an Hunden und Falken. Sie sollten, sagte der Papst, ihre ganze Sorgfalt blos auf ihre

Waffen und Rüstungen, wie auf ihre Pferde und alles das verwenden, was zur Bekämpfung und Besiegung der Ungläubigen dienen könnte *). — Gleich Urban II. ertheilte auch Eugen den Kreuzfahrern vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden, jedoch unter der Bedingung, mit zerknirschtem Herzen und lebendigem Vorsatze der Besserung, sie vorher zu beichten. Sämmtliche Anverwandte der Wallbrüder stellte der h. Vater unter seinen besondern apostolischen Schutz; und der päpstliche Bannstrahl und der Fluch der Kirche sollte denjenigen treffen, der, während der Abwesenheit eines Kreuzfahrers, gegen dessen Familie und Güter sich die mindeste Gewaltthätigkeit erlauben würde. Eben so sehr wurden die Kreuzbrüder auch gegen alle Verfolgungen ihrer Gläubiger geschützt, denen sie, während ihrer Abwesenheit, sogar nicht einmal die Zinsen für die ihnen geliehenen Capitalien zu zahlen gehalten seyn sollten. Kraft seines hohen apostolischen Amtes hob der Papst endlich auch alle Verbindlichkeit der bestehenden Lehengesetze auf. Zufolge dieser durfte Niemand seine Lehen, ohne Genehmigung des

*) Nach dem Zeugniß des heiligen Bernhard (in seinem Briefe de officio episcoporum ad episc. Henric. Servas.) überschritt die damalige Prachtliebe der Ritter sowohl in Frankreich wie in Deutschland alles Maß und Ziel. Zu ihrem Luxus gehörten vorzüglich ungemein kostbare Sättel und prachtvolles Pferdegeschirr. Durchaus durfte es ihren Pferden an keiner, auch noch so theuren Zierrath fehlen. Die Zügel waren stark vergoldet, alles Geschirr mit Juwelen und den edelsten Steinen besetzt, und wie die Riemen mit kleinen Ringen und Ketten von Gold, wie auch mit goldenen oder silbernen Buckeln geziert. Aber außer diesem waren auch die kostbarsten Pelzwerke, Zobel und Hermeline noch ganz besondere Gegenstände ihres sehnlichsten Verlangens. — Sehr väterlich warnt nun gegen alles dieses der heilige Vater in seinem Schreiben an den französischen Adel.

Lehensherrn, wie auch ſeiner eigenen Verwandten, verkaufen oder verpfänden. Aber nun berechtigte der heilige Vater Alle, welche das Kreuz nehmen und als gewaffnete Pilger nach dem gelobten Lande ziehen würden, ihre Lehen an wen ſie wollten zu verpfänden oder zu verkaufen, im Falle, daß ihre Lehensherrn und Verwandten auf das an ſie geſtellte Anſuchen, ihnen das nöthige Geld nicht leihen wollten, oder zu leihen nicht im Stande wären. Unſtreitig hatte, was dieſen letztern Punkt betrifft, der Papſt die Grenzen ſeiner Macht überſchritten. Aber der Drang der Umſtände, das Wohl der geſammten Kirche und das Angſtgeſchrei der Chriſten in Paläſtina rechtfertigten vollkommen dieſes Verfahren, und bei der allgemeinen Begeiſterung für die Sache des Erlöſers nahm auch nun Niemand Anſtand, den Anordnungen des ſichtbaren Statthalters deſſelben ſich mit der größten Bereitwilligkeit zu fügen.

2. Gerne würde der Papſt in eigener Perſon ſowohl in Frankreich wie in Deutſchland den Kreuzzug gepredigt haben, hätte er, bei dem damals noch immer fortdauernden Schwindel der Römer, Rom verlaſſen können, verlaſſen dürfen. Zum Organ ſeiner frommen Geſinnung, Gefühle und Wünſche machte er daher den heiligen Bernhard, Abt von Clairvaux; und wahrhaftig eine beſſere Wahl hätte Eugen unmöglich treffen können. Aber die vielen Arbeiten und Anſtrengungen, mühſame Reiſen, harte Abtödtungen, langes Nachtwachen unter anhaltendem Gebete und eine Menge anderer ſtrenger Bußübungen hatten die, ohnehin nicht ſtarke Conſtitution des h. Bernhards beinahe völlig erſchöpft; und bei der immer fühlbarer werdenden Abnahme ſeiner Kräfte dachte jetzt der Heilige an nichts anderes, als innerhalb der ſtillen Mauern ſeines Kloſters die nun baldige völlige Auf-

lösung seines hinfälligen Körpers ruhig zu erwarten. Nicht wenig übetrascht ward er daher, als er jetzt plötzlich des Papstes Ruf: einen neuen Kreuzzug zu predigen, vernahm. Zwar schrieb er an den Papst, denselben inständigst bittend, ihn, den kränklichen schwachen Mann, mit einem solchen Auftrag zu verschonen; als aber diese Bitte fruchtlos blieb, unterwarf er sich ohne Murren mit dem ihm eigenen Feuereifer dem Gebote des gemeinsamen Vaters der Christenheit. Wie weise Eugens Wahl gewesen, zeigte sich jetzt sogleich; denn offenbar wäre ohne den heiligen Bernhard der Kreuzzug nicht zu Stande gekommen. Die anfängliche Begeisterung nämlich war indessen ruhiger Besonnenheit und manchen Berechnungen menschlicher Klugheit gewichen. Eine Menge trauriger Erfahrungen schreckte vor einem neuen Kreuzzuge zurück. Es schreckte davon zurück das Andenken an jene zahllosen Heere, welche bald nach Jerusalems Eroberung durch Gottfried von Bouillon, unter der Anführung des mailändischen Erzbischofes und anderer edeln Fürsten, ohne die Sache Gottes befördern und den Christen in Palästina nützlich seyn zu können, elendig in dem Morgenlande zu Grunde gegangen waren. Noch mehrere warnte das Beispiel vieler, ihnen zum Theile verwandten Ritter und Edeln, die, nachdem sie, um nach dem heiligen Lande zu ziehen, alle ihre Güter verkauft und Gattinnen und Kinder in Armuth und Elend gestürzt hatten, dennoch, oft sogar ohne an dem heiligen Grabe beten zu können, theils durch Hunger und ansteckende Seuchen, theils auch unter dem Schwert der Ungläubigen einen jammervollen Tod gefunden hatten. Ungemein anlockend und verführerisch waren dabei auch noch die gerade damals in Frankreich sich ergebenden Gelegenheiten zu andern gottgefälligen Werken und mit vieler Selbstaufopferung verbundenen frommen Uebungen, wodurch man eben-

falls vollkommenen Ablaß gewinnen und Gottes Erbarmungen auf sich herabziehen konnte, ohne erst nöthig zu haben, in dem fernen Orient, ohne irgend eine Bürgschaft eines sichern Erfolges, sich allen nur möglichen Gefahren preiszugeben. Als demnach auf einer, um dieselbe Zeit zu Bourges in Gegenwart des Königs und vieler Großen des Reiches gehaltenen Versammlung vieler Bischöfe, der Bischof von Langres, welcher eben aus Palästina zurückgekommen war, in einer ergreifenden Rede die Bedrängniß und Hülfslosigkeit der Christen in dem Königreiche Jerusalem, seit dem Verlust von Edessa geschildert hatte, und alle Anwesenden nun aufforderte, denselben zu Hülfe zu eilen, auch der junge König sogleich erklärte, daß er bereit sey, zur Rettung der heiligen Stadt sich zu waffnen *), so machten doch weder die begeisternde Rede des Bischofes noch das Beispiel des Königes sehr großen Eindruck auf die, in nicht geringer Anzahl anwesenden Grafen und Barone. Sie blieben kalt, suchten im Gegentheil, selbst der verständige und fromme Abt Sugger von St. Denys, Ludwigs Vertrauter und erster Minister, den König von seinem Vorhaben abzuhalten, ihn bittend, erst die Meinung frommer und einsichtsvoller Männer zu erforschen und ihren Rath einzuholen, bevor er ein so schweres, in seinen

*) Dazu trug nun freilich die Erinnerung an den Brand von Vitry sehr vieles bei. Der König hatte die Stadt belagert und erobert. Aber aus Muthwillen hatten seine Soldaten eine Kirche in Brand gesteckt, in deren Flammen über 1300 Menschen, Männer, Frauen und Kinder lebendig verbrannten. Unmittelbar daran hatte zwar Ludwig keine Schuld. Aber den wahrhaft christlichen König ängstigten doch lange Zeit die Vorwürfe seines Gewissens; und um sich diesfalls völlig zu entsündigen, zeigte er sich jetzt so bereitwillig zu einem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande.

Folgen für das ganze Reich so wichtiges Gelübde ablegen wollte. — Noch weniger günstig einem neuen Kreuzzuge waren die Gemüther der nicht so leicht, wie die Franzosen, zu entflammenden, mehr zu kalten Reflexionen geneigten Deutschen. Die bittern Erfahrungen des letzten Kreuzzuges waren in ihrem Andenken ebenfalls noch nicht erloschen; und da überdieß auch König Conrads und mehrerer anderer deutschen Fürsten Abneigung zu einer neuen Unternehmung dieser Art im ganzen Lande kein Geheimniß mehr war; so hatte wirklich der eifrige Papst Eugen wenig oder gar keine Hoffnung, seine diesfallsigen Bemühungen von einem glücklichen Erfolge gekrönt zu sehen.

3. Aber eine ganz unerwartete, wahrhaft an das Wunderbare grenzende Gemüthsveränderung trat jetzt sogleich ein, als es bekannt ward, daß der heilige Bernhard als Bevollmächtigter des Papstes, gleichsam als ein Abgesandter Gottes, den Kreuzzug predigend, vor den Völkern auftreten werde. Längst schon war der heilige Abt von Clairvaux ein Gegenstand der höchsten Verehrung, ja der Bewunderung für das ganze christliche Abendland. Ohne ihn war seit vielen Jahren keine, nur einigermaßen wichtige Angelegenheit in der Kirche verhandelt worden. Mehrere der vornehmsten Kirchen in Italien und Frankreich, Mailand, Genua, Rheims, Chalons, Langres hatten ihn zu ihrem Oberhirten begehrt, aber Bernhard, alle zeitlichen Ehren verschmähend, hatte stets solche Ansuchen mit Demuth und Bescheidenheit von sich abgelehnt. Zudem hatte Gott selbst ihn schon durch viele, auf einer Wolke von Zeugen beruhende Wunder vor den Augen der Welt verherrlichet. Endlich war Bernhard ohnehin schon seit einer langen Reihe von Jahren der Freund und Rathgeber aller Stände. Die mächtigsten Fürsten hörten auf seine Ermahnungen,

und suchten in bedrängnißvollen Zeiten bei ihm Zuflucht, Trost und Belehrung*). Dem hohen kräftigen Geiste

*) Wie die Lebensbeschreiber des heiligen Bernhards bezeugen, verfloß beinahe auch nicht ein einziger Tag, wo nicht aus der Nähe wie aus den entferntesten Ländern Briefe und Anfragen an ihn gelangten. Nicht blos die Bischöfe und Geistlichkeit aus Frankreich, sondern auch aus Spanien, England, Italien, Deutschland, den nordischen Ländern, selbst die in Palästina, wandten sich an ihn, legten ihm ihre Bedenklichkeiten und Zweifel vor, und baten ihn dieselben zu lösen. Sehr bitter klagt darüber der heilige Bernhard selbst in mehreren seiner Briefe. In einem Schreiben an den Abt Peter von Clugny sagt Bernhard, nachdem er sich entschuldigt hatte, dem Abte nicht eher geantwortet zu haben: „Convenerat enim multitudo magna fere *et omni natione*, quae sub coelo est. Me oportebat omnibus responderc; quia peccatis meis exigentibus in hoc natus sum in mundum, ut multis et multiplicibus sollicitudinibus confundar at urar. Mit dem römischen Stuhle war der heilige Bernhard in beinahe ununterbrochenem Briefwechsel, der jedoch mit dem Papste Innocenz II.., wie wir an einem andern Ort schon erwähnt, und unsere Leser sich auch erinnern werden, zuerst auf längere Zeit unterbrochen ward, und endlich völlig aufhörte, und zwar, wie allgemein behauptet wird, aus folgender Ursache aufhörte. Obgleich nämlich der heilige Bernhard es zur Hauptaufgabe seines ganzen Lebens und Wirkens gemacht hatte, aus allen Kräften für die Erhaltung der Reinheit in der Lehre, und der Einigkeit in der Kirche zu kämpfen und zu arbeiten, und dann drittensaller Welt die tiefste Ehrfurcht und kindlichen Gehorsam gegen das geheiligte Oberhaupt der Kirche einzuflößen; so waren dennoch seine Ansichten über die Rechte und Verhältnisse des römischen Stuhles sehr gemäßiget, nichts weniger als einseitig und beschränkt. Er glaubte nicht vertheidigen zu müssen, was er als Anmaßungen einiger Nachfolger des heiligen Petrus erkannte, gab auch sein Mißfallen ungescheut zu erkennen,

eines solchen Heiligen vermochte nun Niemand zu widerstehen; und wenn er mit seinem für die Ehre Gottes glühenden Herzen zu dem Volke sprach, ward jedes Gemüth ergriffen, unaufhaltsam von ihm fortgerissen, und selbst in den Ländern, wo man seine Sprache nicht verstand, brachten schon der rührende Ton seiner Stimme, sein glühendes Auge und der kräftige Ausdruck in seinen Geberden die wunderbarsten Wirkungen hervor. —

---

wenn der Papst entweder aus menschlicher Schwäche, oder weil von irrenden Räthen verleitet, in der Verwaltung seines Amtes fehlte, oder gewisse Blößen sich gab. Höchst merkwürdige Stellen darüber enthält die Schrift des heiligen Bernhards: De consideratione, besonders in dem dritten Buche, das wir daher auch verschiedenen unter unsern Lesern, denen, wie es scheint, es bisweilen widerfährt, etwas zu flüchtig zu lesen, und dann eben so eilig darüber abzusprechen, mit Aufmerksamkeit zu durchgehen, jetzt angelegentlichst empfehlen. — Auch der heilige Bernhard war der Meinung, daß ein Papst ein wahrer Heiliger seyn, und auch alle Welt dessen Heiligkeit anerkennen könne, ohne jedoch zu behaupten, daß blos deßwegen, weil er ein Heiliger war, auch alles, was er je gethan, ebenfalls heilig seyn müsse. Wie jeder andere Heilige, trägt auch ein Papst, so lange er hier auf Erden wallt, seinen Schatz in irdischem leicht zerbrechlichen Gefäße. Das: errare humanum est ist ihm eben so wenig wie andere Menschen fremd; nur dann ausgenommen, wann er in und über Glaubenslehren entscheidet, oder für die Zeit erforderliche, unmittelbar auf die Kirche und deren Lehre sich beziehende Einrichtungen zu machen für nothwendig erachtet. In diesen Fällen ist es nicht Er, sondern es ist der heilige Geist, den Gott seiner Kirche gesandt hat, der bis an das Ende der Tage bei ihr bleiben wird, und der alsdann aus dem Munde des sichtbaren Statthalters Jesu Christi zu allen treuen Söhnen und Töchtern seiner heiligen Kirche spricht, und daher auch von diesen unbedingten Gehorsam und kindliche Unterwerfung zu fordern berechtigt ist.

Auf der zahlreichen, am Osterfeste des Jahres 1146 in Gegenwart des Königs und des größten Theiles des hohen französischen Adels gehaltenen Versammlung von Vezelai, wo der Zufluß von Rittern und gemeinem Volke so groß war, daß nicht nur kein Gebäude, sondern auch kein freier Platz in der Stadt die Menge fassen konnte, daher eine weite, an dem Abhange eines Berges gelegene Ebene in der Nähe der so eben erwähnten Stadt dazu mußte gewählt werden, sprach der heilige Bernhard eher als der König, und Ludwig VII., dessen schöne und geistvolle Gemahlin Eleonore, die Grafen Dieterich von Flandern und Heinrich von Blois, nebst einer Menge Barone, Ritter und Edeln begehrten und empfingen aus den Händen des ehrwürdigen Abtes von Clairvaux das Kreuz. Bernhard bestieg hierauf eine für ihn errichtete Kanzel, führte den König mit sich hinauf und zeigte ihn dem Volke. Der Anblick des jugendlichen, mit dem Pilgerkreuze geschmückten Königes machte einen, alle Erwartung weit übersteigenden Eindruck, und kaum hatte Bernhard den Brief des Papstes Eugen der Menge vorgelesen, als lauter, endlich in anhaltendes, alles betäubende Geschrei übergehender Jubel die ganze weite Gegend erfüllte, und das Verlangen nach dem Pilgerkreuz so ungestüm war, daß Bernhard die Kreuze nicht mehr ruhig austheilen konnte, sondern in aller Hast mit beiden Händen sie um sich her ausstreuen mußte*).

4. Der heilige Bernhard durchreiste hierauf beinahe

*) Auf dem Platze, wo die Tribüne oder Kanzel gestanden, von der herab der heilige Bernhard zu dem Volke gesprochen, ließ nachher der Abt Pontius von Vezelai zu Ehren des heiligen Kreuzes eine Kirche erbauen.

ganz Frankreich. In jeder großen Stadt predigte er das Kreuz, und stets mit demselben glänzenden Erfolge. Aus weiter Ferne strömte überall das Volk in zahlloser Menge herbei, hing an dem Munde Bernhards wie an dem Munde eines gottgesandten Propheten, selten ließ man ihn seine Predigt endigen, denn sobald er zu seinen Auffoderungen und Ermahnungen nur einige ermunternden Verheißungen hinzugefügt hatte, verlangten sogleich alle Anwesenden mit Ungestüm das Kreuz; und waren dann die, obgleich stets in großer Anzahl vorhandenen Kreuze vergriffen; dann riß oder schnitt man sogar Stücke aus dem Kleide des Heiligen, theils um Kreuze daraus zu verfertigen, theils auch um als Reliquien sie aufzubewahren; und da überdieß jetzt gewöhnlich auch jeder den Segen von der Hand des Heiligen erhalten, und dann dieselbe Hand, die sich so eben segnend über ihn erhoben, auch ehrfurchtsvoll küssen und an seine, von Liebe zu dem Heiligen entflammte Brust drücken wollte, so war das Zudringen oft so heftig und ungestüm, daß Bernhard nicht selten mit völlig zerrissener Kleidung und merkbar geschwollenem Arm und geschwollener Hand, die Kirche oder den freien Platz, wo er gepredigt hatte, verließ. Diese an sich wahrhaft rührenden und daher dem rohen Unverstande des Volkes zu verzeihenden Scenen wiederholten sich so oft, daß der heilige Bernhard beinahe nach jeder von ihm gehaltenen Predigt neue Kleidung anlegen mußte. In einem, mit seiner ihm eigenen Bescheidenheit abgefaßten Schreiben berichtet der heilige Bernhard dem Papste die so sehr gesegneten Wirkungen seiner Predigten. „Was Du mir befohlen hast, habe ich befolgt, und die hohe Würde des Gebietenden hat meinen Gehorsam befruchtet.“ Er meldet hierauf dem Papste, daß nun bald in Frankreich alle größere und kleinere Städte leer stehen, es im ganzen Lande nur Wittwen, deren Männer jedoch

lebten, geben, und man auf ſieben Frauen kaum einen Mann werde zählen können *). Wirklich war auch die Begeiſterung in Frankreich allgemein; und den mindeſten Zweifel an dem vollkommenen Gelingen des großen und frommen Unternehmens hielt man ſchon für einen vermeſſenen, höchſt ſündhaften Frevel.

5. Nicht ſo leicht war für den heiligen Bernhard die Erfüllung ſeines von dem Papſte erhaltenen Auftrages in den deutſchen Ländern. Sein an die deutſche Nation gerichtetes Schreiben, das ſeiner Ankunft in Deutſchland voranging, und in welchem er alle Waffenfähige aufforderte und beſchwor, ihren, in dem Morgenlande von den Ungläubigen bedrängten und bedroheten chriſtlichen Brüdern zu Hülfe zu eilen, machte zwar auch auf viele deutſche Gemüther einen tiefen Eindruck. Aber demungeachtet war Bernhards Empfang, als er zu Frankfurt am Main vor dem König erſchien, nichts weniger als ſehr erfreulich für ihn. Mit einer Entſchloſſenheit und Feſtigkeit, von der nicht leicht eine Abänderung zu erwarten war, erklärte ihm Conrad ganz unumwunden, daß die gegenwärtige Lage des Reiches ein ſo weit ausſehendes Unternehmen nach dem fernen Orient durchaus nicht geſtatte. Aber Bernhard, in dem vollen Vertrauen auf Den, der auch die Herzen der Könige wie Waſſerleitungen lenkt, gab deswegen doch noch nicht alle Hoffnung auf. Wirklich milderten ſich auch zuſehends die Geſinnungen des Königes gegen den frommen und ehrwürdigen Abt; denn da Gott denſelben auch zu Frankfurt durch mehrere wunderbare Gnadenerweiſungen verher-

*) „Vacuantur urbes et castella, et paenes jam non inveniunt quem apprehendant septem mulieres virum unum, adeo ubique viduae vivis remanent viris“ (Epist. 247.)

lichte, so stieg auch in dem Herzen Conrads die Verehrung gegen den Heiligen immer höher, und zwar so, daß, als eines Tages, nachdem das Gerücht von einer, von dem heiligen Bernhard abermals verrichteten wunderbaren Heilung — er hatte einem blinden Knaben das Gesicht wieder gegeben — alle Einwohner schaarenweise nach dem Münster strömten, um den, von Gott so sehr begnadigten Heiligen zu sehen, und dann mit solchem Ungestüm sich zu ihm hindrängten, daß er erstickt zu werden befürchten mußte, Conrad sogleich seinen Königsmantel abwarf und den Heiligen auf seinen Schultern durch das ihn umgebende Gewühl hindurch trug. Diese That des Königes, die bald in allen deutschen Gauen ruchbar ward, war der Sache Bernhards ungemein förderlich. Aber einen vollständigen Sieg über Conrads Gemüth errang der Heilige erst auf dem Reichstage von Speier, wo der König, überwältiget von der Macht der Worte Bernhards, mit Thränen in dem Auge das Kreuz begehrte, der heilige Abt ihm das auf dem Altare liegende Reichspanier übergab, und alle den Monarchen umgebenden Großen dessen Beispiele folgten*). Von jetzt an war auch ganz Deutschland für das große Unternehmen gewonnen. Bernhards Zug den Rhein hinab war ein wahrer Triumphzug. Meilenweit kam ihm überall das Volk entgegen. In allen Städten ward er unter Glockengeläute, und Hymnen- und Psalmengesang empfangen. Jede Stadt pries sich glücklich, wenn der Heilige seine Herberge allda nahm, und viele neue, wunderbare, göttliche Kraft- und Gnadenerweisungen, sobald oder so oft er seine Hände betend oder segnend erhob, beglaubigten ihn auch auf dieser Reise wieder

*) Man sehe in dem 27. Band der Forts. den Abschnitt XI. §. 2. S. 205.

als einen der ausgezeichnetsten Freunde Gottes*). Wie Frankreich schien auch jetzt Deutschland in einen ungeheuern Waffenplatz verwandelt. In allen deutschen Ländern hatte man nur einen und denselben Gedanken, nämlich sich zum heiligen Kriege zu rüsten; überall hörte man nur Waffengeräusch, und wohin man blickte, sah man kleine Truppenabtheilungen, die in allen Richtungen heranzogen, um da oder dort sich in größern Heerabtheilungen zu vereinigen. Die in Frankreich und Deutschland herrschende Begeisterung hatte auch fremden Völkern sich mitgetheilt. Auch in Dänemark, Schweden, Norwegen, England ꝛc. nahmen viele Ritter und gemeines Volk das Kreuz, um theils dem französischen, theils dem deutschen Heere sich anzuschließen. Auf dem Tage zu Vezelai hatte König Ludwig blos festgesetzt, daß alle Kreuzfahrer das kommende Frühjahr (1147) bereit seyn sollten, mit dem Könige den Zug anzutreten; der Tag zum Aufbruch ward jedoch nicht bestimmt; diesen setzte für das deutsche Heer Conrad auf den, gleich nach dem Himmelfahrsfest folgenden Tage fest, traf aber mit Ludwig die Uebereinkunft, daß das, dem deutschen auf demselben Wege nachziehende französische Heer, um dessen Verpflegung zu erleichtern, erst zwei Monate später aufbrechen sollte.

6. Nichts ist unbeständiger und verflüchtiget sich leichter und schneller als sogenannte fromme, jedoch blos in einem vorübergehenden Anflug von Frömmig-

*) Von diesen und noch vielen andern Thaten, so wie überhaupt von dem ganzen, einen weiten Kreis bildenden, ungemein segenvollen Wirken des von Gott ganz besonders begnadigten heiligen Bernhards werden wir in dessen detaillirten Lebensbeschreibung, welche der nächstfolgende, vorzüglich mit specieller Kirchengeschichte sich beschäftigende Band enthalten wird, unsern Lesern vollständigere Kunde ertheilen.

keit und frommem Eifer gefaßten Beschlüsse. Diese Unstätigkeit des menschlichen Gemüthes gab sich leider auch jetzt wieder kund. Durch die alles überwältigenden Kraft seiner Rede hatte der heilige Bernhard überall den Adel wie das Volk gleichsam betäubt, sie mit der Gluth seines eigenen Herzens entzündet; aber in der Zwischenzeit bis zum Tage des Aufbruchs fing diese so schnell und so hoch aufgeloderte Flamme schon in allen Ländern wieder an, nach und nach zu erlöschen. An die Stelle der Begeisterung traten wieder engherzige Berechnungen des dazu nöthigen Kostenaufwandes und ängstliche Erwägung der, mit diesem großen Unternehmen verbundenen zahllosen Gefahren. Die Kreuzfahrer in Westphalen und am Rhein erschracken schon vor dem langen und beschwerlichen Landwege durch Ungarn und die Provinzen des griechischen Reiches, sagten sich daher von dem Zuge mit Conrads Heere los, und beschlossen auf eigenen Schiffen zur See nach dem gelobten Lande zu fahren, was ihnen auch, jedoch sehr ungerne, gestattet ward. Noch mehr schien den sächsischen Fürsten ihr abgelegtes Gelübde zu reuen. Da sie sich der Erfüllung desselben nicht völlig entziehen konnten, so suchten sie doch, es sich so viel als möglich zu erleichtern. Gegen die heidnischen Wenden die Waffen zu führen, sagten sie, und diese zum Christenthum zu bekehren, sey ein nicht minder gottgefälliges, verdienstliches Werk. Aber offenbar war es weder die Ehre Gottes noch das Heil jener Völker, sondern blos Eigennutz, Wunsch neue Eroberungen zu machen, und dadurch ihre eigene Territorialmacht zu erweitern, was die Fürsten und Herren in Sachsen jetzt zu diesem Entschluß trieb. Nicht minder zu bedauern war es auch, daß so viel heimathloses, schlechtes und verruchtes Gesindel in Frankreich und vorzüglich in Deutschland sich den Heeren der Kreuzfahrer anschloß. Sehr schmerzhaft klagte darüber der ehr-

würdige Bischof Otto von Freisingen, tröstete sich jedoch mit der Hoffnung, daß wahre Zerknirschung des Herzens und aufrichtige Reue über all ihre bisherigen ruchlosen Thaten diese verworfenen Haufen zur Annahme des Pilgerkreuzes könnte bewogen haben: eine Hoffnung, die jedoch leider in der Folge sich nicht bewährte. — Als unter dem Papste Urban II. der erste Kreuzzug geprediget ward, und die hinreissende Rede des Oberhauptes der Kirche auf dem Concilium zu Clermont ganz Frankreich begeisterte, war diese Begeisterung nicht das Erzeugniß einer leicht zu entflammenden und eben so schnell wieder erkaltenden Einbildungskraft, sondern hatte in dem innern Heiligthum der Gemüther ihren Grund. Alles Irdische und Zeitliche verschmähend und nur das Grab des göttlichen Erlösers und die übrigen heiligen Orte im Auge, mit deren beseligendem Anblicke sie nun mit Gottes Beistand sich bald zu sättigen hofften, veräußerten und verpfändeten Grafen und Edele den größten Theil ihrer Güter, oft alle ihre Besitzungen, um das zu ihrem Zuge nach dem heiligen Lande erforderliche Geld sich zu verschaffen; während jedoch auch auf der andern Seite Alle, welche Alters, oder schwächlichen Körpers, oder auch anderer Ursache wegen nicht mitziehen konnten, freudig und mit der größten Bereitwilligkeit von dem Ihrigen, so viel sie nur immer konnten, mittheilten, um das heilige Werk kräftiger zu fördern und auf diese Weise ebenfalls einigen thätigen Antheil daran zu nehmen. Aber alles dieses hatte sich jetzt merklich geändert. Nur wenige der vornehmen Kreuzfahrer waren bemühet, die Unkosten des heiligen Krieges aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten; die meisten übrigen, beinahe alle Fürsten, wie Grafen, Edle und Ritter suchten durch neue, oft schwere Auflagen und Steuern das nöthige Geld herbeizutreiben. Aber dieß hatte eine allgemeine Unzu-

friedenheit zur Folge, und zwar in den Klöstern und Stiftern, wie unter den Laien. Ueberall brachen die Besteuerten in bittere Klagen und lautes Murren aus. Jeder suchte, so viel er konnte, sich des ihn betreffenden Beitrages zu erwehren, und wenn er endlich dennoch gab, so gab er mit sichtbarem Widerwillen und nur, weil er dazu gezwungen war; und wenn alsdann die Kreuzfahrer den Zurückbleibenden ihre schmutzige Kargheit und kalte Theilnahmlosigkeit an einem frommen Werke zum Vorwurf machten; so beschuldigten diese auch ihrer Seits die Kreuzritter, daß sie ein heiliges Gelübde zum Deckmantel gebrauchten, um unter demselben ihre Unterthanen zu bedrücken, Geld von ihnen zu erpressen und sich selbst zu bereichern. Aber gewiß konnte jetzt auch eine solche widerliche, nicht nur völlig liebloſe, sondern selbst Haß und Zwist gebährende Stimmung unmöglich als ein, viel Glück und Gedeihen verkündender Vorbote betrachtet werden. Wenn auf der Ausführung eines frommen, wenn auch Gott noch so gefälligen Unternehmens der Segen von Oben ruhen soll; so muß dasselbe auch von frommen Händen, mit reinem Herzen und in lauterer, das heißt, blos auf Gott gerichteter Absicht ausgeführt werden. Als Gottfried von Bouillon und dessen Helden nach dem Orient gegen die Ungläubigen zogen, war ein lebendiger, Felsen versetzender Glaube ihr festestes Schild, und in kindlichem, durch nichts zu erschütterndem Vertrauen auf Gottes Hülfe und Beistand beruhete ganz allein ihre Hoffnung eines gewissen Sieges. Aber daran gebrach es gerade jetzt beiden Heeren in gleichem Maße. Bei dem Anblick der ungeheuern Heere, wie solche weder Deutschland noch Frankreich bisher erblickt hatten, bei dem Anblick der Tausende und abermal Tausende von Rittern mit ihren blinkenden Helmen und in ihren prachtvollen mit Gold gestickten Waffenröcken, dann des unabsehbaren Waldes

von Lanzen in den kraftvollen Fäusten geübter Ritter und versuchter Krieger, und endlich der zahllosen Reiterei, die, wenn sie sich in Bewegung setzte, die Erde unter dem Hufschlage ihrer Pferde zittern machte: bei diesem Anblick erhob sich das Gemüth der Kreuzfahrer. Eines gewissen Sieges waren sie schon zum voraus versichert, und bei dieser, blos auf die Stärke ihres Armes und ihren zahllosen Heeren beruhender Zuversicht glaubten sie des göttlichen Beistandes nicht mehr zu bedürfen. Das Heilige trat bei ihnen daher jetzt auch immer mehr und mehr in den Hintergrund, während auf der Vorderbühne nur Eroberungsgier, Gewinn von Burgen, Ländern und Reichthümern, und bei dem gemeinen Volke nur Hoffnung reicher Beute und die frohe Aussicht, jetzt bald ganz ungestraft plündern, rauben, morden und jeden Frevel sich erlauben zu dürfen, die Hauptrollen spielten. Was Wunder, daß bei manchem sinnigen und christlichen Zuschauer die Brust sich verengte, als er jetzt die an sich stattlich ausgerüsteten Heere, aber voll eitler Hoffnung und stolzem Selbstvertrauen, nach dem Orient dahin ziehen sah*).

*) Mit Eckel und Widerwillen, und mit widersträubender Feder müssen wir jetzt noch einiger Ereignisse erwähnen, die wir gerne mit Stillschweigen übergangen hätten, daher ihnen auch hier nur in einer Note einen Platz gönnen. — Radulph, ein aus seinem Kloster entlaufener Mönch, erkühnte sich, ohne allen Beruf und ohne einen Auftrag dazu erhalten zu haben, in Franken und am Rhein das Kreuz zu predigen; und zwar mit nicht kleinem Erfolge. Aber gerade dieß machte des Mönchen ohnehin nicht wenig beschränkten Schwindelkopf immer noch dreister, bis endlich, wie man glauben sollte, in ihn gar ein unreiner Geist fuhr und ihm eingab, überall auf dem Lande wie in den Städten dem Volke den Judenmord zu predigen. Durch gewissenlose Gewinnsucht und schnöden Wucher, wodurch sie schon so manche

Familie zu Grunde gerichtet hatten, waren die Juden in Deutschland ein Gegenstand des bittersten Hasses geworden; und da nun beinahe alle sehr bemittelt und viele sogar grundreich waren, so gab jetzt auch der Haß gegen dieselben und die Gier nach ihren Reichthümern den Worten des Predigers überall bei dem Volke ein ganz ungemeines Gewicht. Die mehrsten der größern Städte in Franken wie den Rhein hinunter geriethen in die schrecklichste Gährung; an verschiedenen Orten kam es sogar zu förmlicher Empörung gegen die Obrigkeit, weil diese die Juden zu schützen suchte. Wie vor fünfzig Jahren floß jetzt auf das Neue wieder jüdisches Blut. In Würzburg wurden ihrer ein paar Hundert erschlagen. Sobald der heilige Bernhard von diesem gräßlichen Unfug hörte, eilte er nach Deutschland, um durch seine Gegenwart dem Greuel zu steuern. Am heftigsten in gerechtem Zorn entbrannt war der Heilige gegen den Mönch Radulph. In Mainz traf er denselben. Dieser, der Gunst und des Schutzes des Volkes und besonders des Pöbels der Stadt versichert, trat anfänglich dem Heiligen ganz kühn unter die Augen. Aber bald schmetterte ihn Bernhard mit der Kraft seiner, jetzt von Liebe zu Gott und den Menschen nur noch mehr entflammten Beredsamkeit völlig zu Boden. Er nannte die Frömmigkeit desselben eine pietas diabolica; ließ dem Unverständigen die schaudervollen Folgen seiner gottlosen, teufelischen Predigten immer tiefer empfinden, und erschütterte ihn endlich so sehr, daß Radulph, gänzlich verstummend, auf Bernhards Gebot die Stadt Mainz sogleich verließ und reumüthig in sein Kloster, aus welchem er entlaufen war, wieder zurückkehrte. — Zum Glücke zeigten jetzt Bischöfe, Erzbischöfe und Aebte, wie überhaupt die ganze Geistlichkeit, mehr Menschlichkeit und Erbarmen als zu Zeiten Peters des Einsiedlers. Ueberall thaten sie der Wuth und Raubsucht des Volkes Einhalt; suchten, so viel sie konnten, die Juden zu schützen oder wenigstens ihnen ihre Flucht zu erleichtern. Demungeachtet wurden dennoch überall einige ermordet, mehrere völlig ausgeplündert und zum Theil auch bisweilen auf das schändlichste mißhandelt. Die mehrsten ret-

teten ſich jedoch durch zeitige Flucht, fanden ſichere Unterkunft entweder bei Chriſten, denen ſie in beſſern Zeiten bekannt worden waren, oder auch und zwar größtentheils in den Schlöſſern und Burgen der Ritter, jedoch nicht bei allen, ohne deren Schutz mit ſchwerem Gelde erkauft zu haben. Am meiſten erbarmte ſich ihrer König Conrad. In Nürnberg, wie in allen, ihm unmittelbar angehörigen Städten nahm er ſie auf, und ſorgte dafür, daß ſie ohne alle Furcht, von Niemand geſtört oder beunruhiget, in voller Sicherheit allda leben konnten. Auf dieſe Weiſe ging der, anfänglich ſo furchtbar drohende Sturm doch ſo ziemlich ſchonend über dem Haupte der unglücklichen Nation vorüber, und der größte Theil derſelben kam diesmal, wie man zu ſagen pflegt, noch mit blauem Auge davon. — Charakteriſtiſch für jene Zeit iſt es indeſſen, daß damals auch verſtändige, rechtliche und wahrhaft fromme Männer den Judenmord zwar nicht geradezu und laut billigten, aber gleichwohl mit ſich ſelbſt noch im Zweifel waren, ob er nicht vielleicht dennoch ein gottgefälliges Werk ſeyn möchte. Peter Venerabilis, damaliger Abt in dem Kloſter von Clugny, war, allgemein anerkannt, ein höchſt ehrwürdiger, gottesfürchtiger, der heiligen Schriften kundiger Mann; aber bei allem dem war er dennoch der Meinung, daß es nicht nur erlaubt, ſondern ſelbſt nothwendig und gottgefällig ſey, den Juden, zu Beförderung des beſchloſſenen Kreuzzuges, alles das zu nehmen, was ſie nicht auf ganz rechtliche Weiſe, ſondern durch Wucher und Ueberliſtung der Chriſten erworben hätten. Wie unendlich ſchwer, ja wohl unmöglich eine ſolche Ausſcheidung ſeyn müßte, daran mag wohl der fromme Abt nicht gedacht haben. In ſeinem Schreiben an Ludwig VII., in welchem er ſeine diesfallſige Meinung demſelben vorträgt, ſagt er am Ende: reservatur eis (sc. Judaeis) vita, auferatur pecunia, ut per dexteras Christianorum, adjutas pecuniis blasphementium Judaeorum, expugnetur infidelium audacia Saracenorum." Der gut gemeinte Rath des frommen Abtes fand jedoch bei dem König keinen Eingang. Ludwig VII., ein Feind gewaltthätiger Maßregeln, hielt es für beſſer, für die Zukunft durch geeignete Geſetze und de-

ren ſcharfe Befolgung dem Wucher der Juden zu ſteuern und gegen deren Ueberliſtungen ſeine Unterthanen zu ſchützen. — Aber wie ungleich klarer, entſchiedener, und ganz in dem Geiſte der Religion Jeſu, drückt ſich darüber der heilige Bernhard aus: „Non sunt," ſagt er in ſeinem, dieſer Sache wegen erlaſſenen Schreiben an die Deutſchen, „non sunt persequendi Judaei, non sunt trucidandi, sed nec effugiendi quidem ... Est autem Christianae pietatis ut debellare superbos, sic et parcere subjectis, his *praesertim* quorum legislatio est repromisa et ex quibus *Christus secundum carnem*, qui est benedictus in saecula.

7. Die vornehmſten, den König Conrad auf dieſem Zuge begleitenden Fürſten und Herren ſind unſern Leſern ſchon bekannt*). Aber auch die Anzahl der, in dem kriegeriſchen Gefolge König Ludwigs befindlichen franzöſiſchen Großen war nicht minder groß und glänzend. Die bedeutendſten davon waren Graf Robert von Perche, Bruder des Königs, der edle und mächtige Graf Amadäus von Savoyen, Graf Wilhelm von Montferrat, Oheim des Königes, ferner die Grafen Dieterich von Flandern, Wilhelm von Nevers, Reinhold von Tonnern, Ivo von Soiſſons und Wilhelm von Varennes. Auch die mehrſten von den großen, an Territorialmacht oft den Fürſten gleichen Barone: als Erchembald von Bourbon, Ingeram von Coucy, Hugo von Luſignan, Wilhelm von Courtenay, Eberhard von Breuteuil und noch mehrere andere Grafen und Barone, die den ſo eben Genannten an Anſehen und Größe der Beſitzungen nicht nachſtanden, ſchloßen ſich mit ihren Schaaren dem königlichen Heere an. Auch die Anzahl der Biſchöfe, welche nicht zurückbleiben wollten, war weit größer als jene der Biſchöfe in Deutſchland. Am meiſten zeichneten ſich

*) B. 27. Abſchn. XI. §. 3.

unter denselben aus der gelehrte und einsichtsvolle Bischof Arnulf von Lizieux, der durch weisen Rath dem Könige und den französischen Rittern oft sehr wesentliche Dienste leistete, dann der heftige, brausende, nichts als Zorn und Haß gegen die Griechen schnaubende Bischof Gottfried von Langres, der, des gegen die Griechen so feindseligen Boëmunds alte Plane hervorsuchend, das französische Heer unaufhörlich zu einem förmlichen Krieg gegen den griechischen Kaiser und der Eroberung von Constantinopel zu reizen suchte; ferner die Bischöfe Stephan und Heinrich von Metz und Toul; denn obgleich Lotharingen zu Deutschland gehörte, so hatten doch die lotharingischen Kreuzfahrer es vorgezogen, auf ihrer frommen Heerfahrt dem Panier des französischen Königs zu folgen*). Endlich hatte auch

*) Daß Bischöfe, Aebte oder auch Mönche mit den Pilgerheeren nach dem Orient zögen: dieß sah der heilige Bernhard äußerst ungerne. Allen, die ihn deswegen um Rath fragten, rieth er es ab. Verschiedenen Aebten machte er sogar Vorwürfe, daß sie einigen ihrer Mönche die Erlaubniß zur Pilgerfahrt gegeben hätten. Als er erfuhr, daß der Abt des Cistercienserordens von Miremond mit mehreren frommen Mönchen seines Klosters die Wallfahrt angetreten hätte, schrieb er ihm sogleich einen Brief voll sehr ernster Warnungen gegen sein eingebildetes frommes Vorhaben; jedoch weil nicht gewiß, ob dieser Brief die erwünschte Wirkung hervorbringen würde, wandte er sich auch noch an den Erzbischof von Cöln, diesen inständigst bittend, den Abt dahin zu vermögen, daß er sammt seinen Begleitern wieder in sein Kloster zurückkehre. Merkwürdig ist die Antwort, die Bernhard in dieser Angelegenheit dem Bischofe Gaufried gab. Auch dieser hatte das Gelübde der Pilgerfahrt abgelegt. Da ihn nachher allerlei Zweifel ängstigten, ob es wohl recht sey, seine Kirche auf so lange Zeit zu verlassen, er daher nicht zu voreilig jenes Gelübde übernommen habe; so wandte er sich an den heiligen Bernhard, trug ihm seine Bedenklichkeiten vor und fragte ihn, ob er wohl ohne

die schöne Eleonore, Ludwigs VII. Gemahlin, sich entschlossen, in ritterlicher prachtvoller Kleidung ihren königlichen Gemahl auf diesem Zuge zu begleiten. Was den König bewogen haben mag, seine jugendliche Gemahlin allen Beschwerden und Gefahren einer kriegerischen Pilgerfahrt auszusetzen, ob es von seiner Seite allzu große Zärtlichkeit und Liebe gegen dieselbe war, oder vielleicht auch ängstliche Besorgniß, Eleonorens Schönheit und Jugend, während seiner Abwesenheit, den Gefahren der Verführung preiszugeben: dieß muß man dahin gestellt seyn lassen. Aber gewiß ist es, daß das Beispiel der Königin nichts weniger als heilbringend war. Auch noch von mehrern andern fürstlichen und ritterlichen Herren faßten deren Gemahlinnen jetzt ebenfalls den Entschluß, ihre Männer auf dieser Heerfahrt zu begleiten. Alle diese vornehmen

---

Sünde sein zweites Gelübde wieder aufheben könne. Darauf antwortete ihm nun der Heilige: „ein früheres wichtigeres Gelübde dürfe und müsse einem später abgelegten nie weichen. Wegen Aufhebung seines Wallfahrtsgelübdes dürfe er daher ebenfalls nicht besorgt seyn; da es ganz gewiß Gott weit wohlgefälliger wäre, wenn er, statt nach dem Orient zu ziehen, fortfahren würde, die ihm anvertraute Gemeinde mit heiliger Obhut eines erleuchteten Eifers und ächter christlicher Liebe zu bewachen. „Wenn Euch," schließt Bernhard sein Schreiben, „einer zwölf Groschen schuldig wäre, Euch aber an dem bestimmten Tage statt zwölf Groschen eine Mark Silbers brächte: würdet Ihr demselben wohl diesfalls zürnen?" Ueberhaupt fühlte sich der heilige Bernhard vollkommen überzeugt, daß es jetzt der Christenheit in Jerusalem und Palästina ungleich mehr mit tapfern und tüchtigen Kriegern, als mit psalmirenden und lamentirenden Mönchen gedient sey. „Quis non videat," schrieb er an den Papst, „plus illic milites pugnantes, quam monachos cantantes aut plorantes necessarios esse." (epist. 360.)

Damen, die sämmtlich an Pracht und Ueppigkeit einander zu übertreffen suchten, und es jetzt jedermann anschaulich machten, daß nicht Frömmigkeit, nicht Sehnsucht nach dem Grabe des Erlösers, sondern blos Eitelkeit sie zur Annahme des Pilgerkreuzes bewogen hatte, führten auch noch eine Menge Kammerfrauen und andere Dienerinnen niedrigern Ranges mit sich. Unter diesen gab es nun manche, deren Sitten nichts weniger als rein und unbescholten waren; da nun auf deren fürstlichen Gebieterinnen die Augen vorzüglich gerichtet waren, so ward auch die eigene Aufführung deren Dienerschaft mehr bemerkt, und so konnte es nicht fehlen, daß ihre Ausschweifungen und unkeuscher Wandel den Scandal und das Aergerniß, welches die Ausgelassenheit des, in übermäßiger Zahl dem Heere folgenden liederlichen, gemeinen Frauenvolkes ohnehin schon allen rechtlichen Pilgern gab, noch um vieles vermehrten; dazu kam endlich auch noch, daß dieser Troß und dessen Gepäck eine ungeheure Menge von Fuhren, von kleinern und größern Transportwagen erforderte, die dann natürlich den Marsch des Heeres ungemein hemmten und gewöhnlich denselben auf ganz kurze Tagreisen beschränkten. Eben so fehlte es auch nicht an Kaufleuten, Krämern, Wechslern und Wucherern, die, nur das Zeitliche im Auge, nur pecuniäre Vortheile berechnend, aus bloßer schmuziger Gewinnsucht, mit dem Kreuze auf der Schulter, in nicht geringer Anzahl nach dem Orient zogen. All dieser, den Kreuzheeren anklebender Schmutz und Unrath hatte nun auch bald zur Folge, daß mancher wahrhaft gottesfürchtige Kreuzfahrer, der in lauterer Absicht das Pilgerkreuz genommen hatte, nun nichts Gutes mehr ahnend, das Heer, bevor es noch Deutschlands Grenzen überschritten hatte, schon wieder verließ und nach Hause zurückkehrte.

XI.

Zug des deutschen Kreuzheeres durch Ungarn und Griechenland, und dessen Ankunft vor Constantinopel.

1. Unter dem furchtbaren Getöse zahlloser schmetternder Trompeten und Kriegshörner, und unter dem lauten Jubel der Krieger, brach das deutsche Heer, am Tage nach dem Himmelfahrtsfest, unter seinem König Conrad auf. Bald hatte es die deutsche Grenze überschritten, und stand nach wenigen Tagen schon auf ungarischem Boden. Hier fand es überall freundliche Aufnahme und herrliche Bewirthung. König Geisa hatte zwar, um auf jeden möglichen Fall nicht unvorbereitet zu seyn, alle seine Truppen zusammen gezogen, aber zugleich auch für Ueberfluß an Lebensmitteln für die Kreuzfahrer gesorgt, und da Conrad über strenge Mannszucht in seinem Heere wachte, so ward dessen Verpflegung dadurch nur noch mehr erleichtert. Ueberhaupt war König Geisa ängstlich bemühet, auf alle Weise die Freundschaft Conrads und der deutschen Fürsten zu gewinnen. Er hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß der ungarische Prinz Boris, der nähere Ansprüche auf den Thron zu haben behauptete, sich an die Könige der beiden Pilgerheere, an Conrad und Ludwig gewandt, die Gründe, worauf sein Recht auf die ungarische Krone beruhete, ihnen vorgelegt und unter großen Verheißungen sie aufgefodert habe, ihn in den Besitz des ihm gebührenden Reiches zu setzen *). An Beweisen freundschaftlichen

*) Wirklich hatten beide Könige ihm auch anfänglich ihre Hülfe zugesagt. Aber bald besannen sie sich eines bessern und sahen ein, daß sie nicht wegen des innern Zwistes eines, ihnen ferne liegenden christlichen Königreiches, sondern zur Ehre Gottes und zur Rettung ihrer christlichen Brüder in Palästina die Waffen blos gegen die Ungläubigen ergriffen hätten. Aber Boris, im vollen

Zutrauens, so wie an reichen Geschenken an die deutschen Fürsten und nachher auch an die französischen, ließ es demnach Geisa nicht fehlen, und Conrad, wie dessen Fürsten und Ritter hatten nur Ursache, der Ungarn und deren Königes Bereitwilligkeit, allen ihren Bedürfnissen entgegen zu kommen, überall zu rühmen. Mit Hülfe der Ungarn schlugen die Deutschen über alle Flüsse, über die sie setzen mußten, stehende Brücken, wodurch der Marsch des ihnen nachher folgenden französischen Heeres ungemein erleichtert und gefördert ward. — Nach ungefähr zwanzig, nicht sehr angestrengten Tagmärschen langten, ohne den mindesten Unfall erfahren zu haben, König Conrad und dessen Heer an den Grenzen des griechischen Kaiserreiches an. Aber kaum hatten die Deutschen diese überschritten, als auch sogleich Alles um sie her eine ganz andere, nichts weniger als wünschenswerthe Gestalt gewann.

2. Viele der Deutschen hatten zwar gehofft, diesmal eine besonders gute Aufnahme in dem griechischen Reiche zu finden; denn der damals regierende Kaiser Manuel hatte nicht nur in einem Schreiben an den Papst Eugen Hülfe von den Abendländern verlangt*),

---

Zutrauen auf die, ihm im Anfange gemachte Zusage, verließ nun Constantinopel, wo er, mit einer griechischen Prinzessin vermählt, mit vielem Anstand lebte, und eilte nach Ungarn. Er kam gerade in dem Lande an, als König Ludwig mit seinem Heere durch dasselbe zog. Natürlich sah Boris sich jetzt bald in allen seinen Hoffnungen getäuscht, und war nun froh, daß Ludwig, trotz der ihm angebotenen Geschenke, ihn dennoch nicht auslieferte, und er unter dem Schutze der französischen Waffen, obwohl verkleidet, mit aller Sicherheit wieder nach Constantinopel zurückkehren konnte.

*) Dieß wird jedoch, und zwar mit vielem Grunde, von

sondern war auch durch zarte Familienbande mit dem

---

den Griechen geläugnet. Dem ungeachtet wird es von neuern Geschichtschreibern von großem Ansehen behauptet. Sie berufen sich auf eine, in dem Archiv auf der Engelsburg befindlichen Urkunde, nämlich auf einen Brief des Kaisers Manuel an den Papst Eugen III. Dieses Schreiben findet man auch bei *Duchesne* (script. rer. Fr. T. XV.). Dasselbe liegt vor uns; aber wir müssen gestehen, daß wir darin von einer Bitte um Hülfe auch nicht eine Sylbe finden. Der Kaiser sagt blos, daß er den Brief des heiligen Vaters von den an ihn abgeordneten französischen Gesandten erhalten habe. Manuel lobt das Unternehmen des Königes von Frankreich, mit einem Heere zur Wiedereroberung Edessas und zum Besten der Christenheit nach dem Orient zu ziehen. Er verspricht, die Kreuzfahrer wohl zu empfangen, und für deren Verpflegung reichlich zu sorgen, da ja dieses Unternehmen auch seinem eigenen Reiche zum Segen gereiche. In einigen sehr gelinden Worten klagt der Kaiser darüber, daß der heilige Vater ihm noch keine Legaten gesandt habe, was doch ihm sehr große Freude gemacht und seine Regierung verherrlichet haben würde. Endlich empfiehlt sich Manuel dem Gebete des heiligen Vaters. — Dieß ist das Wesentlichste aus diesem ganz kurzen kaiserlichen Schreiben. Wie man aber dasselbe als einen Beweis anführen will, daß Kaiser Manuel Hülfe von den Abendländern begehrt habe, ist wahrhaftig schwer zu begreifen. Indessen beweist es doch abermals, was wir schon aus der Lebensgeschichte Manuels wissen, nämlich dessen Anhänglichkeit und Liebe zu dem römischen Stuhl, und das aufrichtige Bestreben des Kaisers, mit dem römischen Papst stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen zu stehen. — Uebrigens bedurfte offenbar damals der griechische Kaiser gar keiner Hülfe gegen die Türken. Drei Jahre nach einander hatte Manuel mit glänzendem Erfolge gegen sie Krieg geführt, sie stets besiegt, den Sultan von Iconium aus seiner Residenz verjagt, und ihn endlich gezwungen, um Frieden zu bitten, und alle Städte und Burgen, welche in Pamphilien und Cilicien noch in tür-

deutschen Könige vereint. Auch waren mehrere Verträge, wovon jedoch keiner in Ausführung gebracht ward, unter ihnen geschlossen worden, und überhaupt hatte zwischen Beiden seit einiger Zeit ein ziemlich lebhafter Verkehr statt gehabt. Aber wer sieht nicht ein, wie schwach diese Hoffnungen waren, und wie wenig man große Erwartungen darauf zu bauen berechtiget war. Unmöglich konnte dem griechischen Kaiser die Ankunft zweier so starker, ja wohl zahlloser Heere in seinem Lande sehr willkommen seyn. Bei jedem andern Monarchen würden sie gewiß dieselben Besorgnisse erregt haben. Das Andenken an jenen Krieg auf Leben und Tod, den Boëmund und dessen Vater Robert gegen das griechische Reich geführt hatten, so wie auch an die mancherlei Zwiste und unangenehmen Auftritte, welche zwischen Manuels Großvater, dem Kaiser Alexius, und den ersten Kreuzrittern Statt gehabt hatten, war noch lange nicht erloschen. Zudem fühlte Manuel sich überzeugt, daß er die Länder, welche die Kreuzfahrer von den Ungläubigen jetzt allenfalls erobern könnten, wohl selbst, und zwar noch viel leichter den Türken als den Abendländern, wenn diese sie einmal in Besitz genommen hätten, wieder würde entreißen können. Endlich war gar der griechische Kaiser auch damals in einen Krieg mit dem König Roger von Sicilien verwickelt; und da Roger, was dem Kaiser nicht unbekannt war, an den französischen König, kurz bevor derselbe seinen Zug nach dem Orient antrat, eine

---

kischen Händen waren, dem Kaiser zu übergeben. — Bei Manuels bisherigen glücklichen Erfolgen gegen die Türken, und der kriegerischen Stellung, die sein Reich unter ihm genommen hatte, kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß er in seinem Innern vollkommen überzeugt war, ohne alle fremde Hülfe mit den Türken fertig zu werden und auf deren Kosten die Grenzen seines Reiches immer mehr zu erweitern.

Gesandtschaft abgeordnet, und diese auch bei Ludwig zu Etampes eine sehr freundliche Aufnahme gefunden hatte; so mußte ja dieses nothwendig den griechischen Kaiser — wenn nicht alle Erfahrungen einer noch nicht sehr entfernten Vergangenheit für ihn verloren seyn sollten — nicht wenig beunruhigen. Er konnte ja unmöglich wissen, ob nicht vielleicht zwischen Roger und Ludwig etwas, ihm oder seinem Reiche Nachtheiliges könnte verabredet worden seyn; und falls er dieses wirklich befürchtete, so war wenigstens seine Besorgniß weder übertrieben, noch aus der Luft gegriffen. Wenn demnach jetzt Manuel ebenfalls seine Heere zusammenzog, die Festungswerke von Constantinopel ausbessern ließ, in alle Städte, durch die oder an welchen die Kreuzfahrer vorbeiziehen mußten, hinreichende Besatzungen legte, so that er ja offenbar blos, was Klugheit und weise Vorsicht ihm geboten. Aber gerade darüber zürnten ihm die deutschen Ritter, denn sie deuteten es als einen Beweis eines, sie beleidigenden Mißtrauens in ihre Redlichkeit. Noch weit größer ward ihr Zorn gegen den griechischen Kaiser, als sie hörten: er habe mit den Türken einen Frieden auf zwölf Jahre geschlossen. Doch auch darüber verdiente Manuel keinen Tadel. In der kritischen Lage, in welcher er sich befand, machte ihm dieß ja schon eine ganz einfache, von den Umständen selbst gebotene Staatsklugheit zum Gesetze. Er konnte ja nicht wissen, welche Wendung die Sachen nehmen würden, und ob es unter den abendländischen Kreuzfahrern nicht einen zweiten Boëmund gäbe; und wirklich fand sich ein solcher unter ihnen, dem es jedoch glücklicher Weise an der Macht des Erstern gebrach. Es war dieß nämlich der schon erwähnte aufbrausende, unaufhörlich gegen die Griechen wüthende und predigende Bischof von Langres. Aber nun wird der griechische Kaiser auch von den Abendländern noch beschuldiget, nicht nur mit den Ungläubigen Friede geschlossen, sondern

auch den Sultan von Iconium von dem Anzuge der abendländischen Heere bei Zeiten benachrichtiget und ihn gewarnt zu haben, ja keine Vorkehrungen, dem nahenden Feinde kräftigen Widerstand leisten zu können, zu versäumen. Zwar wird dieses von den Griechen in Abrede gestellt; aber man muß gestehen, daß es immer einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hat. Wir haben in der Geschichte Kaiser Manuels gesehen, daß die Eroberung Kleinasiens in dem Eroberungsplane dieses kriegerischen Monarchen lag, und daß er, wie wir schon erwähnt, es für ungleich leichter hielt, diese Länder von den Türken zu erobern, als sie den Händen der Abendländer, wenn diese einmal sich in Besitz derselben gesetzt hätten, wieder zu entreissen. In dieser Hinsicht konnte es ihm sehr wohl höchst wünschenswerth scheinen, wenn alle Unternehmungen der Kreuzfahrer gegen das Sultanat von Iconium mißlängen. Aber auch selbst in diesem Falle könnte man das Betragen des griechischen Kaisers noch nicht einen förmlichen Verrath nennen. Manuel war ja kein Bundesgenosse der Abendländer, hatte durch keinen, mit denselben geschlossenen Vertrage, zur Theilnahme an dem Kriege gegen die Ungläubigen sich verbindlich gemacht. Aber bei allem dem wäre es dennoch eine verabscheuungswürdige, höchst verdammenswerthe Politik von Seite der griechischen Kaiser gewesen, wenn derselbe jetzt sein persönliches, auf eine Spanne von Zeit und Raum berechnetes, materielles Interesse, dem Gesammtinteresse der ganzen Christenheit, der Verbreitung des Evangeliums und der größern Verherrlichung des Namens Jesu vorgezogen hätte.

3. Aber noch weit ungünstiger, ja wohl offenbar feindselig war die gegenseitige Stimmung der beiden Nationen selbst, der Griechen nämlich und der Abendländer. Die Letztern brachten alle alten Vor-

urtheile von griechischer Falschheit, Arglist, Treulosigkeit, Verrätherei ꝛc. mit. Der Same der Zwietracht, den einst Böemund in allen Reichen des Abendlandes so reichlich gegen die Griechen ausstreute, hatte tiefe Wurzeln gefaßt und eine Frucht gebracht, die, gleich bitter für die Griechen wie für die Abendländer, von jener Zeit an beide Nationen auf immer einander feindlich gegenüber stellte. Mit Groll und Bitterkeit im Herzen betrat also Conrads Heer die Grenzen des griechischen Reiches; und die damals noch so rohen deutschen Ritter, unfähig der Verstellung, was ihnen zwar zur Ehre gereicht, aber auch jeder Art von Versöhnlichkeit fremd, machten aus ihren feindseligen Gesinnungen gar kein Geheimniß, gaben im Gegentheil bei jeder Gelegenheit durch Wort und That sie ungescheut kund. Hat aber einmal Argwohn die Gemüther vergiftet, dann wird auch das Unschuldigste gehässig gedeutet; und wenn selbst jetzt die Griechen sich den Kreuzfahrern auf alle Weise gefällig zu machen suchten, so hielten diese dieß alles für bloße Heuchelei, für griechische Arglist, mit der man sie bestricken und in völlige Sorglosigkeit einwiegen wollte, damit man sie, sobald man wollte, plötzlich überfallen und sämmtlich vertilgen könnte. — Aber auch den Griechen war die Ankunft der Abendländer nichts weniger als willkommen. Sie schauten theils mit Verachtung auf dieselben als Barbaren herab, deren rohe und ungeschliffene Sitten mit der weit verfeinerten Lebensweise der Griechen einen, diesen natürlicher Weise höchst widerlichen Contrast bilden mußten. Theils sahen sie denselben auch, wegen der ihnen schon bekannten räuberischen, ungestümmen, zu jeder Gewaltthat geneigten Natur der abendländischen Krieger, wovon sie seit fünfzig Jahren schon so viele, nicht leicht zu vergessende Erfahrungen gemacht hatten, nur mit Angst und Besorgniß entgegen. Endlich war es

auch das zwischen der römischen und orientalischen Kirche herrschende Schisma, was beide Völker noch mehr von einander trennte. Sie betrachteten sich nicht mehr als christliche, durch einen und denselben Glauben mit einander vereinte Brüder; sondern haßten und verabscheueten sich gegenseitig als Ketzer und Abtrünnige, und dieser Abscheu war endlich bei den Griechen, als die Spannung und Abneigung zwischen beiden Völkern noch stärker geworden war, so groß, daß, wenn die Abendländer in einer griechischen Kirche den Gottesdienst nach römischem Ritus gehalten hatten, sie diese Kirche sogleich einen ganzen Tag hindurch auf das sorgfältigste auswuschen, und sie hierauf, gleich einer durch die gröbsten Frevel entweihten Kirche, auf das neue wieder einweiheten.

4. Durch die Sorgfalt des griechischen Kaisers, der bei Zeiten allen Beschwerden der Kreuzfahrer zuvorzukommen sich bestrebte, waren überall Lebensmitteln im Ueberfluß aufgehäuft. Auch zwei der vornehmsten Beamten des griechischen Hofes erwarteten an der Grenze den König, begrüßten ihn auf das freundlichste im Namen ihres Herrn, und überhaupt ward ihm, wie seinen Fürsten und Rittern, ein so ehrenvoller Empfang, daß selbst Conrad in einem Briefe an den Abt Wibald von Corvey die Höflichkeit und Gefälligkeit der Griechen zu rühmen sich genöthigt sah. Unstreitig würden die gegenseitigen so gehäßigen Vorurtheile sehr bald, wo nicht völlig verschwunden seyn, doch ganz ungemein sich gemildert haben, hätte man von beiden Seiten nur einige, einander sich nähernde Schritte thun mögen; aber dazu waren die Deutschen, zu deren Tugenden Mäßigung, Geduld und Friedensliebe damals keineswegs gehörten, am wenigsten geneigt, auch war ihr Betragen, sobald sie die Grenzen des griechischen Reiches überschritten hat-

ten, durchaus nicht geeignet, das Zutrauen des Kaisers, wie die Zuneigung der griechischen Nation zu gewinnen. So lange sie durch gebirgige Gegenden zogen, zügelte Furcht vor einem, möglicher Weise in einem Hinterhalt liegenden griechischen Heerhaufen ihre Unbändigkeit. Aber kaum in den schönen und fruchtbaren Ebenen von Sardika angekommen, hörten auch sogleich Zucht, Mäßigung und Schonung unter ihnen auf. Statt Denen Dank zu wissen, die mit freudiger Bereitwilligkeit ihnen Lebensmittel herbeibrachten, mißhandelten und plünderten sie dieselben aus, raubten überall das Vieh, trieben selbst ganze Heerden fort, und ermordeten die, welche nicht willig sich all ihr Hab und Gut wollten rauben lassen; und wenn darüber bei König Conrad Klagen geführt wurden, so antwortete derselbe blos mit Verwünschungen der wilden Ausgelassenheit seiner Völker; womit aber begreiflicher Weise den, solchen Mißhandlungen ausgesetzten griechischen Unterthanen unmöglich gedient seyn konnte. — Kurze Zeit darauf kam es bei Philippopolis zu noch ungleich schrecklichern Auftritten. König Conrad hatte hier seinem Heere mehrere Rasttage erlaubt. Dem Erzbischofe der Stadt, einem gebornen Italiener und Manne von vielem Verstande und feinen Sitten, war es zwar einigermaßen gelungen, gutes Einverständniß zwischen den Pilgern und den Einwohnern von Philippopolis zu unterhalten. Gutmüthig und ohne alle Furcht kamen diese in das Lager der Deutschen, auch Conrad selbst nahm in dem erzbischöflichen Palast ein Mittagsmahl ein. Aber dieser friedliche Zustand war von kurzer Dauer. Bald kam es nur zu desto größerm und blutigerm Streite. Eine höchst unbedeutende Kleinigkeit, eine wahre Erbärmlichkeit gab den Anlaß dazu. In ein in der Vorstadt von Philippopolis gelegenes Wirthshaus kam ein herumziehender Taschenspieler, dessen

gut abgerichtete Schlange allerlei Künste machte. Um sich ein kleines Verdienst zu machen und etwas Geld zu gewinnen, zog der Taschenspieler, als er sah, daß alle Leute in dem Wirthshause recht munter waren, die Schlange aus seinem Busen, um sie ihre Geschicklichkeit produciren zu lassen. Aber kaum hatten die, ebenfalls in großer Anzahl anwesenden deutschen Pilger etwas davon gesehen, als sie in Entsetzen geriethen, den Menschen für einen höllischen Zauberer, und die Kunststücke der Schlange für ein Spiel des Teufels hielten, daher wüthend über den armen Gaukler herfielen und ihn und dessen Schlange todtschlugen. Aber darüber ergrimmten nun auch alle Einwohner der Vorstadt, rotteten sich zusammen, drangen in das Wirthshaus, und fielen mit Waffen, wie der Zufall sie ihnen in die Hände gegeben hatte, die Deutschen an. Diese zogen ihre Schwerter, wehrten sich tapfer, und als das in dem Lager stehende Heer von dem Vorfalle Kunde erhielt, rannte eine Menge der Kreuzfahrer nach der Vorstadt, um ihren dort im Kampfe begriffenen Brüdern Beistand zu leisten. Aber auch eben so viele waffenfähige Einwohner von Philippopolis eilten ihren Mitbürgern in der Vorstadt zu Hülfe. Nun begann ein furchtbares Handgemeng. Auf beiden Seiten schlug man sich mit der größten Erbitterung; aber auch auf beiden Seiten floß Blut. Eine nicht kleine Anzahl sowohl von den Deutschen wie den Griechen ward erschlagen oder schwer verwundet, und der blutige Tumult hörte nicht eher auf, als bis der Statthalter von Philippopolis mit einer geordneten Schaar von Bogenschützen herbeieilte, die Wüthenden auseinander trieb und die Thore der Stadt schließen ließ. Offenbar war dieß von Seite des Statthalters nichts als eine durchaus nothwendige Polizeimaßregel; aber demungeachtet ergrimmten die Deutschen so sehr darüber, daß sie die ganze Umgegend der Stadt

weit und breit so lange auf das schrecklichste verwüsteten, bis es endlich dem weisen Erzbischofe gelang, die wilden Gemüther zu versöhnen und den Frieden wieder herzustellen *).

5. Je tiefer die Deutschen in das Innere des griechischen Reiches einrückten, je höher stieg auch die gegenseitige Erbitterung beider Nationen; ihren höchsten Grad erreichte sie, als das Heer der Pilger in der Gegend von Adrianopel anlangte. Ein vornehmer deutscher Ritter — man sagt, es sey ein Anverwandter des hohenstauffischen Hauses gewesen — war erkrankt. Man brachte ihn nach Adrianopel in ein Kloster, wo er freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege fand. Aber einige Fußsoldaten von der in Adrianopel liegenden Besatzung rotteten sich zusammen, und in der Hoffnung, große Schätze bei dem kranken Ritter zu finden, brachen sie gewaltsam in das Kloster, drangen in das Gemach des Kranken, und nachdem sie alles, was sie in der Eile finden konnten, geraubt hatten, steckten sie es in Brand. Sobald Herzog Friederich von Schwaben, Conrads Neffe, diese Greuelthat erfuhr, entbrannte er in gerechtem Zorn. Da er den Vortrab des Heeres führte,

*) Zu Philippopolis starb auch einige Tage nachher der höchst ehrwürdige Bischof Aloysius von Angers. Er war als Botschafter von König Ludwig nach Constantinopel gesandt worden. Da er ein ganz besonderer Verehrer der erhabenen, jungfräulichen Mutter seines göttlichen Erlösers war; so bat er, als er sich dem Tode nahe fühlte, die ihn begleitenden Geistlichen, das eben eintretende Fest Mariä Geburt um einen Tag früher zu begehen. Unter Thränen der Liebe und Verehrung gegen ihren frommen Bischof, fügten sich die Geistlichen sehr gerne dem Wunsche des Sterbenden, und Aloysius hatte nun den Trost, mitten unter der Feier des hohen Festes seinen Geist in die Hände Jesu und dessen gnadenvollen Mutter zu übergeben.

so war er schon um zwei Tagmärsche entfernt, kehrte jedoch jetzt augenblicklich mit seinem Heerhaufen zurück, und alle Rücksichten vergessend, die er einer fremden Regierung, wenn er auch von einigen ihrer Unterthanen wäre beleidigt worden, dennoch schuldig war, erlaubte er sich jetzt eine offenbar völkerwiderrechtliche That. Da er nämlich die strafbaren Frevler, die natürlicher Weise gleich nach begangenem Raube entlaufen waren, nicht mehr fand, so ließ er dasselbe Kloster, das doch den kranken Ritter so willig aufgenommen hatte, und deren Bewohner an dem begangenen Frevel ganz unschuldig waren, bis auf den Grund niederbrennen, wobei auch noch mehrere aus dem Volke von Friederichs erbitterten Kriegern erschlagen wurden. — Jeden Schritt, den das Pilgerheer jetzt weiter vorwärts machte, bezeichnete es beinahe auch stets mit neuen Gewaltthätigkeiten. Da die Deutschen, wenn sie nicht gerade ganz in der Nähe des Feindes waren, auf ihren Märschen nie in gereiheten Schaaren beisammen blieben, sondern ihre Reihen und Glieder verließen und in bunten Haufen ohne alle Ordnung einherzogen; so mußte es nothwendig öfters geschehen, daß raubsüchtige Pilger, und zwar nicht in kleiner Anzahl, sich von dem Heere entfernten und auf Raub und Diebstahl ausgehend, sich in den umher gelegenen Gegenden zerstreuten. Als der Kaiser von diesem Unfuge, so wie von den traurigen Vorfällen bei Sardika, Philippopolis und Adrianopel Kunde erhielt, sandte er ein wohl geordnetes, theils aus griechischen Nationaltruppen, theils aus Petschenegen und Comanen bestehendes Heer, unter dem Befehl des sehr erfahrnen Feldherrn Prosuch*) ab, um in ganz geringer

*) Prosuch war ein geborner Türke, aber in seiner Kindheit nach Constantinopel gebracht, dort getauft und in der christlichen Religion unterrichtet worden. Wegen seiner männlich schönen Gestalt nahm ihn der Kaiser

Entfernung dem Pilgerheere zur Seite zu ziehen, allen Unordnungen und Ausschweifungen desselben zu steuern, und die griechischen Unterthanen, so viel als möglich, gegen Raub und Gewaltthätigkeiten zu schützen. Die leichten Truppen dieses Heeres, besonders die Petschenegen, machten nun bald dem Marodiren der Kreuzfahrer ein Ende; denn wo sie, theils einzeln theils in kleinen Banden herumstreifende, nicht selten völlig besoffene Pilger antrafen, hieben sie dieselben sogleich auf der Stelle zusammen. Darüber konnten nun eigentlich die Fürsten und Anführer der Kreuzfahrer sich nicht beklagen, sie ließen es daher auch ganz ungeahndet. Aber das Heer selbst ward dadurch nur noch feindseliger gegen die Griechen gestimmt; und als eines Tages beide Heere sich weit mehr als bisher näherten, kam es sogleich zu blutigen Händeln, und würde sogar zu einer förmlichen mörderischen Schlacht gekommen seyn, hätte nicht der schnell herbeieilende Prosuch den Seinigen Einhalt gethan, auch früher schon König Conrad an sämmtliche Fürsten die strengsten Befehle erlassen, aller Feindseligkeiten gegen das griechische Heer sich zu enthalten.

6. Die vielen, gegen das deutsche Heer vor den Kaiser Manuel gebrachten Klagen veranlaßten nun auch einen, zwar nicht lange dauernden, aber nicht ohne Bitterkeit geführten Briefwechsel zwischen beiden Monarchen. Der Kaiser hatte in einem Schreiben an Conrad sich über die vielen, von den Kreuzfahrern begangenen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten beschwert, und seinen Schwager, den König, sehr ernstlich aufgefordert, in Zukunft mit größerer Strenge und

---

in seine Leibwache auf, wo er durch Treue zu seinem Herrn, durch Diensteifer, Tapferkeit und einen gewissen, ihm angebornen militairischen Instinkt, sich bald zur Würde eines commandirenden Feldherrn emporschwung.

Sorgfalt über Zucht und Ordnung in ſeinem Heere zu wachen. Darauf antwortete Conrad, daß alle bisherigen Exceſſen ſeines Heeres, ſo wie die übrigen unangenehmen Vorfälle ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen wären. Er ſchob wieder alle Schuld auf die Wildheit und Unbändigkeit ſeiner Völker, und machte endlich, am Schluß ſeines Briefes noch die, für den Kaiſer nicht wenig empfindliche Bemerkung, daß noch niemals ein ſehr zahlreiches Heer durch irgend ein Land, ohne alle Beſchädigung deſſen Einwohner, gezogen wäre. Hierauf erwiederte Manuel ſo ziemlich höhniſch: „Um jede Verletzung des Gaſtrechts zu vermeiden, habe er ſich bisher ſehr bemüht und es ſich ſorgfältig angelegen ſeyn laſſen, ſeine Unterthanen in Ordnung und in einer guten Stimmung gegen die fremden Ankömmlinge zu erhalten, und von dieſen jeden Schaden und jede Unannehmlichkeit abzuwenden. Da er aber jetzt ſehe, daß König Conrad, der doch ein ſehr kluger und verſtändiger Herr wäre, die Sache ſo leicht nehme, und zwiſchen wenig bedeutenden Beſchädigungen und einer Aufführung, die man nur in Feindes Lande ſich erlauben dürfe, keinen Unterſchied mache; ſo werde er auch ſeiner Seits in Zukunft ſich die Mühe erſparen, die Frechheit unfolgſamer Unterthanen, deren es, wie in jedem andern Lande, auch in ſeinen Ländern Viele gebe, wie bisher im Zaum zu halten; und wenn alsdann, wie es vorauszuſehen wäre, auch von den Kreuzfahrern gegen die Griechen bei ihm Klagen ſollten angebracht werden, ſo würde er ebenfalls auf die nämliche Weiſe, wie Conrad, darauf antworten.“ — Dieſer, immer unangenehmer werdenden Verhältniſſe wegen, und aus Beſorgniß, daß, wenn das deutſche Heer nach Conſtantinopel käme, gar leicht noch weit gefährlichere Ereigniſſe ſich ergeben könnten, ſuchte der griechiſche Kaiſer wo möglich, das deutſche Pilgerheer von ſeiner Hauptſtadt ferne zu halten. Er ſchickte alſo einen ſeiner

vornehmsten Hofbeamten in das Lager Conrads, und ließ dem Könige rathen, ohne Constantinopel zu berühren, geraden Weges nach Sestus zu ziehen, indem dort die Ueberfahrt über den Hellepont bequemer als bei Constantinopel sey, auch der Weg dahin um vieles kürzer, und das Land, durch das er führe, weit reicher und fruchtbarer wäre, als jenes zwischen Adrianopel und der Hauptstadt. Manuels geheime Absicht entging jedoch dem Könige nicht; er nahm daher auch den ihm gebotenen wohlmeinenden Rath nicht an, sondern erklärte, daß er entschlossen sey, auf derselben Straße, auf welcher Herzog Gottfried und die Fürsten der ersten Kreuzfahrt gezogen wären, ebenfalls nach Constantinopel zu ziehen. Mit dieser Erklärung entließ er die kaiserlichen Abgeordneten, und setzte, in der Richtung auf Constantinopel, seinen Zug fort.

7. Aber Conrad ahnete nicht, welches schreckliche Schicksal sein Heer auf diesem Marsche erwarte. Als dasselbe nämlich auf der schönen und weiten, nur noch einige Tagereisen von Constantinopel gelegenen Ebene bei Chörobacha ankam, beschlossen Conrad und die Fürsten, entzückt über die Anmuth der Gegend, dem ermüdeten Heere hier einige Rasttage zu gönnen, und dann das ganz nahe Fest Mariä Geburt mit Freuden und in Andacht zu feiern. Wirklich war auch die Ebene von Chörobacha ganz vorzüglich zu einem Lustlager geeignet. Der Boden war ungemein fruchtbar an trefflichen Kräutern, und besonders an Futter für die Pferde, die der Stärkung am meisten bedurften, und für die Pilger konnten aus zwei nahe gelegenen volkreichen Städten alle Arten von Lebensmitteln mit Leichtigkeit und im Ueberfluß herbeigebracht werden. Das ganze Heer war voll Freude; denn auf seinem ganzen Marsch, und in allen Ländern, die es durchzogen, war es ihm

noch nie ſo wohl geworden, in einer ſo freundlichen, ihm alle Bequemlichkeiten darbietenden Gegend ſeiner Pflege und Erholung einige Tage der Ruhe ſchenken zu können. Aber bald ward dieſe Freude in grenzenloſe Trauer verwandelt. In der Nacht vor dem ſo eben erwähnten Feſte zogen ſich einige, anfänglich gar nicht beachtete Gewitterwolken zuſammen. Nach Mitternacht, als eben die Geiſtlichen von dem nächtlichen Gottesdienſte wieder in ihre Zelten zurückkehrten, fiel ein ganz ſanfter Platzregen, der aber immer heftiger und heftiger ward, und endlich ſtromweiſe ſich in das Thal ergoß, und ein furchtbarer Wolkenbruch von dem nahen Gebirge ſich herabſtürzte. Zwei ganz unbedeutende Flüſſe, deren Bette im Sommer größtentheils trocken lag, ſchwollen plötzlich an, traten aus ihren Ufern, überſchwemmten die Ebene und verwandelten die ganze Gegend in einen wilden See. Zugleich erhob ſich ein furchtbarer Orkan, der die Zelte und Packwägen umſtürzte und mit dem wilden Waſſerſtrom in das nahe Meer fortriß. Die aus dem Schlafe aufgeſchreckten Pilger verloren, völlig betäubt, alle Beſinnung und Gegenwart des Geiſtes. Ueberall herrſchte die größte Verwirrung, vermehrt noch durch die Dunkelheit einer ungewöhnlich finſtern Nacht, die nur durch die, unter unaufhörlich rollendem Donner, hin- und herzückenden Blitze bisweilen etwas erleuchtet ward. An Ergreifung zweckmäßiger Maßregeln, wodurch noch Vieles hätte gerettet werden können, ward nicht mehr gedacht. Man hörte in dem ganzen Lager nichts als ängſtliches, Mark und Bein durchſchneidendes Jammergeſchrei. Jeder dachte nur an ſich, ſuchte nur wo möglich aus dieſem ſchrecklichen Aufruhr aller Elemente ſich ſelbſt zu retten. Wer ein Pferd hatte, ſchwang ſich auf daſſelbe, um mit deſſen Hülfe durch die immer reißender werdende Strömung der Gewäſſer ſich durchzuarbeiten. Einigen gelang es; weit mehrere kamen um; die des Schwimmens kundig

waren, warfen sich kühn in die angeschwollenen Ströme, in der Hoffnung, in der Fertigkeit ihres Schwimmes ihr Heil zu finden; aber leider hingen sich an diese stets viele andere ängstlich an, und zogen sie mit sich in die Wellen hinab. Nur wenigen gelang es, das seitwärts am Abhange eines Berges, auf einem weit mehr erhabenen Terrain stehende, und daher vollkommen gesicherte Lager des Herzoges Friederich von Schwaben zu erreichen. Der Verlust der Kreuzfahrer an Menschen, Pferden und Saumthieren war schrecklich, selbst größer als er nach einer gegen die Griechen verlornen, höchst mörderischen Schlacht hätte seyn können. In Friederichs Lager hatte sich auch der Bischof von Freisingen gerettet, und feierte nun an dem, auf diese schreckbare Nacht folgenden Tage traurig und gebeugt, mit Thränen im Auge und den Tod so vieler tausend wackern Männer bejammernd, dasselbe hohe Fest, das er vier und zwanzig Stunden früher nur in der heitersten Geistesstimmung zu feiern gehofft hatte. Was diesen ehrwürdigen Bischof und noch manchen andern frommen Pilger am tiefsten schmerzte, war, daß nicht nur die Griechen, sondern beinahe auch alle Pilger dieses schreckliche, für sie so verhängnißvolle Naturereigniß als ein offenbares Strafgericht Gottes betrachteten, welches die Laster und Gewaltthätigkeiten so vieler ruchlosen Pilger auf das Heer herabgezogen hätten. — Am zweiten Tage nach diesem Unglücke kamen die lotharingischen Pilgerschaaren an. Sie hatten sich von dem französischen Heere getrennt, waren demselben vorangezogen, und vereinigten sich jetzt wieder mit den Deutschen. Die Ankunft der Lotharinger war dem König äußerst willkommen; sie ersetzten einigermaßen den erlittenen Verlust, so daß Conrad wieder mit einem sehr ansehnlichen Heere aus dem Lager bei Chörobacha aufbrechen und seinen Marsch nach der Hauptstadt fortsetzen konnte. — Als Conrad bei Constantinopel ankam, bewunder-

ten er und seine Ritter die trefflichen Festungswerke, die Höhe der Mauern und die zahllose Menge des darauf stehenden, die vorüberziehenden Deutschen anstaunenden Volkes. Da der König wie dessen Fürsten sich in allem bestrebten, in die Fußstapfen der ersten Kreuzfahrer zu treten; so ging auch jetzt Conrad über die, über den Fluß Bathyssus, an dessen Mündung in den Meerbusen erbaute Brücke, und zog nach der, Constantinopel gegenüber liegenden Vorstadt Pera, wo er sein Heer dieselben Lagerplätze nehmen ließ, die auch Herzog Gottfried und dessen Helden vor fünfzig Jahren eingenommen hatten.

8. Als Conrad mit seinem Heere an den Grenzen des griechischen Reiches angekommen war, waren auch kaiserliche Gesandten vor ihm erschienen und hatten ihm ein Schreiben überreicht, in welchem Manuel folgende zwei Forderungen an den König stellte. Erstens sollte Conrad eidlich geloben, keine, dem griechischen Reiche gehörige Stadt oder Burg feindlich angreifen und sich in Besitz derselben setzen zu wollen, und zweitens sollten die angesehensten Fürsten seines Heeres, vor ihrer Ueberfahrt über den Bosphorus, dem griechischen Kaiser den Huldigungseid leisten, wofür er ihnen reichliche Lieferung aller ihrer Bedürfnisse zusicherte. — Gewiß dachte Kaiser Manuel nicht daran, konnte auch nicht daran denken, die deutschen Fürsten zu seinen Dienstmannen machen zu wollen; sondern verlangte den Huldigungseid nur deßwegen — was auch nachher die französischen Fürsten einsahen, und daher den Eid leisteten — um desto sicherer zu seyn, daß sie nichts Feindliches gegen seine Staaten unternehmen würden. Aber bei den Deutschen, besonders bei Conrad, erregte diese Foderung großen Unwillen; trotzig erklärten sie den Gesandten, daß sie sich nie dazu verstehen würden; und Conrad und die Herzoge und

Grafen seines Heeres versprachen blos eidlich, daß sie nicht die mindeste Feindseligkeit gegen das griechische Reich sich erlauben, nach ihrem Gefolge wie dem gemeinen Kriegsvolk keine Beschädigung der Unterthanen des Kaisers gestatten, und wenn dennoch, ohne ihren Willen und ihr Wissen, etwas dergleichen geschehen sollte, sie den verursachten Schaden ersetzen wollten. — Die Abneigung der Deutschen, den Huldigungseid zu schwören, setzte Manuel vorzüglich auf Rechnung des Königes, und da die auf dem Marsch durch die griechischen Provinzen sich ereigneten höchst unangenehmen Vorfälle und der dadurch veranlaßte bittere Briefwechsel die Gemüther der beiden Monarchen immer noch mehr von einander entfernt hatten; so wäre unstreitig eine persönliche Zusammenkunft derselben höchst wünschenswerth gewesen. Man hätte hoffen dürfen, daß, wenn sie sich offen und frei gegen einander erklärten, auch alles gegenseitige Mißtrauen und aller Argwohn verschwinden, und die wieder vollkommen hergestellte, ohnehin auf nahe Blutsverwandtschaft gegründete Eintracht des Kaisers und des Königes auch allen Unternehmungen der deutschen Kreuzfahrer, die jetzt im Begriffe standen nach Asien überzuschiffen, nicht wenig förderlich seyn würde. Zu einer solchen persönlichen Zusammenkunft schien man auch von Seite des Kaisers ganz geneigt; denn als der König sich Constantinopel näherte, kam ihm ein kaiserlicher Gesandte mit einer freundlichen Einladung entgegen, seinen Herrn den Kaiser in dessen Palast in Constantinopel mit einem Besuche zu beehren. Aber nun machte Conrad die wirklich unbegreifliche Foderung, daß der Kaiser ihm außerhalb der Thore von Constantinopel entgegen kommen sollte: eine Höflichkeitsbezeugung, die das byzantinische Hofceremoniel, an welchem die Griechen mit Leib und Seele und einer Art religiöser Anhänglichkeit hingen, durchaus nicht gestattete und zu der daher auch der Kaiser, ohne sich in

den Augen seiner ganzen Nation tief herabzuwürdigen, unmöglich sich verstehen konnte. Offenbar hatte auch König Conrad jetzt noch gar kein Recht, eine solche vollkommene Gleichstellung mit einem Nachfolger Constantins oder Justinians zu begehren. Er war ja noch nicht einmal römischer Kaiser, sondern blos noch Exspectant der kaiserlichen Würde, konnte sich also auch nicht auf gleiche Linie mit einem oströmischen Kaiser stellen. Ungemein verdroß Conrads stolzes Betragen den griechischen Kaiser, und statt der zu hoffenden gegenseitigen Annäherung war nun der Bruch zwischen beiden Monarchen vollständig.

9. Kaum war das deutsche Pilgerheer in Pera eingerückt, als schon wenige Tage darauf die Erbitterung der deutschen Pilger gegen die Griechen, vielleicht auch blos die Raubsucht der Erstern wieder neue, sehr schwere Klagen veranlaßte. Eines Tages nämlich, sehr frühe des Morgens, brachen deutsche Pilger in großer Anzahl in den außerhalb der Stadt gelegenen, kaiserlichen Park Philopation, plünderten und zerstörten alle darin liegenden Lust- und Gartenhäuser, tödteten aus Muthwillen das dort gehegte Wild und verwüsteten diesen mit den herrlichsten Anlagen und Kunstwerken prangenden Park auf das schrecklichste. Aus einem Fenster seines Palastes sah der Kaiser selbst allen diesen Greuel, sandte daher unverzüglich eine zahlreiche Schaar schwer und leicht bewaffneter Reiterei nebst einigen Haufen türkischer Bogenschützen gegen jene Unholde, von denen nun die meisten von den griechischen Soldaten erschlagen, die übrigen verjagt und zerstreut wurden. Aber beinahe unglaublich scheint es, daß Conrad — wenn anders die Erzählung der Griechen gegründet seyn sollte — von diesem, von seinen Leuten verübten Frevel erst durch einen Brief des Kaisers einige Kunde erhielt. Sollte aber dem wirklich so

seyn, so müßte man daraus schließen, daß der König sich die Erhaltung der Zucht in seinem Heere wenig oder gar nicht angelegen seyn ließ. Indessen besorgte doch Conrad, daß, wenn er noch länger sich in Pera aufhalte, dergleichen scandalöse Auftritte noch öfters entstehen könnten. Er eilte also jetzt selbst nach Asien zu kommen. Aber zur Ueberfahrt begehrte er für sich das große kaiserliche Prachtschiff, welches nur ausschließlich der Kaiser zu besteigen pflegte, und für sein Heer noch eine Menge anderer kaiserlicher Schiffe. Dieses Begehren ward ihm jedoch geradezu abgeschlagen; und als nun Conrad dem Kaiser schrieb und ihm drohete, daß er in dem nächsten Frühjahre zurückkommen und Constantinopel belagern werde, wenn er nicht sogleich sein Begehren erfülle; so verlachte man auch diese Drohung, und Conrad mußte sich begnügen, auf Schiffen, wie er sie herbeischaffen konnte, mit seinem Heere über die Meerenge zu setzen. — Die lotharingischen Schaaren, die erst unlängst mit dem deutschen Heere sich vereiniget hatten, wollten jetzt schon wieder sich von demselben trennen, indem sie, wie sie sagten, den Ungestüm und die Rohheit der deutschen Ritter nicht länger ertragen möchten. Sie baten die griechische Regierung um die Erlaubniß, in ihrem Lager bei Pera stehen zu bleiben und in demselben die Ankunft des französischen Heeres erwarten zu dürfen. Die Erfüllung dieser Bitte ward ihnen jedoch nicht gewährt, und zwar unter dem Vorwande, daß man zu Folge einer, mit dem deutschen Könige getroffenen Uebereinkunft, Niemand von seinem Heere diesseits des Hellesponts zurückzubleiben erlauben dürfe. Durch Vorenthaltung der Lebensmittel wurden nun auch die Lotharinger gezwungen, dem deutschen Heere über den Bosphorus zu folgen.

XII.

König Conrad mit dem deutschen Pilgerheere in Kleinasien.

1. Von der Wildheit, Unbändigkeit und dem Ungestüme der Deutschen und deren bisher beinahe ununterbrochenem Hader, Zank und Streit mit den Griechen hatten sich auch in den, jenseits des Bosphorus gelegenen griechischen Provinzen die abentheuerlichsten und übertriebensten Gerüchte verbreitet. Die griechischen Einwohner sahen der Ankunft der Deutschen wie der Ankunft eines feindlichen Heeres entgegen. Die völlig gelähmte, keines höhern Aufschwungs mehr fähige Phantasie der Griechen konnte sich keinen Begriff davon machen, daß blos wahre höhere Begeisterung für ihre heilige Religion, für ihren göttlichen Erlöser so viele Tausende abendländischer Ritter und gemeiner Krieger bewogen hätte, ihr Vaterland zu verlassen und allen Gefahren sich preiszugeben, um das heilige Land den Ungläubigen zu entreissen, und auch in jenen fernen Gegenden den Namen Jesu zu verherrlichen. Tief wurzelte im Gegentheil in allen Griechen der Argwohn, daß den Abendländern ihr Gelübde, nach dem heiligen Grabe zu wallen, blos zu einem Vorwande diene, unter welchem sie ihre feindseligen Absichten zu verhüllen suchten; die auf nichts geringeres gerichtet wären, als das oströmische Kaiserreich zu stürzen und auf den Trümmern desselben abendländische Dynastien zu erheben. Die Griechen verachteten die Deutschen als Barbaren, zitterten aber bei dem Anblick ihrer Heere, und zu feig und zugleich auch außer Stande, sich in offenem Kampf gegen dieselben zu erheben, vermehrte dieses, den griechischen Stolz so tief kränkende Gefühl ihrer Kraftlosigkeit nur noch mehr ihren Haß und geheimen Zorn gegen das deutsche Kreuzheer. Diese durchaus so feindseligen Gesinnungen der Griechen würden zwar die Unternehmungen der

Kreuzfahrer ungemein erschwert, auch die Fürsten in manche bittere Verlegenheit gesetzt haben, jedoch nie im Stande gewesen seyn, deren gänzliches Verderben herbeizuführen, hätte nicht auch Kaiser Manuel jetzt seine Gesinnungen völlig geändert, wäre nicht auch er ein erklärter, und weil heimlicher, nur desto gefährlicherer Feind der abendländischen Pilger geworden. König Conrads ungemein trotziges und stolzes Betragen und besonders dessen letzten Drohungen: nach beendigtem Feldzuge Constantinopel zu belagern und zu erstürmen, mußten nothwendig dem Kaiser mancherlei Besorgnisse einflößen, und in dessen Herzen den, ohnehin schon in den Gemüthern der Griechen lauernden Argwohn um so mehr erregen, da diesen ja selbst das noch nicht erloschene Andenken an Boemunds ehemaliges Betragen gegen das griechische Reich einigermaßen zu rechtfertigen schien; denn obgleich der an sich sehr verständige, furchtlose Kaiser sich selbst sagen mußte, daß unter allen Fürsten, die nach dem heiligen Lande zogen, Boemund der einzige Fürst war, bei dem Eroberungssucht das Hauptmotiv seines Zuges nach dem Orient war; so blieb es doch immer ein für ihn beunruhigender Gedanke, daß es doch auch jetzt wieder unter den deutschen Fürsten einen zweiten Boëmund geben, vielleicht gar König Conrad selbst in die Fußstapfen desselben zu treten einige Lust haben könnte*).

*) Um ganz unpartheiisch und völlig wahr zu seyn, müssen wir jedoch gestehen, daß dieser Argwohn nichts weniger als ungegründet war; denn wir werden sogleich sehen, daß bei dem französischen Heere schon während dessen Zuges durch die griechischen Provinzen mehr als einmal förmlicher Staatsrath darüber gehalten ward, ob es nicht zweckmäßig, ja wohl sogar nothwendig sey, sogleich mit einem offenen Krieg gegen das griechische Reich anzufangen, zuerst die Hauptfestungen in den Provinzen zu berennen und

Unmöglich konnte er also wünschen, daß Conrad, dessen trotziger Uebermuth ihn so sehr beleidiget, und der sogar schon Drohungen sich gegen ihn erlaubt hatte, nach Besiegung der türkischen Heere, nach Eroberung eines Theils von Asien, gekrönt mit Sieg und Macht, nur desto furchtbarer wieder vor den Thoren von Constantinopel erschiene. Dem deutschen Heere förmlich den Krieg anzukündigen und in offenem Bündniß mit den Türken es zu bekämpfen, durfte Manuel nicht wagen; der schrecklichste Fluch der Kirche würde ihn getroffen, er selbst zu einem Gegenstand der Verwünschungen und des Abscheues der ganzen abendländischen Christenheit sich gemacht und seinen Namen mit unvertilgbarer Schmach bedeckt haben. Aber eben daher glaubte er sich nun auch zu allen Mitteln der arglistigsten Politik, wie schändlich sie auch seyn möchten, vollkommen berechtiget: zu Künsten, gegen die freilich deutscher Ritterſinn, deutsche Tapferkeit und deutsche Riesenkraft durchaus nichts vermochten.

2. Muthig und voll Kampflust brach das deutsche Heer, nach seiner Ueberfahrt, aus seinem ersten La-

---

sich ihrer zu bemächtigen, dann im folgenden Jahre gegen Constantinopel vorzurücken und erst nach völliger Bezwingung des griechischen Reiches den Krieg gegen die Ungläubigen zu beginnen. Die meisten der anwesenden Fürsten stimmten gewöhnlich dieser Meinung bei. Nur König Ludwig, treu seinem Gelübde und seiner, dem griechischen Kaiser gemachten Zusage, verweigerte standhaft seine Einwilligung, obgleich der Bischof von Langres alle Kraft seiner Beredsamkeit anwandte, um den Monarchen zu der Meinung, welcher die bei weitem größere Majorität der Fürsten beipflichtete, hinüber zu ziehen. Offenbar würde es ohne die Festigkeit des frommen Königes nicht einen, sondern mehr als hundert Boemunde in dem französischen Heere gegeben haben.

ger am jenseitigen Ufer des Bosphorus auf, und kam, obgleich erst nach mehreren Tagmärschen, jedoch vollkommen wohlbehalten und mit immer neuer, noch mehr anschwellender Hoffnung eines gewissen Sieges in Nicomedien an. Aber gleich hier entspann sich, über den ferner durch Asien zu wählenden Weg, Hader und Zwiespalt unter den Anführern des Heeres. König Conrad, der es sich nun einmal in Kopf gesetzt hatte, in Allem den Herzog Gottfried von Bouillon zu seinem Vorbilde zu nehmen, bestand fest darauf, ebenfalls gleich diesem Fürsten, durch das türkische Land über Philomelium und Iconium zu ziehen. Dieser Meinung widersprach ein großer Theil der Fürsten, und unter diesen auch Otto von Freisingen. Man müsse, sagten sie, und zwar mit großem Rechte, gesammte Streitkräfte zum Kampfe gegen den furchtbaren und gewaltigen Nurreddin, der jetzt Herr von beinahe ganz Syrien, und der gefährlichste Feind der Christen sey, aufsparen, und daher den zwar um vieles längern, aber weniger gefährlichen Weg längs der Meeresküste nach Syrien vorziehen. Da jede Parthei hartnäckig bei seiner Meinung beharrte, so theilte sich das Heer. König Conrad und die Fürsten, die seine Ansichten theilten, zogen gegen Iconium und die übrigen Fürsten, nachdem sie den Bruder des Königs, den Bischof von Freisingen, zu ihrem Anführer gewählt hatten, schlugen den Weg nach Ephesus ein.

3. Indessen hatte Kaiser Manuel keine Maßregel versäumt, das deutsche Kreuzheer in das Verderben zu stürzen, auch an alle Statthalter in den Provinzen wie an die Befehlshaber einzelner Burgen die diesfalls nöthigen Weisungen erlassen. Mit dem Abzug von Nicomedien begann nun auch das Unglück und Elend der Deutschen; denn da die, schon von langer Zeit her bestehende, und bis jetzt immer noch mehr genährte An-

tipathie der Griechen gegen die Abendländer *) nun weder durch bestimmte Befehle des Kaisers, noch durch zweckmäßige Verordnungen der Statthalter wie auch der unteren Staatsbehörden mehr gezügelt ward; so läßt sich keine Bosheit, keine Tücke, kein Betrug, kein auch noch so schändlicher, selbst grausamer, bald geheimer, bald offener Verrath erdenken, den die Griechen sich nicht gegen die Kreuzfahrer erlaubten; aber eben daher auch von jetzt an sich und ihrem Namen eine, selbst nach sieben Jahrhunderten noch nicht verwitterte Schandsäule setzten. — Zuerst ward die von Otto von Freisingen geführte Heerabtheilung das traurige Opfer der unerhört boshaften, mörderischen Argliſt der Griechen. In der Hoffnung, auf ihrem Zuge längs der Meeresküste überall freien Markt und Ueberfluß an Lebensmitteln zu finden, hatten der Bischof und die Fürsten, die ihm folgten, diesen obgleich weit längern Weg gewählt. Aber wie grausam sahen sie nicht bald sich getäuscht! In keine einzige der vielen Städte, die auf ihrem Wege lagen, wurden sie eingelassen. Nirgends war ihnen ein Markt

*) Nach Wilhelm von Tyr soll der Hauptgrund des, in jedem griechischen Herzen tief liegenden Grolles gegen die Abendländer und vorzüglich gegen die Deutschen darin bestanden seyn, daß die Könige Deutschlands seit den Zeiten Otto des Großen ununterbrochen den kaiserlichen Titel führten, und noch überdieß stets von dem Papste, den die Griechen, ungeachtet des von der römischen Kirche sie trennenden Schisma, doch größtentheils noch als das höchste geistliche Oberhaupt der Christenheit anerkannten, mit der größten Feierlichkeit in der alten Roma gekrönt ward. Dieß war für den Stolz der Griechen eine Beleidigung, die sie nie mehr vergessen konnten; denn sie wollten, daß ihr Reich, das Griechische oder Oströmische, das einzige rechtmäßige Kaiserreich auf dem ganzen bekannten Erdkreise seyn sollte.

eröffnet. Wollten sie Lebensmittel kaufen, so ward an Stricken ein Korb herabgelassen, in welchen der Pilger das Geld, das man von ihm begehrte, legen mußte, und erst wann dieses hinaufgezogen war, ward ihm das, was er begehrt hatte, jedoch stets blos um die Hälfte des von ihm schon bezahlten Preises, auf die nämliche Weise herabgelassen, wobei es nur gar zu oft noch geschah, daß, wenn der arme Wallbruder sein Stück Silber in den Korb gelegt und hinauf geschickt hatte, der oben stehende griechische Schelm das Geld in die Tasche steckte und plötzlich auf der Mauer verschwand; bisweilen sogar noch an dem Jammergeschrei des Betrogenen sich ergötzte und dessen Klagen und Verwünschungen mit teuflischem Hohngelächter erwiederte. In einigen Städten ging die Bosheit der Einwohner so weit, daß sie Kalk unter das Mehl mischten *), woran die Pilger, nachdem sie es in einem ungeheuern Preis hatten bezahlen müssen, entweder tödtlich erkrankten, zum Theil auch dem Genusse desselben sogleich starben. Zudem zogen, dem Pilgerheere zur Seite, auch noch zahlreiche, aus leichter Reiterei und leichtem Fußvolke bestehende griechischen Schaaren, die, wo sie es ungestraft thun konnten, besonders in Engpässen und Hohlwegen, eine Menge braver Pilger unter dem Vorwande, daß es Marodeurs wären, erbarmungslos erschlugen, während

*) Diese Schändlichkeit, die zu begehen selbst die Heiden sich gescheuet haben würden, gestehen selbst die griechischen Geschichtschreiber ein, sagen aber nicht, daß solche Greuelthat auf Befehl des Kaisers geschehen sey, und bemerken blos, daß ein Gerücht sich verbreitet habe, es sey wirklich die Folge einer von dem Kaiser darüber gegebene Weisung gewesen; ein Gerücht, das jedoch in so ferne keine Beachtung verdient, als die jetzt alle Begriffe übersteigende tückische Bosheit der Griechen schon einen an sich mehr als hinreichenden Erklärungsgrund dieser meuchelmörderischen Brodverfälschung abgeben kann.

wieder eine andere Schaar verschmitzter griechischer Werber dem Pilgerheere auf dem Fuße folgten, und die gemeinen, schon halb verhungerten Kreuzsoldaten durch die glänzendsten und zugleich trügerischsten Verheißungen zu verführen suchten, uneingedenk ihres Gelübdes, das Heer zu verlassen und in die Dienste des griechischen Kaisers zu treten *). Es läßt sich leicht denken, daß von denen, welche, von allem völlig entblößt, sich dem Hungertode nahe sahen, nur wenige solchen Lockungen widerstanden. Noch verderblicher für das Heer ward es, als Otto von Freisingen und die ihn begleitenden Fürsten die, von einigen Statthaltern unter geheuchelter Freundschaft ihnen angebotenen Wegweiser annahmen. Diese führten die, aller Straßen und Pässe völlig unkundigen Kreuzfahrer nicht nur mehrere Tage in der Irre herum, sondern endlich sogar auch noch eine sehr ansehnliche, von dem deutschen Grafen Bernhard befehligte Schaar den in einem Hinterhalt liegenden Ungläubigen in die Hände. Der Graf mit allen seinen Leuten ward von den Türken erschlagen, die hierauf alles Geld, was sie bei dem erschlagenen Grafen fanden, so wie die ganze Beute, die sie jetzt machten, mit dem bübischen, gott- und ehrvergessenen Statthalter von Laodicäa theilten. Auf der einen Seite von griechischen Truppen gedrängt und verfolgt, auf der andern von zahlreichen türkischen Hor-

*) Welchen Begriff sich die Griechen von Politik und Staatsklugheit machten, darüber gibt uns hier der Geschichtschreiber Cinamus einen ganz unerwarteten Aufschluß, indem er dieses verräthische Verlocken der Pilger in die kaiserlichen Dienste, als eine, von seinem einsichtsvollen Kaiser ergriffene, ungemein staatskluge Maßregel über alles erhob. — Heut zu Tage würde man alle, die einem solchen Auftrage sich zu unterziehen Lust hätten, nicht als militärische Werber, sondern als ehrlose Spione und Verführer an den nächsten besten Baum aufhängen.

den umschwärmt, unter deren Pfeilen jeden Tag noch eine Menge von Pilgern fiel, endlich noch von schrecklichem Hunger gequält und durch die ausgestandenen Mühseligkeiten völlig erschöpft, kam von dem ganzen, vor kurzem noch so ansehnlichen Heere nur eine äußerst geringe Anzahl, und zwar in dem erbärmlichsten Zustande, die Ritter ohne Pferde, die gemeinen Krieger größtentheils ohne Waffen und auf lange Zeit zum Kriegsdienst völlig untauglich, an den Grenzen Syriens an.

4. Noch ungleich trauriger und bejammernswerther war das Schicksal der, vom König geführten weit zahlreichern Heerabtheilung. Nicht nur alle dieselben Tücke, wodurch die Griechen so großes Elend über das Heer des Bischofs von Freisingen herbeigeführt hatten, übten sie jetzt auch gegen Conrads Heere; sondern verbanden damit auch noch schändlichen Verrath und ganz offenes, nicht mehr geheimes Einverständniß mit den Türken. Schon die Führer, die selbst der Kaiser Manuel dem Könige geschickt hatte, waren ausgemachte Schurken. Es ist unbegreiflich, wie die Deutschen, die doch so viele Ursache hatten, an der Aufrichtigkeit der Griechen zu zweifeln, sich dennoch so ganz ohne allen Rückhalt diesen Verräthern überlassen konnten. Zuerst beredeten sie das Heer, sich ja nicht mit unnöthigem Gepäcke zu beschweren, daher auch blos auf acht Tage mit Lebensmitteln sich zu versehen, indem man in dieser Zeit, bevor die Lebensmittel noch verzehrt seyn könnten, schon Iconium erreicht haben würde. Dieser verrätherische Rath ward befolgt, und nun führten die falschen Wegweiser das Heer nicht durch die fruchtbare Provinz Licaonien, sondern durch das wilde, gebirgige Cappadocien, und zwar so lange in der Irre herum, bis alle Lebensmittel aufgezehrt waren, bevor noch das Heer auch nur die Hälfte des Weges nach Iconium zurückgelegt hatte. Nachdem die Pilger schon seit drei Tagen

keine Nahrung, und eben so lange auch die Pferde kein Futter erhalten hatten, langte das Heer endlich gegen Abend in einem engen, auf allen Seiten von Gebirgen umgebenen Thale an. Da es Nacht zu werden anfing, waren die ausgehungerten Pilger hier zu lagern gezwungen. Aber plötzlich verschwanden in derselben Nacht sämmtliche griechische Wegweiser aus dem Lager der Pilger. Darüber gerieth das ganze Heer in nicht kleine Besorgniß; aber noch höher stieg diese, als es bald nach Tagesanbruch gar noch auf den Bergen zahllose türkische Schaaren erblickte, die alle Durchgänge durch das Gebirg besetzt hielten. Diese mit einem ganz ermatteten, ausgehungerten Heere zu erstürmen, hielt man für unmöglich, besonders da in dieser wilden Gebirgsgegend die schwer bepanzerte, unbehülfliche Reiterei wenig oder gar nicht brauchbar war *). Man beschloß also auf einem Seitenwege durch die Gebirge von Licaonien wieder nach Nicäa zurückzukehren, und dann längs der Meeresküste dem Bischofe von Freisingen, von dessen Unglücke man noch keine Kunde erhalten hatte, zu folgen. Aber noch größere Gefahren, als die, denen das Heer jetzt zu entgehen suchte, erwarteten es auf diesem Marsch. Diesen erschwerte nun schon ungemein die ungeheure Menge von Pilgern, die unbewaffnet und blos mit dem Pilgerstabe und der Pilgertasche dem Heere bisher gefolgt war. Kaum hatte also dieses den Rückzug angetreten, als sogleich auch das ganze, aus

*) Das enge Thal, in welchem sich jetzt Conrad mit seinem Heere von den Türken eingeschlossen sah, lag nicht sehr ferne von Doryläum, also von derselben Stadt, die vor fünfzig Jahren von dem von Gottfried von Bouillon über ein zahlloses türkisches Heer erfochtenen, so glänzenden Sieg Zeuge gewesen war, und nun auch von einer eben so schrecklichen Niederlage eines andern Heeres von Kreuzfahrern jetzt Zeuge werden mußte.

allen Ländern der Türkei zusammengezogene, zahllose türkische Heer sich auf dasselbe von den Anhöhen herabstürzte. Aber sehr klug jeden Kampf in geschlossenen Schaaren vermeidend, näherten sich die Türken stets blos auf Schußweite, sandten den Christen einen Hagel von Pfeilen entgegen, verschwanden dann eben so schnell wieder auf ihren leichten und flüchtigen Rossen, um bald darauf wieder zu kommen und auf dieselbe Weise die Kreuzfahrer auf das neue zu begrüßen. Wagten jedoch die Türken bisweilen einen Angriff mit dem Säbel in der Faust, so wurden sie stets mit großem Verlust zurückgeworfen; bei welchen Gefechten König Conrad sich vorzüglich durch seine Tapferkeit auszeichnete und Heldenthaten verrichtete, die selbst seinen Feinden Bewunderung einflößten. Wie bei dem Heere des Bischofs von Freisingen, fielen auch hier wieder jeden Tag viele Ritter und gemeine Krieger, ohne der Ehre eines Kampfes mit dem Feinde theilhaftig worden zu seyn. Das Fleisch der gefallenen Pferde war dabei das einzige Nahrungsmittel der Ritter wie der Soldaten. Als aber auch dieses ein Ende nahm und man nirgends noch das Ziel alles ausgestandenen Elendes erblickte, auch die Zahl der Feinde mit jedem Tage sich zu vermehren schien; dann verloren selbst die kühnsten und frommsten Ritter allen Muth und alle Hoffnung auf göttliche Hülfe. Ueber alle Unfälle erschien jedoch der edle und fromme Graf Bernhard von Plötzke erhaben. Er deckte den Rückzug des Heeres. Die Türken wagten es nicht ihn in der Nähe anzugreifen. Als aber seine ganze Schaar durch die türkischen Pfeile alle ihre Pferde verloren hatte, erlag auch Bernhard mit allen seinen Gefährten dem feindlichen Geschoß. Aber jetzt erreichte die Verzweiflung ihren höchsten Grad. Man hielt alles für verloren. Jeder floh, suchte sich zu retten, und auf welche Weise er könnte, Nicäa zu erreichen. Das ohnehin schon so sehr zusammengeschmolzene Heer lößte sich nun von

selbst auf. Viele, die vor Entkräftung nicht weiter fort konnten, warfen sich auf die Erde und erwarteten ganz kaltblütig von einem türkischen Säbel den Tod. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt: daß, wie der Schnitter mit seiner Sichel das Gras abmähe, hätten jetzt die Türken mit ihren Säbeln die Kreuzfahrer abgemähet. Die Anzahl derer, die Nicäa glücklich erreichten, war nicht groß. Nur von Wenigen begleitet, und von zwei Pfeilen verwundet, kam auch der König allda an. Von dem ganzen so zahlreichen und stattlichen Heere, mit dem man halb Asien erobern zu können geglaubt hatte, war kaum noch der zehnte Theil übrig *), der sich nun auch nach und nach wieder um Conrad in Nicäa sammelte; jedoch ebenfalls in einem beinahe hoffnungslosen Zustande; denn alles Geld, alle Reichthümer, besonders das kostbare Rüstzeug und Gewehrgehäng, welches dieses Heer mit sich geführt hatte, waren eine Beute der Türken geworden. — Aber selbst das schreckliche Schicksal, das die Deutschen getroffen, konnte bei den Griechen kein Mitgefühl erregen. Wie es scheint, hatte man schon in Constantinopel den Untergang dieses Pilgerheeres mit vieler Zuversicht entgegen gesehen; denn auf Manuels Gebot verkaufte man den ausgehungerten Pilgern keine Lebensmittel für Geld, sondern nur für ihre Waffen; und wollten die Pilger etwas verkaufen, so erhielten sie dafür blos falsches Geld **). Beinahe alle, welche, um

*) De septuaginta millibus loricatorum equitum et de tanta pedestrium turmarum manu, quarum infinitus erat numerus, vix, ut asserunt qui praesentes fuerant, *decima* pars evasit, aliis fame, aliis gladio interemtis, nonnullis etiam vinculis hostium mancipatis (*Wilh. Tyr* XVI.)

**) Von dem Gebote des griechischen Kaisers, den Kreuzfahrern nur für deren Waffen, und nicht für Geld die nöthigen Lebensmittel zu überlassen, läßt sich der Grund leicht einsehen. Er wollte alle, die der großen Niederlage entgangen waren, entwaffnen, sie wehrlos

dem Hungertode zu entgehen, ihre Waffen hingegeben hatten, dachten nun nicht weiter mehr an ihr Gelübde, sondern suchten so eilig als möglich in ihre Heimath zurückzukehren. Aber auch von diesen starben, nach dem Bericht des Odo von Deuil, noch mehrere Tausende, und zwar im Angesichte Constantinopels, vor Hunger; indem die Griechen zu lange säumten ihnen Lebensmittel zu reichen und für die nöthige Anzahl von Schiffen zur Ueberfahrt zu sorgen. — Nachdem alle Trümmer des zu Grunde gerichteten Heeres sich bei Nicäa gesammelt hatten, bestand die ganze bewaffnete Macht Conrads, der vor wenigen Wochen mit einem Heere von mehr als hundert tausend tapfern Deutschen ganz Asien zittern gemacht hatte, nur noch aus fünf bis sechstausend Mann.

XIII.

König Ludwigs und des französischen Heeres Ankunft bei Constantinopel.

1. Während aller dieser traurigen Vorfälle in Kleinasien kam auch Ludwig VII. mit dem französischen Pilgerheere in Constantinopel an. Der getroffenen Uebereinkunft zu Folge war der französische Monarch zwei Monate später, als König Conrad, aus dem Lager bei Metz zu seinem Zuge nach dem Orient aufgebrochen. Bei Worms, wo der Bischof, die Geistlichkeit und alles Volk dem Könige einen herrlichen Empfang bereitet hatten, ging das Heer über den Rhein; und alle Vorkehrungen zum Uebergang über diesen Strom waren so gut ge-

und völlig von sich abhängig machen. Daß er aber auch noch, blos zum Handel mit den Deutschen, falsches Geld sollte haben prägen lassen, wovon sich auch nicht ein, nur einigermaßen gedenkbarer Scheingrund angeben läßt: dieß würde allen Glauben übersteigen, wenn nicht der Grieche Nicetas selbst es sagte.

troffen, und Schiffe in solcher Menge vorhanden, daß schon am Abend desselben Tages das ganze Heer auf dem rechten Ufer des Stromes lagern konnte. Die Deutschen zeigten sich den Franzosen ungemein gefällig, und brachten Lebensmittel in Fülle und um sehr wohlfeile Preise herbei. Aber demungeachtet entstand doch auch hier zwischen den französischen Pilgern und den Deutschen bald wieder Zank und Streit, wozu wahrscheinlich die Verschiedenheit der Sprachen das Meiste beigetragen haben mag; indem man nicht nur sich gegenseitig nicht recht verstand, sondern auch nicht selten noch sehr grobes Mißverständniß dabei mit unterlief. Als aber einige Franzosen, wegen ihres allzugroßen Ungestümes, von den Deutschen theils in den Rhein geworfen, theils schwer verwundet wurden: dann geriethen die französischen Pilger in einen solchen Zorn, daß sie alle Schiffe auf dem Rheine verbrennen wollten, sie auch wirklich verbrannt haben würden, hätten nicht die vielen französischen Kaufleute und Wechsler ihr Geld, ihre Waaren und Kostbarkeiten schon auf dieselben bringen lassen, mithin durch Bitten und Vorstellungen dieses, für sie mit so großem Verluste verbundene Unglück abzuwenden gesucht. Aber alle Schiffe verschwanden jetzt, welche bisher Lebensmittel herbeigeführt hatten, und bald würde drückender Mangel an Allem sich eingestellt haben, wäre es nicht einigen ehrwürdigen französischen Bischöfen gelungen, das gute Einverständniß zwischen den Pilgern und den Einwohnern von Worms wieder herzustellen, worauf nun auch sogleich den Kreuzfahrern wieder, wie zuvor, ein an allen Arten von Lebensmitteln im Ueberfluß angefüllter Markt eröffnet ward *). Aber schon im Lager bei Worms fühlten

*) Odo Diogilensis (von Deuil) gibt ziemlich deutlich zu verstehen, daß blos der Franzosen ungestümes herrisches Wesen diese blutigen Streithändel veranlaßt

viele der Anführer, wie unendlich schwer die Verpflegung eines solchen zahlreichen Heeres in fremdem Lande seyn müßte; daher auch die italienischen Pilgerfürsten den Entschluß faßten, den sie auch sogleich ausführten, nämlich sich jetzt von den französischen Pilgern zu trennen, über die Alpen durch Italien und Illyrien nach Constantinopel zu ziehen und dort sich wieder mit dem Hauptheere zu vereinigen.

2. Von Worms zog Ludwig über Würzburg nach Regensburg, wo ihm abermals ein Empfang ward, wie nur ein König sich ihn wünschen konnte, und sein Heer jenseits der Donau dieselben Lagerplätze bezog, welche zwei Monate zuvor die Deutschen eingenommen hatten. Zu Regensburg erwarteten den König zwei kaiserliche, aus den ersten und vornehmsten Hofbeamten gewählte Gesandten. Diesen gab Ludwig in seinem königlichen Zelte feierliche Audienz. Sie übergaben dem Könige ein Schreiben des Kaisers, welches die Bedingungen enthielt, unter welchen Manuel dem französischen Heere friedlichen Durchzug durch sein Reich zu gestatten und auch während dessen Marsches es mit den nöthigen Lebensmitteln versehen zu lassen versprach. Es waren dieselben Foderungen, welche der Kaiser schon an den König Conrad und dessen Fürsten gestellt hatte, zu welchen jedoch jetzt noch eine neue hinzukam. Der Kaiser begehrte nämlich, daß jede ehemals zu dem oströmischen Reiche gehörige Stadt, welche die Kreuzfahrer von den

---

habe. Odo war Ludwigs VII. Kaplan und Secretär, begleitete den König nach dem Orient und beschrieb nachher diesen Kreuzzug (De profectione Ludovici VII. in Orientem; ed. Chifletius.) Er war ein frommer, wahrheitsliebender und einsichtsvoller Mann, stand daher auch bei dem Könige in großer Gunst, und ward nach dem Tode des berühmten Sugers Abt von St. Denis.

Türken erobern würden, auch dem Reiche wieder zurückgegeben werden sollte. Doch dazu wollten die Fürsten und Grafen, die selbst neuen Länderbesitz im Orient zu gewinnen hofften, durchaus nicht ihre Einwilligung geben. Mehrere Tage ward darüber unterhandelt, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, daß die griechischen Gesandten in ihrer Hitze einmal geradezu erklärten: der Kaiser, ihr Herr, werde jede fernere Weigerung als einen Beweis feindlicher Gesinnung ansehen, daher alle auf ihrem Wege liegende, offene und unbefestigten Plätze niederreißen, und alle zur Versorgung des Heeres gesammelten Vorräthe zerstören lassen, welche hernach, wenn selbst der Kaiser es wollte, nicht sobald wieder würden ersetzt werden können. Indessen sahen jedoch die Gesandten bald ein, welche traurigen Folgen für die griechischen Provinzen die Erfüllung dieser Drohung haben könnte. Sie gaben also nach und nun ward beschlossen, daß der König und dessen Fürsten nur die erste Foderung, nämlich keine griechische Stadt oder Burg feindlich zu behandeln und ihrer sich zu bemächtigen, beschwören, die fernern Unterhandlungen aber über die andern Punkte bis zur persönlichen Zusammenkunft Manuels und Ludwigs vertagt werden sollten. Von den beiden griechischen Gesandten blieb einer bei dem französischen Pilgerheere; der andere eilte zu dem Kaiser zurück und mit ihm mehrere vornehme französische Herren, welche als Botschafter des französischen Königs in Constantinopel bleiben sollten.

3. Die griechische Gesandtschaft hatte auf die Franzosen keinen sehr günstigen Eindruck gemacht. Schon ihre kurze, fest an dem Leibe anschließende Kleidung mit den aufgestreiften Aermeln beleidigte den Geschmack der französischen Ritter. Aber noch weit mehr erregte ihren Unwillen der Griechen ungemein knechtisches Benehmen in Gegenwart des Königs. Als die beiden Gesandten

das kaiſerliche Schreiben dem franzöſiſchen Könige überreicht hatten, blieben ſie, obgleich zu den erſten Großen des griechiſchen Reiches gehörend, dennoch, ſammt ihrem Gefolge, nicht anders als mit tief gebeugtem Körper, und von unten auf die Augen zu dem Monarchen mühſam erhebend, vor dem königlichen Throne ſtehen, ließen auch auf die Sitze, die ihre Leute ihnen nachgetragen hatten, ſich nicht eher nieder, als bis der König es ihnen ausdrücklich gebot. Dadurch wurden ſie nun den Franken wahrhaft verächtlich, während überdieß noch, als das kaiſerliche Schreiben öffentlich abgeleſen ward, die Geduld der anweſenden Fürſten und Ritter durch die endloſe Reihe der ihrem Könige ertheilten übertriebenen und dabei noch unaufhörlich wiederholten Lobſprüche und Schmeicheleien, auf eine ziemlich harte Probe geſetzt ward; auf eine Probe, die ſie nicht immer glücklich beſtanden, ſondern hie und da in einigen beißenden Worten ſich Luft machte. So z. B. konnte der, ohnehin den Griechen gar nicht holde Biſchof von Langres, nachdem er bei derſelben Audienz zu Regensburg die nicht zu Ende gehenden Lobpreiſungen ſeines Monarchen hatte ableſen gehört, ſich nicht länger mehr zurückhalten; ſondern ſagte zu den Geſandten: „Liebe Brüder! redet doch nicht ſo lange und ſo vieles von unſers Königs Herrlichkeit und Macht, von ſeinem Ruhm, ſeiner Weisheit und Frömmigkeit. Er weiß ja alles dieſes ſelbſt und auch wir wiſſen es eben ſo gut wie er *).

*) Alle an dem byzantiniſchen Hofe herrſchenden Formen aſiatiſcher Anbetung waren damals den Abendländern noch völlig unbekannt. Sie betrachteten zwar ihre Könige und Fürſten als Geſalbte des Herrn; hielten daher die Perſon eines Königs für heilig und unverletzlich; was offenbar nicht der Fall bei den Griechen war, bei denen, wie wir ſchon oft geſehen, Kaiſermord und blutige Thronrevolutionen etwas ſehr gewöhnliches waren. Im Geiſte der Wahrheit ehrte man alſo im

4. Nach vierzehntägigem Aufenthalt bei Regensburg brach Ludwig endlich mit seinem Heere auf, erreichte in wenigen Tagen die Grenzen Deutschlands, und durchzog ebenfalls in äußerst kurzer Zeit — man sagt in zwölf bis dreizehn Tagmärschen — das ganze Königreich Ungarn *). Bei seinem Eintritt in das griechische Reich

---

Abendlande den Monarchen weit mehr als im Orient; aber immer auf eine Weise, daß die Nation dadurch sich nicht selbst entehrte und zum Knechtsstand herabwürdigte. Zudem war auch die ganze Lebensweise der Könige, so wie die Erziehung ihrer Kinder beinahe dieselbe wie der übrigen Edeln im Lande. Daher auch die, Beide von einander trennende Scheidewand nur selten und nur da sichtbar ward, wo es nothwendig war und ernstere Zwecke es erfoderten. Kurz die Verhältnisse der Könige zu den verschiedenen Klassen ihrer Unterthanen waren weit christlicher und natürlicher geordnet, daher auch ihr Umgang mit ihren täglichen Umgebungen und ersten Dienern weit freier und ungezwungener war; so daß aus demselben blos tückische Verstellung und Sklavensinn, nicht aber Wärme, Innigkeit und Freimüthigkeit verbannt waren. Das, seiner Natur wie seiner Geburt nach, wahrhaft orientalische Ceremonienwesen kam erst einige Jahrhunderte nachher, und vorzüglich über und durch Spanien, auch in die übrigen Länder Europas, zuerst blos an die größern, dann etwas später auch an die kleinern Höfe; und da es in sich selbst immer neuen Nahrungsstoff fand, so zog es auch bald das ganze Leben und Weben der Fürsten, oft zu deren nicht kleinem Verdruß, in seinen Bereich; bis endlich das immer mehr anschwellende in zahllose Kapitel und Abschnitte zerfallende Hofceremonienwesen für die Höflinge ein nichts weniger als sehr leichtes Studium ward, in welchem sie es dennoch nie zu einem hohen Grade von Perfectibilität bringen konnten und auch jetzt noch nicht bringen können, wenn nicht ganz eigene Naturanlagen und eine mehrjährige Praxis ihnen dabei zu Hülfe kommen.

*) Was den Marsch des französischen Heeres ungemein erleichterte und beschleunigte, waren, wie wir schon

fand Ludwig, wie früher auch König Conrad, zwei ihn hier erwartende, sehr vornehme griechische Gesandten, die ihn im Namen ihres Herrn bewillkommten und ein kaiserliches Schreiben ihm überreichten. Ludwig behandelte diese beiden Griechen mit einer Artigkeit und Höflichkeit, die mit dem rauhen, zurückstoßenden Wesen des deutschen Königes einen ungemeinen Contrast bildeten. Mit eben so großer Feinheit und Bescheidenheit äußerte sich auch Ludwig über die, in dem kaiserlichen Schreiben enthaltenen, für ihn so schmeichelhaften Lobeserhebungen, legte auch, wenigstens wie es das Ansehen hatte, sehr großen Werth darauf, und schien überhaupt alle ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen sehr zu würdigen und anzuerkennen. Die französischen Fürsten, Grafen und Ritter folgten nun ebenfalls hierin dem Beispiel des Königes, und obgleich sie von den Griechen nichts weniger als eine sehr vortheilhafte Meinung hatten, so wußten sie diese doch weit besser als die Deutschen zu verbergen, nicht selten sogar hinter süßen und gefälligen Worten zu verstecken; und da nun die Gesandten in ihren Berichten nach Constantinopel das Betragen des Königes und der französischen Großen ungemein rühmten, so bekamen auch von jetzt an der Kaiser und dessen ganzer Hof einen sehr hohen Begriff sowohl von der Feinheit und Artigkeit der französischen Sitten als auch überhaupt von der auf einer ungleich höhern Stufe stehenden Bildung und Civilisation der Franzosen. Zu gleicher Zeit entspann sich auch noch zwischen der Kaiserin Irene und der Königin Eleonore ein beinahe ununterbrochener Briefwechsel, der ebenfalls nicht wenig beitrug, den Kaiser und die ganze Nation in ihrer vortheilhaften Meinung von der größern Humanität und Sittenverfeinerung der Franzosen noch mehr zu bestärken *). — Der Marsch des französischen Heeres durch

erwähnt haben, die von Deutschen über alle bedeutende Flüsse geschlagenen Brücken.

*) Dieser Briefwechsel würde unstreitig von noch un-

die griechiſchen Provinzen (Bulgarien und Romanien), führte demnach auch nicht die mindeſte Unannehmlichkeit mit ſich. Zwar hatten die Bewohner des flachen Landes aus Furcht, daß die Franzoſen eben ſo ungeſtüm und unbändig ſeyn möchten, wie die Deutſchen, ihre Wohnungen verlaſſen, in Gebirgen und Waldungen ſich verborgen und all ihr Vieh und alle Lebensmittel dahin mitgenommen. Wirklich fing es auch ſchon an dem Heere, ſelbſt an dem, was zu ſeiner höchſten Nothdurft gehörte, zu gebrechen. Dieſem Uebelſtand machte jedoch der Eifer des, das franzöſiſche Heer begleitenden griechiſchen Geſandten ſogleich wieder ein Ende, denn es gelang ihm, das Landvolk ſo vollkommen zu beruhigen, daß nicht nur der König und deſſen Gefolge, ſondern auch das ganze franzöſiſche Heer überall mit allem Nöthigen hinreichend verſehen wurden; und da noch überdieß der Geſandte ſich die größte Mühe gab, jeden zwiſchen einzelnen Pilgern und den Landleuten entſtandenen Streit durch ſeine Zureden und ſeine Vermittelung ſogleich in der Geburt zu erſticken; ſo gab es auch auf dem ganzen Marſch, ſowohl auf Seite der Pilger als der Eingebornen keine Veranlaſſung zu irgend einer nur einigermaßen erheblichen Klage. — Indeſſen machte doch auch bei Ludwig der griechiſche Kaiſer einen Verſuch, ihn von der Hauptſtadt ferne zu halten und ihn zu bereden, ſein Heer auf dem kürzeſten Wege von Adrianopel nach

---

gleich wohlthätigeren Wirkungen geweſen ſeyn, wenn die beiden Fürſtinnen ſelbſt geſchrieben und ihre jedesmaligen Empfindungen und Anſichten, wie mangelhaft auch dieſe ſeyn mochten, ſich gegenſeitig mitgetheilt hätten. Aber dieſe Briefe wurden von den Staatsſecretären geſchrieben; daher auch jene der Kaiſerin Irene mit dem unerträglichſten Schwulſt, und die der Königin Eleonore nur mit trockenen, kalten, ellenlangen, beinahe einander angähnenden Phraſen bis zum Ekel angefüllt ſind.

Sestus zur Ueberfahrt über den Hellespont zu führen. Da aber der König, zwar mit vieler Höflichkeit, jedoch auch mit eben so großer Festigkeit diesen Antrag zurückwieß; so ward auch diesfalls von dem Kaiser nicht weiter mehr in ihn gedrungen.

5. Dieser Versuch des Kaisers bewies offenbar ein gewisses Mißtrauen gegen Ludwig und dessen Heer, aber unstreitig war daſſelbe auf Seite der Franzosen noch weit größer gegen die Griechen; und welchen Grad es in den Gemüthern der mehrsten französischen Fürsten und Bischöfen schon erreicht hatte, davon gaben diese, als man ungefähr noch einen oder höchstens zwei Tagmärsche von Constantinopel entfernt war, einen höchst auffallenden Beweis. — Eine nicht sehr bedeutende Schaar Franzosen war dem Heere Ludwigs sehr weit vorangezogen und in Constantinopel, selbst zur Zeit als die Deutschen noch dort waren, angekommen. Durch Verwendung des französischen Botschafters hatte diese Schaar von dem Kaiser die Erlaubniß erhalten, ihre Quartiere diesseits des Hellesponts zu nehmen und darin die Ankunft ihres Königes zu erwarten. Aber kaum hatte dieselbe sich an dem ihr angewiesenen Ort gelagert, als sie plötzlich von einem zahlreichen Schwarm von Petschenegen und Comanen so heftig angegriffen ward, daß sie, und zwar nicht ohne einigen Verlust, hinter ihre auf einer Anhöhe stehende Wagenburg fliehen mußte. Darüber führte der französische Gesandte sogleich Beschwerde bei dem Kaiser, der jedoch heilig und theuer versicherte, daß dieser Angriff ohne sein Wissen geschehen sey, und um die Aufrichtigkeit dieser Versicherung thätig zu beweisen, auch jener Schaar andere Lagerplätze dicht unter dem kaiserlichen Palast anweisen ließ. Aber auf dem Wege dahin wurden die Franzosen auf das neue von einem zusammengelaufenen, zahlreichen Haufen Petschenegen und Comanen angegriffen, diese

jedoch, als die französischen Gesandten mit den, bei ihnen befindlichen Rittern und deren Gefolge aus Constantinopel den Ihrigen zu Hülfe eilten, bald wieder auseinander gejagt wurden. Der Kaiser wiederholte nicht blos seine frühere Versicherung, daß dieser Unfug, wie der frühere, ohne sein Wissen und Willen geschehen sey *), sondern traf auch sehr ernstliche Vorkehrungen, wodurch für die Zukunft die Franzosen in ihren Quartieren gegen alle Beleidigungen sicher gestellt, auch mit allen Arten von Lebensmitteln im Ueberfluß und in sehr wohlfeilen Preisen versehen wurden. — Als Ludwig jetzt mit seinem Heere Constantinopel sich näherte, kamen viele von denen, die ihm vorangezogen waren, entgegen. Natürlich erzählten diese alles, was indessen in Constantinopel vorgefallen und wovon sie selbst Augenzeugen gewesen, sowohl in Beziehung auf die Deutschen während des Aufenthalts derselben in Constantinopel, als auch in Betreff ihrer eigenen Landsleute, wobei, wie es sich von selbst versteht, auch des von einem Haufen heidnischer Petschenegen und Comanen auf die Franzosen gemachten Angriffes Erwähnung geschah. Aber kaum war dieß bei dem Heere bekannt geworden, als auch der, bisher zurückgehaltene Zorn vieler Fürsten, Bischöfe und Ritter gegen die Griechen mit einer ganz unerwarteten Heftigkeit hervorbrach. Sie jubelten, weil, wie sie wähnten, eine schick-

*) Petschenegen und Comanen waren größtentheils Heiden und Türken, die einen tiefen Ingrimm gegen die Pilger hatten, welche sie als die ärgsten Feinde ihrer Landsleute oder Glaubensgenossen betrachteten. Wenn sie also jetzt einmal plötzlich sich zusammenrotteten und über einen schwachen Haufen französischer Pilger herfielen; so waren dieß bloß Excesse und Ausschweifungen einer zuchtlosen wilden Soldateske, an welchem weder ihre Vorgesetzten und Obersten, mithin auch noch viel weniger der Kaiser einen Antheil hatten, oder haben konnten.

liche Gelegenheit gefunden zu haben glaubten, die Griechen ſogleich feindlich zu behandeln, drangen daher in den König, ſich jenes, im Ganzen ſo unbedeutenden Ereigniſſes, und woran offenbar die griechiſche Regierung nicht den mindeſten Antheil hatte, als eines Vorwandes zu bedienen, dem griechiſchen Kaiſer förmlich den Krieg zu erklären, hierauf ſogleich wieder umzukehren, die Provinzen, die ſie durchzogen, zu erobern, mit dem Könige Robert von Sicilien ein Bündniß zu ſchließen, dann im nächſten Frühjahr nach Conſtantinopel zu ziehen und dieſe Stadt von der Landſeite zu belagern, während eine ſicilianiſche Flotte den Hafen ſperren und Conſtantinopel von der Seeſeite bedrängen würde. Sie ſtellten dem Könige vor, daß keine Heerfahrt abendländiſcher Chriſten gegen die Türken in Aſien gelingen könnte; ſo lange Griechen in Conſtantinopel herrſchten, deren unter dem Schein der Freundſchaft und chriſtlicher Verbrüderung verſteckte Feindſeligkeit jedem Pilgerheere weit verderblicher wäre, als der offene Krieg gegen die Türken. Dieſer Meinung ſtimmten die meiſten Fürſten und Edeln bei; aber obgleich ſie, und beſonders der feurige Biſchof von Langres, dieſelbe mit aller Wärme und aller Kraft der Beredſamkeit den König auch von der Nothwendigkeit eines offenen Krieges gegen die Griechen zu überzeugen ſuchten, ſo verweigerte Ludwig dennoch ſtandhaft ſeine Einwilligung und blieb ſeinem dem Kaiſer Manuel in mehreren Briefen gegebenen Worte treu *).

*) Daß, ſo lange Griechen in Conſtantinopel und in einem Theile Vorderaſiens herrſchten, keine Heerfahrt der Abendländer gegen die Türken in Kleinaſien einen glücklichen Erfolg haben werde oder vielmehr haben könne: darin hatten der Biſchof von Langres und alle, die ſeine Anſicht theilten, vollkommen Recht. Aber dieß hätte man in Europa bedenken ſollen. Es wäre ja leicht einzuſehen geweſen, daß es die Eiferſucht des griechiſchen Kaiſers im höchſten Grade erre-

gen müßte, wenn die Abendländer in Kleinaſien von den Türken Provinzen eroberten, auf welche das griechiſche Reich gerechte Anſprüche hatte und die Kaiſer Manuel, beſonders bei der kriegeriſchen Stellung, die er ſeinem Reiche gab, viel leichter von den Türken als von der abendländiſchen Tapferkeit zu erobern hoffen konnte. Eben ſo begreiflich war es auch, daß die Gründung neuer abendländiſcher Staaten in Kleinaſien, alſo gleichſam an der Schwelle des griechiſchen Reiches, dem Staatsintereſſe des Letztern offenbar entgegen war, indem dieſe neue Macht ihrer Lage und ihrer ganzen Tendenz nach, ſich nothwendig ſehr bald bis an den Bosphorus würde ausgebreitet haben, wie dieß ſchon früher den Türken vor den Zeiten der Comnenen unter ihrem Sultan Soliman gelungen war. Da es alſo keinen ſehr großen Scharfblick erfoderte, um dieſes einzuſehen; ſo hätte man auch darauf gefaßt ſeyn müſſen, daß die Griechen, da ſie des chriſtlichen Namens wegen, den ſie trugen, ſich einer Heerfahrt der Abendländer gegen die Türken nicht förmlich und öffentlich mit Waffengewalt widerſetzen durften, nun zu allen Künſten der Argliſt, des Truges und des Verraths, weit gefährlichere Waffen als die Säbel und Pfeile der Türken, ihre Zuflucht nehmen würden, und daß alſo ein abendländiſches Heer, das vor ſich zahlloſe Heere der Türken bekämpfen und zugleich hinter ſich in ſeinem Rücken noch verderblichere weil geheime Feinde zurücklaſſen müßte, nun auch auf einen, nur einigermaßen glücklichen Erfolg ſich nicht die mindeſte Rechnung machen dürfte. — Alles dieß ſahen die ſpätern Kreuzfahrer ſehr wohl ein. Sie dachten daher auch nicht mehr daran, über Conſtantinopel nach Kleinaſien zu ziehen; ſondern machten Aegyptens feſte Seeſtädte zu ihrem erſten ſtrategiſchen Object. Aegypten war der Schlüſſel zu Syrien und Paläſtina; und würde dieſer Plan eben ſo verſtändig ausgeführt worden ſeyn, als er richtig erdacht und durchdacht war; hätten nicht Neid, Eiferſucht und Feindſchaft zwiſchen den Häuptern der Kreuzfahrer und die daraus entſpringenden, durchaus falſchen Maßregeln wieder Alles vereitelt; ſo würde derſelbe für das chriſtliche Abend-

land, wie wir zu seiner Zeit näher erweisen werden, zu einem ungemein glorreichen und festen Resultat geführt haben. — In dem einen Punkte hatten also der Bischof von Langres und die seiner Meinung waren, unstreitig vollkommen recht. Aber ungemein unklug und unbesonnen war der Vorschlag, den er dem König Ludwig machte, dem griechischen Kaiser alsogleich den Krieg zu erklären, der offenbar kein anderes Ende hätte nehmen können, als das auch weiland des Fürsten Boëmunds Krieg gegen den Kaiser Alexius genommen hatte. Das französische Heer war noch nicht im Besitze auch nur eines einzigen festen Platzes. Nirgends waren Magazine für dasselbe aufgeschüttet. Von Europa war es im Falle eines solchen Krieges durch die griechischen Flotten abgeschnitten, theils durch ganz ungeheure Länderstrecken getrennt. Der Kaiser hatte schon seine ganze, nicht minder zahlreiche Kriegsmacht zusammengezogen. Er selbst, der kühne, bis zur Verwegenheit tapfere, jeder Gefahr trotzende und bisher stets siegreiche Monarch würde sich selbst an die Spitze seines Heeres gestellt haben; und hätte er dann, was ihm jedoch nicht gleich sah, einem entscheidenden Treffen ausweichen wollen; so konnte er doch durch ununterbrochenes Beunruhigen des französischen Heeres, indem er demselben alle Zufuhren unendlich erschwerte, oder gar sie völlig abschnitt, dasselbe schon halb zur Verzweiflung bringen. Zudem hätte der Kaiser diesen Krieg in seinem eigenen Lande geführt, mithin jeden Tag aus seinen Provinzen neue Truppenverstärkungen an sich ziehen können, während Ludwig, dessen Operationen es an einer festen militärischen Basis völlig gebrach, von keiner Seite Hülfe und Unterstützung zu hoffen gehabt hätte. Auf die sicilianische Flotte des Königs Roger waren keine sichere Hoffnungen zu bauen. Bei der Belagerung von Corfu ward sie, wie wir wissen, nachher von der griechischen Flotte geschlagen, auch in den Gewässern Italiens von dem tapfern griechischen General Ducas besiegt. Zudem stand Manuel damals noch in dem besten Vernehmen mit den Venezianern, die, ohnehin durch Handelsvortheile an das Interesse des griechischen Reiches geknüpft, nun auch, besonders

6. Die Griechen, ohnehin schon für die Franzosen, jedoch blos im Gegensatz mit den Deutschen, vortheilhaft eingenommen, fanden das französische Heer, als es bei Constantinopel ankam, weit stattlicher als das deutsche *); auch war Ludwigs Empfang von Seite des Kaisers ganz anders als der, den König Conrad erfahren hatte. Die gesammte Geistlichkeit und der ganze höhere Adel zogen Ludwig entgegen, luden ihn zu einer Unterredung mit dem Kaiser im Palaste desselben ein, und führten ihn unter den größten Ehrenbezeugungen in die Stadt. Am Thore der Hofburg erwartete Kaiser Manuel den französischen König, umarmte ihn auf das freundlichste und führte ihn in ein prachtvoll geschmücktes Gemach, wo die beiden jugendlichen Monarchen auf zwei gleich erhöheten Sitzen mittelst Dollmetscher sich sehr lange ganz vertraulich mit einander besprachen. Gleich Brüdern schieden sie von einander unter wiederholten und wie es auch damals allen Anschein hatte, wahrhaft aufrichtigen Versicherungen gegenseitiger Freundschaft. Ludwig hatte seine Wohnung in dem herrlichen Park Philopation

---

wenn man ihnen wieder neue Vortheile zugesagt hätte, ihre Flotte sogleich zum Dienste des griechischen Reiches würden haben auslaufen lassen. Kurz der Vorschlag Gottfrieds von Langres war blos der Rath eines, weil leidenschaftlich erhitzten, daher auch verblendeten und des Krieges wie aller Verhältnisse des griechischen Reiches durchaus unkundigen Bischofes, und der, wenn man ihn befolgt hätte, die Vernichtung des ganzen französischen Heeres noch in demselben Winter zur Folge gehabt haben würde.

*) Besonders staunten die Griechen die große Anzahl fürstlicher und vornehmer Frauen an, die prachtvoll geschmückt und von zahlreichem, glänzendem Gefolge umgeben, dem französischen Heere folgten. Die Königin Eleonore verglichen sie, sowohl ihrer schönen, männlichen Haltung, als auch ihres ungemein kostbaren Anzuges wegen mit der Amazonenkönigin Penthilea.

genommen, und dahin begleitete ihn, nach beendigtem Besuch bei dem Kaiser, auch die Geistlichkeit und der hohe Adel wieder zurück. Das französische Heer schlug sein Lager auf demselben Platze auf, wo der edle Gottfried von Bouillon und dessen Helden mit ihren Schaaren, und erst unlängst König Conrad mit den Deutschen gelagert hatten; auch gestattete der griechische Kaiser, daß das französische Heer hier in seinem Lager die Ankunft der italienischen Pilgerschaaren erwarten durfte, welche bei Worms sich von demselben getrennt, ihren Weg über Italien genommen und jetzt schon die Meerenge von Brundusium nach Dyrrachium überschifft hatten. Endlich sorgte auch Manuel dafür, daß der Markt für die Pilger stets mit Lebensmitteln überfüllt und alles in ungemein wohlfeilen Preisen ihnen verkauft ward. Diese zuvorkommende Bereitwilligkeit des Kaisers, dessen Beispiel sich nun auch größten Theils das gemeine Volk fügte, ward jedoch nicht immer von den französischen Pilgern mit gerechter Anerkennung erwiedert. Da kein Wald in der Nähe war, so geschah es bisweilen, daß, da es zwar nicht durchaus an Holz gebrach, aber doch die imperiöse Nothwendigkeit eintrat, mit den vorhandenen Brennmaterialien mit äußerster Sparsamkeit zu wirthschaften. Dieß wollten jedoch die ungeduldigen französischen Pilger nicht einsehen, daher sich auch nicht einschränken, und hieben demnach eine Menge Oel- und andere edle Fruchtbäume ab, rissen endlich auch noch viele außerhalb der Stadt gelegenen Häuser nieder, um das Holz davon zur Bereitung ihrer Speisen zu gebrauchen, und was dabei die Griechen am meisten erbittern mußte, war, daß sehr viele Pilger, nicht weil durch Noth dazu gezwungen, sondern theils weil sie besoffen waren, theils auch aus bloßem Muthwillen und boshafter Schadenfreude diesen Unfug ausübten. Durch strenge Bestrafung der Frevler, deren er einigen die Ohren abschneiden, andern die Hände

abhauen ließ, suchte jedoch der König solchem Greuel, so viel er nur immer konnte, zu steuern, und da er mit redlichem Eifer sich bemühete, allen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten zuvorzukommen und Zucht und Ordnung in seinem Heere zu erhalten; so ward auch durch dergleichen Excessen einzelner Pilger, die nicht leicht stets verhütet werden konnten, das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Kaiser, so wie überhaupt zwischen den Franzosen und Griechen nicht im mindesten gestört. Manuel gestattete sogar, daß alle französischen Pilger, welche die prächtige Kaiserstadt, deren herrliche Paläste, prachtvolle Kirchen und die darin aufbewahrten heiligen Reliquien zu betrachten wünschten, nach Constantinopel kommen durften; jedoch nie in sehr zahlreichen Haufen: eine Beschränkung, welche selbst alle verständige Franzosen als klug und nothwendig erkannten. Den König Ludwig führte der Kaiser selbst in Constantinopel herum, machte ihn auf alle Merkwürdigkeiten dieser ungeheuern Stadt aufmerksam, zeigte ihm die vornehmsten der, durch ihre ungemeine Größe und Pracht das Erstaunen der Abendländer erregenden Kirchen und ließ endlich in der ungemein schönen, der Mutter Gottes geweihten Blackerner Kirche alle darin aufbewahrten, in Gold und Seide gestickten Reliquien, worunter auch die Grabtücher unsers göttlichen Erlösers sich befanden, vor dem Könige ausbreiten, wobei der Kaiser seinem erhabenen Gaste noch eine Menge, diese Heiligthümer betreffender, des frommen Königs Aufmerksamkeit immer noch höher steigernden Notionen und Erläuterungen mittheilte. An demselben Tage gab der Kaiser, nachdem beide Monarchen von dem Kirchenbesuche zurückgekommen waren, in seinem Palaste dem Könige auch noch ein, an prachtvollem Aufwand alles überbietendes und wie Odo von Deuil sich ausdrückt, alle Sinne der Gäste nicht nur ergötzendes, sondern wahrhaft berauschendes Festmahl *). — Ueber-

*) — — Convivium illud sicut gloriosos convivas ha-

haupt ließ der griechiſche Kaiſer keine Gelegenheit vorübergehen, ohne dem Könige immer neue Beweiſe ſeines Wohlwollens und ſeiner freundſchaftlichen Aufmerkſamkeit zu geben. Da jetzt gerade das Feſt des heiligen Dionyſius einfiel, das auch die Griechen feierten, aber für die Franzoſen, weil es das Feſt des Schutzpatrons von Frankreich war, noch eine ganz beſondere Heiligkeit hatte, ſchickte der Kaiſer dem Könige in deſſen Kapelle mehrere Geiſtliche und verſchnittene Sänger, die in ihrer theils prieſterlichen, theils kirchlichen koſtbaren Kleidung durch ihren trefflichen Geſang und die wohltönende, das Ohr ſo ſehr ergötzende Miſchung männlicher Stimmen mit den hellern der Caſtraten, zum größten Vergnügen aller anweſenden Fürſten und Ritter, die Feier des Tages ganz ungemein verherrlichten.

7. Aber welche Mühe auch Kaiſer Manuel anwenden mochte, ſich den franzöſiſchen Pilgern gefällig zu erweiſen und deren Zutrauen zu gewinnen, vermochte er doch nicht in deren Gemüthern den, ſeit Boëmunds Zeiten in die franzöſiſche Natur gleichſam eingefleiſchten Griechenhaß wieder auszurotten. So wie ſchon auf dem Marſche nach Conſtantinopel fuhren auch in dem Lager vor dieſer Stadt die Feinde der Griechen fort, die Pilger zu offenem und förmlichen Krieg gegen das griechiſche Reich zu entflammen. Alle gehäſſigen Vorurtheile gegen die Griechen wurden nun unaufhörlich auf das neue wieder aufgewärmt. Für kein, hieß es, zum Schutze des heiligen Grabes nach dem Orient ziehendes Heer ſey Heil zu erwarten, ſo lange nicht ein abendländiſcher katholiſcher Fürſt in Conſtantinopel und dem griechiſchen Reiche herrſche. Vorzüglich zeichnete ſich

---

buit, sic apparatu mirifico, dapum deliciis, voluptuosis jocorum plausibus, aures, os et oculos satiavit *(Odo Diogolensis.)*

wieder durch Heftigkeit der braußende Bischof von Langres aus. Wahrscheinlich hielt er seinen Ingrimm für frommen Eifer, aber völlig verblendet, suchte er nicht nur die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Krieges gegen die Griechen, sondern sogar auch dessen Rechtmäßigkeit zu erweisen. Ueber der ganzen griechischen Nation brach er nicht nur wegen deren, wie er sagte, allgemein anerkannten Verworfenheit und Treulosigkeit den Stab, sondern er stellte sich auch noch auf gleiche Linie mit den Heiden und Ungläubigen, indem sie einer Afterkirche anhingen, die sich fälschlich eine christliche Kirche nenne und es doch nicht sey. Besonders verbreitete er sich über die gar große Leichtigkeit der Eroberung Constantinopels, deren unermeßlichen Reichthümer alsdann der Lohn der Sieger seyn würden; so daß bei vielen, denen seine Gründe nichts weniger als überzeugend schienen, jetzt dennoch die Lust nach der reichen Beute und den ungeheuern Schätzen Constantinopels alles das hinreichend ersetzte, was des Bischofs Beweisen an Kraft und Bündigkeit fehlen konnte. Den feindseligen Umtrieben und Aufhetzungen des Bischofs und seiner Anhänger widersetzten sich zwar sehr kräftig wieder alle Klügeren und Verständigen im Heere; leider bildeten sie aber die Minorität; da jedoch der König ihre Ansichten theilte, so behielten auch diese für jetzt noch das Uebergewicht: Aber wie sehr war nicht zu befürchten, daß bei des Bischofs und denen, welche seiner Meinung waren, fortgesetzten, immer leidenschaftlicher werdenden Anreitzungen zum Kriege, zwar des Königs Standhaftigkeit nicht gebrochen werden, aber daß selbst gegen seinen Willen das mit den gehässigsten Vorurtheilen gegen die Griechen vollgepropfte, durch die feurigen Reden selbst der Diener des Altars, die doch eigentlich Boten des Friedens seyn sollten, auf das höchste entflammte und überdieß noch durch Beutegier und Raubsucht gereizte Pilgerheer den

Krieg gegen das griechische Reich und zwar sogleich mit Berennung und Bestürmung Constantinopels anfangen könnte. Daß jetzt dem Kaiser und dessen ganzem Reiche, und zwar ganz in der Nähe große Gefahren droheten, dieß ist gewiß nicht zu verkennen. Da aber, wie wir gesehen, die abendländischen Pilgerheere dem Kaiser und dessen Räthen schon mancherlei Ursachen zu Mißtrauen und Argwohn gegeben hatten, er daher auch unmöglich von Besorgnissen und zwar sehr quälenden Besorgnissen völlig frei seyn konnte; so läßt es sich jetzt auch von der griechischen, schlauen und argwöhnischen Politik, aus welcher selbst Argliſt nicht verbannt war, mit Grunde erwarten, daß man am Hofe von Constantinopel sich aller nur gedenkbaren Mittel, durch geheime Späher oder erkaufte Miethlinge, sich bediente, um die Gesinnungen der französischen Pilger, besonders deren Fürsten und Edeln genau zu erforschen; und wann nun der Kaiser — woran gar nicht zu zweifeln ist — jetzt die ungemein feindselige Stimmung des französischen Heeres vernahm und sich demnach überzeugte, daß er bisher ein leidenschaftlich gegen ihn entflammtes, sogar den Umsturz seines Throns und die Eroberung seines Reiches beabsichtigendes feindliches Heer in seinem Busen genährt habe; so darf man sich auch nicht wundern, wenn er jetzt, statt die Unternehmungen des französischen Heeres zu unterstützen, sie vielmehr zu lähmen suchte, und endlich seiner eigenen wie seines Reiches Sicherheit wegen, sogar den völligen Untergang dieses Heeres als ein für ihn höchst wünschenwerthes Ereigniß zu betrachten anfing.

8. Seit der Ankunft des französischen Heeres vor Constantinopel waren jetzt erst vierzehn Tage verflossen und doch fing der längere Aufenthalt desselben schon an, dem Kaiser und den Griechen lästig zu werden.

Um die Franzosen zur Beschleunigung ihrer Ueberfahrt über die Meerenge zu bewegen, wandte man jedoch nicht jene Mittel an, deren man sich bei den Deutschen bedient hatte, nämlich zuerst Beschränkung des Marktes und dann Vorenthaltung aller nöthigen Lebensbedürfnisse. Man nahm jetzt lieber zur List seine Zuflucht. Von den ganz unerwarteten, schnellen Fortschritten der Deutschen wurden nämlich eine Menge selbst der unglaublichsten Gerüchte verbreitet. König Conrad, nachdem er die Türken in einem mörderischen Treffen völlig geschlagen, sey siegreich in Iconium eingezogen und der ganze Schatz des Sultans so wie alle Reichthümer dieser ungeheuern Stadt den Siegern in die Hände gefallen. Noch mehrere andere Städte hätten die Deutschen erobert, und von einigen, die ihnen von selbst ihre Thore öffneten, ohne Schwertschlag Besitz genommen. Das deutsche siegreiche Heer werde jetzt bald vor Antiochien stehen. — Diese Gerüchte thaten die erwünschte Wirkung. In der Brust der Franzosen regten sich jetzt Neid und Eifersucht gegen die Deutschen. Sie fürchteten, ihr Waffenruhm möchte durch die ferneren Siege der Deutschen endlich völlig verdunkelt werden, auch von den Reichthümern Kleinasiens nur eine schwache Nachlese als Beute ihnen überlassen bleiben. Hohe und Niedere bestürmten also den König mit Bitten, mit dem Heere vor Constantinopel ohne weitere Zögerung aufzubrechen. Ludwig mußte dem Ungestüme seiner Völker nachgeben; und da der Kaiser, auf das erste Ansuchen des Königes, unverzüglich die zur Ueberfahrt nöthigen Schiffe lieferte; so überschiffte nun auch das Heer die Meerenge in solcher Eile, daß es nicht einmal die Ankunft der italienischen Pilgerschaaren, obgleich diese schon ganz in die Nähe von Constantinopel gekommen waren, mehr abwartete. — Aber kaum war jetzt das französische Heer jenseits des Bosphorus, als

auch in der Art, wie der griechiſche Kaiſer die Franzoſen behandelt hatte, eine ſehr merkbare Veränderung eintrat. Für Conſtantinopel hatte er nichts mehr zu befürchten, denn dieſe Stadt trennte jetzt das Meer von den Franzoſen, von denen, weil es ihnen an einer Flotte gebrach, nun auch nichts mehr zu beſorgen war. Aber daß des Kaiſers gänzliche Sinnesänderung ſich ſo ſchnell und ſo bald kundgab, daran waren offenbar die franzöſiſchen Pilger jetzt ſelbſt wieder Schuld. — Dem Heere war nämlich eine große Anzahl reicher griechiſcher Kaufleute gefolgt, die jetzt am Ufer des Meeres ihre Buden aufſchlugen und ihre, in Gold, Silber, Edelſteinen und andern Koſtbarkeiten beſtehenden Waaren zum Verkauf für die vornehmen und reichen Pilger ausſtellten. Von dieſen ward nun wirklich vieles gekauft. Aber der Anblick ſo vieler zur Schau ausgeſtellten Koſtbarkeiten lockte auch bald eine Menge anderer Pilger herbei, die kein Geld hatten, etwas zu kaufen, bei denen aber, je länger ſie die Waaren anſchauten, auch die Begierde, etwas davon zu beſitzen, immer heftiger ward, bis endlich ein flandriſcher Pilger zuerſt eine räuberiſche Hand ausſtreckte, eine Koſtbarkeit ſtahl und, ſtatt ſich ſchnell damit zu entfernen, noch ſtehen blieb und laut über ſeinen Raub frohlockend, ihn den Umſtehenden zeigte. Aber leider ward dieſes jetzt das Signal zu einer allgemeinen Plünderung, wie ſolche nur in einer durch Sturm eroberten Stadt hätte ſtatt finden können. Buden und Tiſche wurden umgeſtürzt, die Waaren auf die Erde geworfen und jeder raubte, was ihm gefiel und ſo lange noch etwas zu rauben übrig war. Die geſchreckten Kaufleute flohen ſogleich auf die, von der jenſeitigen Küſte herübergekommenen Schiffe, welche, von gleichem Schrecken ergriffen, nun ebenfalls unverzüglich vom Lande ſtießen. Aber dieſe Schiffe hatten Lebensmittel herübergeführt und viele

Pilger, welche dahin gekommen waren, um das Nöthige für sich zu kaufen, befanden sich noch auf denselben, als sie von dem Lande abfuhren. Als diese nun in Constantinopel ankamen und mit ihnen zugleich auch der den griechischen Kaufleuten zugestoßene Unfall bekannt ward, wurden sie, obgleich völlig unschuldig, von den erbitterten Griechen auf das grausamste mißhandelt, geschlagen, ausgeplündert und in Kerker geworfen, und dieses unverdiente Schicksal theilten nun auch alle Franzosen, welche mit Bewilligung des Kaisers aus irgend einem Grunde noch in Constantinopel zurückgeblieben waren.

9. Sobald König Ludwig den von seinen Leuten begangenen Frevel erfuhr, eilte er sogleich alle nur mögliche Genugthuung zu leisten. Von dem Grafen von Flandern begehrte er die Auslieferung jenes Pilgers, welcher zuerst gestohlen und dadurch den Aufruhr veranlaßt hatte, und ließ diesen auf der Stelle an dem Ufer, im Angesicht der Mauern von Constantinopel an einem hohen Galgen aufhängen. Durch Trompetenschall ward hierauf im ganzen Lager bekannt gemacht, daß jeder, der von den geraubten Waaren etwas besäße, es sogleich, und zwar unter Androhung der schwersten Strafen, in das Zelt des Bischofs von Langres bringen sollte. Durch eine zweite Bekanntmachung wurden endlich alle Beraubten eingeladen, sich in dem Lager einzufinden, um ihr Eigenthum wieder zurück zu empfangen, oder, wenn dieß nicht mehr möglich wäre, eine nach ihrer eigenen Abschätzung berechnete Geldentschädigung von dem König dafür zu erhalten. — Unstreitig hatte Ludwig jetzt alles gethan, was man nur mit einiger Billigkeit von ihm fodern konnte, um das Geschehene wieder ungeschehen zu machen. Offenbar hatte der griechische Kaiser nicht die mindeste Ursache mehr zu zürnen; aber demungeachtet ließ dennoch

Manuel den französischen Abgeordneten, welche der König nach Constantinopel sandte, um die Freilassung der dort verhafteten Franzosen, wie auch die Wiedereröffnung des Marktes nachzusuchen, seinen geheimen Ingrimm gegen die Franzosen auf eine sehr schmerzhafte, sie nicht wenig demüthigende Weise fühlen. Einen ganzen Tag vom frühen Morgen bis spät am Abend ließ man sie in einem Vorsaale des Palastes fruchtlos den Augenblick erwarten, wo sie zur Audienz vor den Kaiser würden gelassen werden, und zwar ohne ihnen die mindeste Erquickung an Speise oder Trank zu reichen. Eben so erging es ihnen auch in der darauf folgenden Nacht, und wenn sie, durch ihr vierundzwanzigstündiges Fasten völlig erschöpft, zuletzt vom Schlafe überwältiget wurden; so war der mit Marmorplatten eingelegte Fußboden ihr einziges Ruhebett. Erst spät am Morgen des folgenden Tages wurden sie vor den Kaiser geführt, von dem sie nur mit vieler Mühe die Bewilligung ihres, an sich doch so gerechten Gesuches erlangen konnten, und der endlich gar noch mit der stolzen Erklärung sie entließ, daß er nächstens Abgeordnete in das französische Lager senden werde, die dem Könige seine fernere Willensmeinung eröffnen würden. — Die kaiserlichen Botschafter ließen nicht lange auf sich warten. Sie waren beauftragt, dem Könige die Bedingungen wissen zu lassen, unter welchen der Kaiser gesonnen sey, dem Pilgerheere Wegweiser zu geben, es auch während seines Marsches durch die griechischen Provinzen mit Lebensmitteln zu versehen. Diese Bedingungen bestanden in folgenden drei Foderungen: erstens sollten sämmtliche bei dem Heere anwesenden französischen Fürsten, Grafen und Barone dem Kaiser den Eid der Treue leisten; zweitens sollte der König seine Nichte, die Tochter seines Bruders, des Grafen von Perche, einem Anverwandten des kaiserlichen Hauses zur Gemahlin

geben, und endlich sollten drittens der König und dessen Fürsten und Grafen wieder nach Constantinopel zurückkehren, die Letztern um den begehrten Eid der Treue zu leisten, und der König, um Friede mit dem griechischen Reiche eidlich zu geloben und dagegen von dem Kaiser das Versprechen dauerhafter Freundschaft zu empfangen. — Diese Foderungen waren jedoch gar nicht nach dem Sinne des stolzen, trotzigen, französischen hohen Adels. Die Unterhandlungen darüber dauerten also mehrere Tage, und da während dieser Zeit dem Heere die nöthigen Lebensmittel von den Griechen nur äußerst spärlich geliefert wurden, so sah es sich genöthiget, alle für seinen Zug durch das Land der Türken gesammelten Vorräthe zu verzehren; wodurch natürlicher Weise auch dessen Abhängigkeit von dem griechischen Kaiser nur noch größer und gebieterischer ward. So sehr nun auch anfänglich die französischen Großen sich gegen die Erfüllung der kaiserlichen Foderungen sträubten, so mußten sie doch bald die Unentbehrlichkeit griechischer Führer durch ein ihnen völlig unbekanntes Land, und eines ihnen überall eröffneten Victualien-Marktes einsehen, und da noch alle, welchen die Erhaltung des Friedens mit den Griechen am Herzen lag, ihnen vorstellten, daß der Kaiser blos aus Achtung und Furcht vor ihrer Macht und Tapferkeit die Leistung des Eides der Treue begehre; so beschlossen sie endlich, trotz den donnernden Reden des Bischofes von Langres, der auf das neue wieder den Krieg gegen die Griechen predigte, sich den Wünschen des Kaisers zu fügen; jedoch mit Ausnahme des zweiten Punktes. Ludwig erklärte, daß man wegen der Vermählung seiner Nichte mit einem Anverwandten des kaiserlichen Hauses nicht weiter in ihn dringen möchte; sein Bruder, der Vater der Prinzessin, sey durchaus gegen diese Verbindung, daher auch mit seiner Tochter schon nach Nicomedien abge-

reißt. Auch zur Zusammenkunft mit dem Kaiser brachte Ludwig, statt der Stadt Constantinopel, ein an der asiatischen Küste gelegenes Schloß in Vorschlag, was auch die griechischen Gesandten mit derselben Bereitwilligkeit genehmigten, mit welcher sie ihre Foderung, wegen einer Verbindung der Nichte des Königs mit dem regierenden Kaiserhause, auf Ludwigs mit vieler Bestimmtheit gegebenen Erklärung sogleich wieder hatten fallen lassen. Allem Anscheine nach hatte man beides an dem Hofe von Constantinopel vermuthet, und daher auch den Gesandten diesfalls die nöthigen Weisungen ertheilt. — Bald darauf hatte die Zusammenkunft beider Monarchen wirklich Statt. Nachdem nun Ludwigs sämmtliche große Vasallen und vornehmsten Barone dem Kaiser den Lehenseid geleistet, auch beide Monarchen ihre gegenseitigen Zusagen von Freundschaft und Treue wiederholt hatten, ward endlich noch folgender Vertrag verabredet. Der Kaiser versprach, zwei Männer von hohem Range und des Landes vollkommen kundig, dem Könige zu senden, welche das französische Pilgerheer auf den sichersten und bequemsten Wegen durch Kleinasien führen sollten. Ferner machte Manuel sich verbindlich, das Heer so viel wie möglich mit Lebensmitteln zu versehen, es auch den Kreuzfahrern nicht zum Verbrechen zu rechnen, wenn sie da, wo der Markt nicht hinreichend versehen seyn sollte, das, was sie zu ihrem Lebensunterhalte bedürften, mit Gewalt rauben, oder auch solche Städte und Burgen, welche ihnen den Markt gänzlich versagten, ausplündern würden; jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie solche ausgeplünderte Städte oder Burgen nicht in Besitz nehmen dürften. Nachdem nun dieser Vertrag geschlossen war, erhielten die französischen Großen von dem Kaiser reiche und kostbare Geschenke; und Manuel und Ludwig schieden, wenigstens dem Anscheine nach, als wahre und treue Freunde von ein-

ander. Auch Ludwigs, über die erhaltenen, prachtvollen Geschenke höchst erfreuten Vasallen und Barone, die nun ebenfalls die Männer des griechischen Kaisers geworden waren, bereueten es nicht mehr, demselben den Huldigungseid geleistet zu haben. Sehr vergnügt und mit der Politik des griechischen Hofes so ziemlich ausgesöhnt, eilten sie nun wieder in ihr Lager. Aber auch Manuel kehrte nicht minder zufrieden nach Constantinopel zurück; denn es war ihm jetzt vollkommen gelungen, die französischen Krieger wenigstens in so weit zu berücken, daß, wenn in der Folge große Unfälle, wozu von seiner Seite schon im Geheim alle Anstalten getroffen waren, ihnen begegnen würden, sie wenigstens nicht öffentlich ihn darüber anzuklagen berechtiget wären. — Bemerkt zu werden verdient übrigens noch, daß gerade an demselben Tage, an welchem dieser feierliche Hergang auf dem erwähnten Schloß auf der asiatischen Küste Statt hatte, gerade auch der Deutschen furchtbare Niederlage bei Doriläum ihren Anfang nahm.

XIV.

Ludwig mit seinem Heere in Asien. — Zusammenkunft der beiden Könige Conrad und Ludwig. — Vereinigung der zahlreichen französischen Schaaren mit den Trümmern des beinahe völlig vernichteten deutschen Pilgerheeres.

1. Gleich nach des Königes und seiner Großen Rückkehr in ihr Lager brach das Heer aus demselben auf und eben so, wie zwei Monate vorher die Deutschen, voll Zuversicht gewissen Sieges, reicher Beute und ruhmvollen Ländergewinns, und auf seinem ganzen Zuge nach Nicomedien begegnete ihm auch nichts, was diese glänzenden Hoffnungen hätten trüben können. Aber in Nicomedien ward mehrere Tage über die Straße,

auf welcher das Heer weiter fortziehen sollte, sehr ernstlich Rath gepflogen, denn es öffneten sich hier drei Wege, welche durch Kleinasien nach Antiochien in Syrien führten. Der kürzeste Weg, den auch die ersten Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon gewählt hatten, führte in zwölf, obgleich etwas angestrengten Tagmärschen nach Iconium, dem Sitze des türkischen Sultans von Kleinasien, und von dort aus bedurfte es bis zu den Grenzen des Fürstenthums Antiochien nur noch fünf Tagmärsche. Aber auf diesem Weg warteten auf die Pilger mancherlei Gefahren und Mühseligkeiten; erstens führte er größtentheils durch feindliches Land, und dann mußten große und steile Gebirge überstiegen werden, die bei der jetzt schon sehr vorgerückten Jahreszeit mit Schnee bedeckt waren. Ein zweiter Weg führte längs der Meeresküste, zwar auf großem Umwege und durch viele Krümmungen, jedoch ohne alle andere Beschwernisse, außer denen allenfalls, welche im Winter durch das Anschwellen der vielen, an der Küste sich in das Meer ergießende Ströme entstehen konnten; aber dafür bot er den großen Vortheil dar, daß er durch viele große, sehr bevölkerte Städte führte, in denen das Heer Ueberfluß an Lebensmitteln zu finden hoffen durfte. Zwischen diesen beiden Straßen führte endlich eine dritte über Philadelphia in Lydien. Dieser Weg war zwar weiter, als der über Iconium, aber doch kürzer als jener, der längs der Meeresküste sich hinzog, war auch ohne alle Gefährlichkeiten und Beschwernisse, jedoch deßwegen nicht anzurathen, weil er durch armes, unfruchtbares Land führte und es daher zu befürchten war, daß das Heer auf demselben nicht gehörig würde verpflegt werden können. — Mehrere Tage wurden die Vortheile und Nachtheile dieser drei Straßen gegen einander abgewogen; und noch war kein fester Entschluß genommen, als schon die traurige Kunde von dem Untergang des deutschen

Heeres gebracht, und bald darauf von dem Herzog Friederich von Schwaben, der, von Conrad gesandt, Ludwig um Hülfe und Beistand bat, bestätiget ward. Ludwig, voll warmer Theilnahme an dem schrecklichen Schicksale der Deutschen, eilte nun sogleich zu Conrad, um dem hülflosen Monarchen Trost zu bringen und ihn seines Beistandes und jeder Hülfsleistung, der er benöthiget wäre, zu versichern. Bei Conrads Erzählung seiner und seines Heeres ausgestandenen namenlosen Leiden, und dessen frommer, völliger Ergebenheit in den Willen Gottes ward Ludwig bis zu Thränen gerührt. — Auf Conrads Rath, keinen der beiden Wege zu wählen, auf welchem das deutsche Pilgerheer seinem Untergang entgegen gegangen war, beschloß jetzt Ludwig den dritten über Philadelphia führenden Weg mit seinem Heer einzuschlagen; auch kamen beide Monarchen mit einander überein, daß das französische Heer bei der Burg Lopadium den Ueberrest des deutschen Heeres erwarten sollte, mit welchem Conrad unverweilt zu folgen versprach, sobald nur die böhmischen und polnischen Pilgerschaaren unter Wladislav und Boleslaus sich mit ihm vereint haben würden.

2. Sogar auf ihrem Marsch von Nicäa nach Lopadium wurden die Deutschen noch von der leichten griechischen Reiterei und den griechischen Bogenschützen unaufhörlich verfolgt und verloren so viele ihrer Leute, daß Conrad endlich durch vorausgesandte Eilboten den französischen König um Hülfe bitten mußte, worauf eine auserlesene Reiterschaar unter dem Grafen von Soissons den Deutschen sogleich entgegen eilte und mit leichter Mühe die Griechen vertrieb. Als die Deutschen in das französische Lager einrückten, ward bei dem Anblick ihres jammervollen Zustandes jedes, nur einigermaßen gefühlvolle französische Herz bis zu Thränen gerührt, aber auch der Haß gegen die tückischen Griechen auf

das neue, und zwar stärker als je, wieder entflammt. Mit der größten Herzlichkeit empfing Ludwig den deutschen König, überließ ihm, weil er es wünschte, nicht nur die lotharingischen Schaaren unter dem Bischof von Metz, sondern auch die italienischen unter dem Grafen von Maurienne und dem Markgrafen von Montferrat. Zu seinem königlichen Zelt wieß Ludwig dem deutschen Könige einen Platz ganz nahe an dem seinigen an, und machte ihm auch das Anerbieten einer sehr bedeutenden Geldsumme, worüber Conrad sogleich verfügen könnte *). — Auf seinem Marsche nach Lopadium hatte das französische Heer nicht den mindesten Mangel gelitten; denn wo den französischen Pilgern nicht, dem geschlossenen Vertrage gemäß, die nöthigen Lebensmittel zum Kaufe dargeboten wurden, machten sie sogleich von der, in eben diesem Vertrage enthaltenen Berechtigung Gebrauch und raubten ohne weiteres alles, was sie bedurften. Als sie aber nach geschehener Vereinigung mit den Deutschen bei Lopadium weiter fortzogen, bemerkten sie bald, daß sie sich in einem Lande befänden, wo es durchaus nichts zu rauben und noch weniger etwas zu kaufen gäbe. Das ganze Heer gerieth darüber in nicht kleine Bestürzung. Am bangsten ward es dem Könige Conrad, dessen Heer, mit dem er halb Asien zu erobern im Stande gewesen wäre, blos durch Hunger und die grausamsten Entbehrungen war vernichtet worden. Inständigst bat er daher den französischen König, die, obgleich auf seinen Rath gewählte Straße wieder zu verlassen und auf der weit sicherern längs der Meeresküste zu ziehen, wozu auch Ludwig sich um so leichter entschloß, da man auf der, auf diesem Wege liegenden, ziemlich großen und bevölkerten Stadt De-

*) In einem Brief an seinen geliebten Abt Wibald erzählt dieß der König Conrad selbst; darf daher auch keineswegs bezweifelt werden.

metria nur noch eine halbe Tagreise entfernt war. Aber gerade auf diesem, so kurzen Marsch mußten die Pilger namenloses, mit großem Verlust verbundenes Ungemach erfahren. Da die, von dem Kaiser verheißenen Führer noch nicht angekommen waren, so fand nur ein kleiner Theil des Heeres den rechten nach der erwähnten Stadt führenden Weg. Der übrige, bei weitem größere Theil verirrte sich in den oft kaum zu übersteigenden, weil mit Schnee bedeckten Gebirgen, mußte Hunger und Kälte ausstehen, und verlor dabei in den Gebirgsschluchten und bei dem Erklettern steiler Berge vieles Gepäck und eine Menge Last- und Saumthiere. Schon drei Tage irrten die Pilger in dieser wilden unwirthbaren Gegend umher, als sie zum Glücke auf einmal einen kleinen Haufen aus einem Dorfe entfliehender Bauern bemerkten, diesen nacheilten, einen derselben erhaschten und diesen nun zwangen, sie auf die richtige und fahrbare Straße nach Demetria zu führen, wo sie von ihren dort längst schon angekommenen Gefährten diese ganze Zeit über in der größten Angst und Bekümmerniß waren erwartet worden.

3. Hatte das Ausbleiben der von Manuel versprochenen Führer, wovon der so eben vor Demetria erlittene Verlust die erste traurige Folge war, den Argwohn des französischen Königes gegen den griechischen Kaiser geweckt; so ward er jetzt bald von der Unlauterkeit der Gesinnungen Manuels, als dieser auf jenem Schloß der asiatischen Küste den letzten Vertrag mit ihm schloß, vollkommen überzeugt. In die Städte wurden die Franzosen eben so wenig, als früher die Deutschen unter Otto von Freisingen eingelassen. Eben so wenig wurden sie auch mit Lebensmitteln versorgt, und was man ihnen darbot, ward zu ungeheuren Preisen verkauft. Nur die reichen, aber nicht die armen Pilger konnten sich mit dem Nöthigen versehen. Von

der ihnen zugestandenen Berechtigung zu plündern, wo die Noth es ihnen geböte, konnten sie keinen Gebrauch machen; denn alle Dörfer waren verödet. Die Bauern hatten sie verlassen, und mit ihrem Vieh und allen ihren Vorräthen in Gebirge und unzugängliche Waldungen sich versteckt; und die Städte waren mit Thürmen und doppelten Mauern so wohl befestiget, daß der Einnahme einer jeden erst eine lange, und, bei der sehr weit vorgerückten Jahreszeit, höchst beschwerliche Belagerung hätte vorangehen müssen. Bei den armen Pilgern ward endlich die Noth so groß, daß viele, um dem Hungertode zu entgehen, das Heer verließen, und weil ohnehin schon in ihrem eigenen Vaterlande durch ihre Geburt in den Stand der Dienstbarkeit versetzt, nun auch kein Bedenken trugen, als Knechte sich in die Dienste griechischer Herren zu begeben.

4. Unter Hunger, Mangel, Noth und allen gedenkbaren Mühseligkeiten kam das französische Heer nach einem äußerst beschwerlichen Marsch in Ephesus an. Bei den beiden Königen meldeten sich hier sogleich zwei Gesandten des griechischen Kaisers und überreichten ihnen Briefe, in welchen Manuel mit verstellter Sorgsamkeit ihnen Nachricht gab, daß zahllose türkische Schaaren in ungeheuern Massen sich zusammen gezogen hätten, er ihnen daher rathe, ihren Marsch nur mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit fortzusetzen. Den König Conrad lud aber der Kaiser noch ganz besonders mit der größten Freundlichkeit ein, nach Constantinopel zu kommen und lieber an seinem Hofe durch sorgfältige Pflege sich von seinen ausgestandenen Mühseligkeiten zu erholen, als ohne alle vorher genossene Ruhe neuen Gefahren entgegen zu gehen. Diese Einladung unterstützte die Kaiserin Irene, Schwester der Gemahlin Conrads, durch ein ungemein freund-

liches, liebevolles Schreiben. Gerne folgte Conrad dieser Einladung, theils weil sein Körper, nach so vielen Leiden und Entbehrungen, wirklich einiger Ruhe und Stärkung bedurfte, theils auch aus noch andern Gründen, die jedoch nicht bestimmt angegeben werden können und über die man nur Vermuthungen hat. Das Wahrscheinlichste ist, was Cinnamus darüber sagt: den König Conrad nämlich habe es sehr geschmerzt, daß er, als der erste Monarch der abendländischen Christenheit, mit seinen wenigen Schaaren unter dem zahlreichen und stolzen französischen Heer eine so unbedeutende Figur vorstelle; auch seyen indessen zwischen den Franzosen und Deutschen allerlei Neckereien und Zänkereien vorgefallen, welche dem Könige Conrad den ferneren Aufenthalt bei dem französischen Heere unangenehm gemacht hätten *). Da der griechische Kaiser alle zu Conrads Seereise nöthige Vorkehrungen getroffen hatte, so bestiegen nun auch, ohne lange zu zögern, er und seine Fürsten nebst deren Gefolge die Schiffe und segelten nach Constantinopel **). Aber König Ludwig, der schon zu schlagende Beweise von Manuels Mangel

*) In seinem Briefe an den Abt von Corvei, in welchem Conrad noch Ludwigs Betragen gegen ihn rühmt, gibt er blos seine geschwächte Gesundheit und die ungemein liebevolle Einladung des Kaisers und der Kaiserin, die ihn gleichsam mit Gewalt nach Constantinopel gezogen hätten, als die einzige Ursache seiner Reise dahin an. « Quasi vi nos Constantinopolin in palatium suum reduxit. »

**) Nur wenige der deutschen Pilger gingen mit dem Könige nach Constantinopel. Conrad hatte es Allen freigestellt, sich auf jede, ihnen anständige Weise nach Palästina zu begeben; dort wolle er sich nachher wieder an ihre Spitze stellen, sobald die neuen Pilgerschaaren, die er aus Niederdeutschland erwarte, entweder geraden Weges zu Lande, oder auch über Italien zur See allda glücklich würden angekommen seyn.

an Aufrichtigkeit hatte, achtete wenig oder gar nicht auf deſſen Warnungen vor den, gegen ihn im Anzuge begriffenen Türken, und noch weniger auf die, in eben dieſem Schreiben enthaltene Klage über die von den franzöſiſchen Pilgern bisher ausgeübten Gewaltthätigkeiten. Ludwig hielt das Schreiben des Kaiſers gar keiner Beantwortung werth, brach gleich nach Conrads Abreiſe mit ſeinem Heere auf und führte es am 24. Dezember in ein nahe bei Epheſus gelegenes, ungemein anmuthiges Thal, um dort das Weihnachtsfeſt zu feiern. Aber hier bekam auch das franzöſiſche Heer den Feind zum erſtenmale zu Geſicht. Kaum hatten die franzöſiſchen Pilger ihr neues Lager bezogen, als eine zahlreiche Schaar Türken, mittelſt eines plötzlichen Ueberfalles, ſich der in großer Menge in dem Thale weidenden Pferde zu bemächtigen ſuchte. Aber ſchnell eilten die Ritter herbei, trieben die Türken zurück und erſchlugen ihnen ſo viele Leute, daß ſie ferner keinen Angriff mehr wagten und die Feier des dreitägigen Feſtes durch nichts mehr unterbrochen ward.

XV.

Ludwigs Sieg am Meander. — Niederlage des franzöſiſchen Heeres am Lycus. — Ludwig mit ſeinem Heere in Attalia.

1. Nach dreitägigem Aufenthalt im Thale, wo es den Pilgern an nichts mangelte, brach endlich am vierten der König mit ſeinem Heere auf, nachdem dieſes ſich auf mehrere Tage mit Speiſevorrath verſehen hatte. Aber von jetzt an mußten auch die Ritter ſich täglich mit den Türken ſchlagen, die unaufhörlich das Pilgerheer umſchwärmten, jedoch ſtets von den Chriſten zurückgeworfen wurden, und nach ihrer Art zu fechten, mehr im Fliehen als im Kampfe ſchaden konnten. Weit größere Furcht, als die Gegenwart

und große Anzahl des Feindes, flößte ihnen der Gedanke an die Möglichkeit ein, daß bei dem anhaltenden Regen die vielen Flüsse, über welche sie setzen müßten, plötzlich anschwellen, aus ihren Ufern treten und ihrem Marsche unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen setzen könnten *). Diese Besorgniß war jedoch überflüssig. Der Regen ließ nach und freundliche und warme Witterung trat ein. Um so muthiger und kühner kämpften nun auch die ritterlichen Pilger mit den Türken. Zwar ward mancher brave Ritter von einem türkischen Pfeil durchbohrt, aber weit größer war doch jedesmal der Verlust auf Seite der Feinde. Besonders zeichnete sich wieder in diesen täglichen Kämpfen der Großmeister der Templer mit einer Schaar seiner Ritter aus diesem Orden aus. Aber auch König Ludwig war durch seine Tapferkeit und kühne Entschlossenheit ein Muster für alle seine Ritter. Nicht selten stürzte er sich in der Hitze des Gefechtes mitten unter den Feind, warf alles nieder, was sich ihm widersetzte und bahnte den Seinigen den Weg durch die dichtesten feindlichen Haufen. Eben so sehr zum Dienste ermunternd war es auch, daß der König, wenn die Reihe ihn traf, bald die Führung des Vor- oder Nachtrabes des Heeres, bald auch die nächtliche Bewachung des Lagers über-

*) Diese Besorgniß war um so gegründeter, da kurz vorher zwei Flüsse, als sie kaum über dieselben gekommen waren, plötzlich furchtbar anschwollen, aus ihren Ufern traten und die ganze Gegend unter Wasser setzten; so daß, wenn dieses nur eine Stunde früher geschehen wäre, sie ihren Marsch nicht weiter hätten fortsetzen können, sondern mit großem Zeitverlust gezwungen gewesen seyn würden, so lange zu warten, bis das Gewässer sich wieder verlaufen hätte. Ihren glücklichen Uebergang über beide Flüsse betrachteten daher auch die Pilger als ein offenbares Wunder und verglichen denselben mit dem Durchzug der Kinder Israel durch das rothe Meer.

nahm, und eben so heiter und munter die Kälte der Nächte wie die Hitze des Tages ertrug.

2. Unter täglichen stets ruhmvollen Gefechten kam das christliche Heer endlich an den Mäander. Das ganze zahlreiche türkische Heer hatte sich hier zusammengezogen, um den Christen den Uebergang über diesen Fluß zu verwehren, der, wegen des Stroms ungemein steilen Ufern, ohnehin schon höchst beschwerlich war. Ohne jedoch diese Schwierigkeiten wie die Zahl der Feinde zu berücksichtigen, ließ Ludwig, sobald seine Massen sich entwickelt hatten, zum Angriff blasen. Schon das erste Treffen, geführt von dem Grafen von Champagne, brachte die Türken zum Weichen; noch mehr gedrängt wurden sie, als auch die zweite Linie unter Dieterich, Graf von Flandern, heranrückte. Aber nun zog eine zahlreiche feindliche Schaar von den Gebirgen herab, umging das Pilgerheer und griff es mit einem Hagel von Pfeilen im Rücken an. Gegen diese rannte jetzt Ludwig, der die Reserve führte, mit seiner auserlesenen Ritterschaar und griff sie so wüthend an, daß er nach kurzem Gefecht sie in die Flucht schlug, eine Strecke verfolgte und in die Gebirge trieb. Noch wüthete die Schlacht längs der Fronte der beiden Heere, als Ludwig von seinem Siege zurückkam. Aber ein neuer heftiger Angriff des Königs brachte endlich die Türken in Verwirrung. Das ganze Heer begab sich auf die Flucht, und ohne einen Versuch zu machen, das jenseitige Ufer zu erreichen und dort sich wieder aufzustellen, zerstreuete es sich in die umherliegenden Gebirge. Ludwigs Sieg war vollständig und glorreich *), der Verlust auf Seite

*) Wegen der großen Ueberzahl der Feinde und deren trefflicher Stellung hielten die Pilger ihren, mit so geringem Verluste erkauften Sieg abermals für ein

der Pilger wenig bedeutend und von den Rittern kam nur ein einziger um, nämlich der wackere Milo von Novency, der im Fluß ertrank. Nur Schade, daß ein vornehmer türkischer Emir, den man in der Schlacht zum Gefangenen gemacht und vor den König geführt hatte, als er durchaus den Islam nicht abschwören wollte, zusammengehauen ward. Aber nun erhielten auch der König und dessen ganzes Heer von der Verrätherei der Griechen volle Ueberzeugung, und daß sie in geheimem Bunde mit den Ungläubigen stünden; denn der Befehlshaber von Antiochien am Mäander ließ die Thore der Stadt den fliehenden Türken öffnen und nahm sie als Freunde in die Burg auf. Die französischen Pilger würden diese offenbare Verrätherei nicht ungeahndet gelassen, die Stadt belagert und nach Eroberung derselben sie zerstört haben; da aber ihre Vorräthe sehr abzunehmen anfingen, sie auch jetzt überzeugt waren, daß sie von den Griechen der umliegenden Gegend nirgends mit Speise würden versehen werden; so mußten sie von diesem Vorhaben abstehen und nur darauf bedacht seyn, ohne allen Zeitverlust und sobald wie möglich die Grenzen des lateinischen Fürstenthums von Antiochien zu erreichen.

3. Bei der jetzt wieder eintretenden Furcht vor Mangel an Lebensmitteln trösteten sich jedoch die Pilger mit der zuversichtlichen Hoffnung, in der Stadt Laodicäa am Lycus, die nur drei Tagreisen vom Mäander entfernt war, freien und wohlversehenen Markt

---

offenbares Wunder. Odo von Deuil erzählt: Certe fuerant qui dicerent, album quendam militem, quem non viderunt prius vel postea, se vidisse et primos ictus in proelio percussisse. In hoc ego nec fallere vellem nec falli. Scio tamen quod in tali districto tam facilis et *tam celebris* victoria non nisi divina virtute fuisset (*Odo Diog.* 6. 61.)

von Lebensmitteln zu finden. Aber auch in dieser Hoffnung sahen sie sich bald schrecklich getäuscht; denn als sie in Laodicäa ankamen, fanden sie die Stadt völlig menschenleer. Sämmtliche Einwohner hatten sich, theils auf Anreizung des griechischen Befehlshabers der Stadt, theils aus Furcht vor den Pilgern, mit allem ihrem Vieh und allen ihren Vorräthen in die Gebirge geflüchtet *). In dieser grausamen Verlegenheit hielt Ludwig einen Kriegsrath, zu welchem er auch alle Bischöfe und Barone berief; aber niemand wußte in demselben Rath zu schaffen. Einige schlugen zwar vor, die Einwohner von Laodicäa in den Gebirgen aufzusuchen und durch freundliches Zureden von ihnen Lebensmittel zu erhalten; aber die meisten waren anderer Meinung und fanden dieses Mittel für unräthlich und unnütz. — Voll banger Besorgniß zog nun das Heer in das Gebirg, über welches die Straße nach Attalia, einer am Meere gelegenen Stadt führte. Da man voraussehen konnte, daß alle Engpässe von dem Feinde würden besetzt seyn; so erließ Ludwig an sämmtliche Führer der verschiedenen Schaaren den strengsten Befehl, von den Anordnungen, die er während des Marsches durch das Gebirg machen würde, auch nicht ein Haarbreit abzuweichen. Wäre dieser Befehl, was leider nicht geschah, gehörig befolgt worden; so würde das Heer, obgleich unter Mangel, Noth und jeder Art der Entbehrung dennoch das Gebirg siegreich

*) Viele Einwohner, aber besonders der Statthalter von Laodicäa fürchteten die Rache der Pilger. Dieser tückische Grieche hatte nämlich, wie man sich erinnern wird, eine zahlreiche deutsche Schaar durch den schändlichsten Verrath den Türken in die Hände geliefert, und mußte nun befürchten, daß seine ruchlose That dem französischen Könige und dessen Fürsten nicht unbekannt seyn, er mithin auch jetzt den verdienten Lohn dafür erhalten könnte.

durchzogen haben. Als aber das Heer einem hohen, steinigen und felsigen Gebirge, in dessen Tiefen der Lycus strömte, sich näherte, gab der König den Grafen Gottfried von Raucon und Amadeus von Maurienne, welche das Vordertreffen mit dem königlichen Panier führten, den Befehl, nicht weiter als bis an den Fuß des Gebirges vorzurücken und dort die Ankunft des Königes mit dem übrigen Heere zu erwarten. Ludwigs Plan dabei war, das Heer erst am Morgen des folgenden Tages über den Berg zu führen, aber vorher noch die Gegend genau zu recognosciren, die sichersten und gangbarsten Wege aufzusuchen und überhaupt die zweckmäßigsten Anordnungen zu dem Uebergange des ganzen Heeres zu machen. Aber dieser weisen Verfügung ward nicht Folge geleistet. Als die beiden Grafen schon um die Mittagszeit den Berg erreichten und zufällig einen gangbaren Weg fanden, zogen sie, uneingedenk des königlichen Befehls, über die Bergspitze. Da sie aber nur in sehr schmaler Front marschiren konnten, so war dieser Weg mit den erstern, hinaufziehenden Colonnen noch bedeckt, als von derselben Heerabtheilung der beiden Grafen die letztern Massen ankamen. Da diese den Berg mit den erstern zugleich ersteigen wollten, jedoch denselben Weg nicht nehmen konnten; so wählten sie in ihrer Uebereilung einen andern, der sie aber leider auf Felsenpfade führte, wo kaum menschliche Füße zu stehen vermochten, viel weniger Lastthiere fortkommen konnten. Diese stürzten theils in den Abgrund, glitten zum Theile auch aus und warfen in ihrem Falle die ihnen nachklimmenden Pilger in die Tiefe. Da dieser Theil des Berges von den Pfeilen der auf dem jenseitigen Berge stehenden Türken erreicht werden konnte, so kam schon dadurch eine große Anzahl Pilger um. Aber nun eilten auch die Türken von ihren Anhöhen herab und warfen sich in die, durch das

unbesonnene Vorrücken der beiden Grafen entstandene Lücke, also gerade in die Mitte der französischen Colonnen. Alles schien jetzt verloren; und nur ungewöhnliche Tapferkeit und das befeuernde Beispiel des Königes retteten das seinem völligen Untergange schon ganz nahe Heer. Sobald Ludwig von der Gefahr eines Theils desselben hörte, rannte er sogleich, blos von einigen seiner Barone begleitet, herbei, stürzte sich mitten unter die dichtesten feindlichen Haufen und entflammte durch sein begeisterndes Beispiel so sehr den Muth aller Ritter, daß diese gleichsam sich selbst an Tapferkeit übertrafen, und als sie beinahe alle ihre Pferde durch die Pfeile der Türken verloren hatten, fochten sie noch zu Fuße, erschlugen eine Menge Feinde und setzten den Kampf so lange fort, bis alles Fußvolk den Berg überstiegen hatte. Aber sehr groß war der Verlust auf Seite der Franzosen, und viele von der Blüthe der französischen Ritterschaft fielen an diesem blutigen Tage. Selbst der König schwebte in größter Gefahr; auch sein Pferd, getroffen von einem türkischen Pfeile, war gefallen. Aber dennoch setzte er, gleich seinen Rittern, auch zu Fuße den Kampf noch fort, wagte sich aber zu tief unter die Feinde. Ein ganzer Haufen Türken rannte auf den tapfern Ritter an, den sie zum Glücke nicht kannten; was den König jetzt rettete, war blos die Festigkeit seines Panzers und die Schärfe seines Schwertes; jener schützte ihn gegen die vielen auf ihn abgeschossenen Pfeile, und als Ludwig mit Hülfe der hervorstehenden Wurzeln eines Baumes einen Felsen erklommen hatte, hieb er den Nachklimmenden theils die Köpfe, theils die Hände ab, worauf die Uebrigen von ihm abließen. Von den Pilgern, welche im Gebirge und in den Felsenklüften die Nacht angstvoll durchwacht hatten, kamen zwar am andern Tage sehr viele wieder in das königliche Lager; aber demungeachtet war der Verlust ganz ungemein bedeutend.

4. Da das ganze Heer jetzt von ſelbſt einſah, daß blos jene beiden Grafen, welche das Vordertreffen geführt, durch Nichtachtung der königlichen Befehle dieſes Unglück herbeigeführt hatten; ſo foderte es laut deren Beſtrafung. Mit dem Strange, begehrte man, ſollten ſie für ihren Ungehorſam büßen. Zum Glücke für den Grafen von Raucon war mit ihm Graf Amadeus von Maurienne, der Oheim des Königes, in gleicher Schuld. Die hohe Geburt deſſelben deckte das Verbrechen und rettete den Verbrecher wie den Genoſſen deſſelben von der verdienten Todesſtrafe. — Aber von dem Tage dieſer Niederlage an wurden die Türken immer frecher und verwegener; beunruhigten unaufhörlich das königliche Heer. Ludwig leitete jedoch den Marſch deſſelben mit ſo vieler Klugheit und machte ſolche treffliche Anordnungen, daß die Feinde ſtets mit vielem Verluſt zurückgeſchlagen, aus allen ihren Poſitionen vertrieben, und ſogar einmal in einem mörderiſchen Treffen völlig geſchlagen und zerſtreut wurden. Was aber unſtreitig die Bewunderung der Nachwelt verdient, iſt der ausdauernde Muth des franzöſiſchen Pilgerheeres, das, ſobald das Zeichen zu offenem Kampfe gegeben ward, ſogleich Hunger und alles Ungemach vergaß, und den Feind ſelbſt in deſſen feſteſten Stellungen mit einer Heftigkeit angriff, die man kaum von einem wohlgenährten, völlig ausgeraſteten Heere hätte erwarten können. Indeſſen wäre dennoch beinahe der Treuloſigkeit und Verrätherei der Griechen das gelungen, was die vereinten Streitkräfte der Türken nicht zu bewirken vermochten. Zwiſchen Laodicäa und Attalia waren wieder nicht nur alle Städte und Dörfer von ihren Einwohnern verlaſſen, völlig öde und leer, ſondern die Griechen hatten ſogar die Viehweiden weit und breit mit Feuer abgeſengt. Nirgends ward Nahrung gefunden, weder für die Menſchen noch für die Pferde. Gegen den Hungertod ſchützten jedoch das Heer die

vielen gefallenen Rosse, deren Fleisch auch jetzt die einzige Nahrung der Pilger war. Indessen ging doch eine ungeheure Menge Gepäckes, wenn die Pferde fielen, welche es getragen hatten, verloren. Da die Pilger es nicht mitnehmen konnten, jedoch auch den Türken nicht als Beute überlassen wollten; so ward es gewöhnlich verbrannt. Aber auf den höchsten Grad stieg jetzt der Zorn der Pilger gegen die Griechen, die, um ihre christlichen Brüder zu verderben, selbst ihr eigenes Land zu zerstören sich nicht scheueten. Wohl sahen nun Ludwig und alle seine Barone ein, wie sehr man gefehlt, daß man nicht nach dem Beispiel Gottfrieds von Bouillon und der ersten Kreuzfahrer den Weg über Iconium gewählt habe; auf diesem hätte man blos die offene Gewalt der so oft besiegten Türken zu bekämpfen, aber nichts von der Treulosigkeit der Griechen zu befürchten gehabt, würde mithin alles bisher ausgestandene grenzenlose Ungemach sich erspart haben.

5. Nach fünfzehntägigem Marsch, seitdem sie das Thal von Ephesus verlassen hatten, kamen die Pilger endlich in Attalia an, wo sie mit Zuversicht das Ende aller ihrer Leiden zu finden hofften. Aber auch in dieser Hoffnung sahen sie sich in kurzer Zeit schrecklich getäuscht. Schon höchst auffallend war es für den König, als jetzt ein Gesandter des griechischen Kaisers sich bei ihm meldete und unumwunden gestand, die Reise nach Attalia mit dem türkischen Heere gemacht zu haben, und zwar mit demselben, gegen welche die Pilger auf ihrem Marsch so viele blutige Gefechte siegreich bestanden hatten. Die Aufträge des Gesandten waren wieder von der gewöhnlichen Art, freundliche Vorwürfe im Gefolge täuschender Verheissungen, lauter leere Worte, auf die nichts zu bauen war. Ihren Unwillen, so gerecht er auch war, mußten jedoch der

König, wie seine Barone und Ritter in ihrer Brust verschließen; denn sie sahen wohl ein, daß sie ohne Lebensmittel, also ohne Unterstützung von den Griechen ihren Marsch nicht fortsetzen könnten, und waren daher jetzt froh, daß man ihnen wenigstens den nothwendigsten Bedarf an Speise zukommen ließ; aber wieder in so ungeheuern Preisen, daß viele Pilger, um dem Hungertode zu entgehen, alles was sie hatten, manche sogar ihre Waffen, oder ihr Pferd, wenn dasselbe ihnen noch geblieben war, für kärgliche und schlechte Speise hingaben. Eben so schwer war es, Futter für die Pferde zu finden, weil die Weideplätze sehr weit entfernt waren und die Ritter ihre dort weidenden Pferde Tag und Nacht gegen die herumstreifenden Türken bewachen mußten. Alles, was jedoch die Pilger auf ihrem Marsch nach Attalia und auch hier verloren hatten, Pferde, Waffen, Lastthiere und anderes Geräth, konnte wieder herbeigeschafft werden; und an Zahl und Kräftigkeit der Mannschaft war Ludwigs Heer noch stattlich genug, um den Griechen, die sich ihrer gegen dasselbe begangenen Treulosigkeit, Grausamkeit und schändlicher Verletzung des Völkerrechts wohl bewußt waren, nicht außer aller Furcht und Besorgniß vor Wiedervergeltung zu setzen. Wie früher des deutschen, wünschten sie daher auch jetzt des französischen Pilgerheeres völlige Auflösung. Der griechische Gesandte und der Statthalter von Attalia boten demnach dem Könige Schiffe an, und versprachen, ihn und sein ganzes Heer in drei Tagen von Hafen zu Hafen und über reiche Städte, wo es ihnen an keiner Art von Lebensmitteln fehlen werde, nach Antiochien zu bringen. Gerne wünschte zwar Ludwig sobald als möglich nach Antiochien zu kommen *),

*) Besonders weil er befürchten mußte, daß bei den ganz ungeheuern Preisen, um welche die Einwohner

argwohnte aber nicht ohne Grund, daß auch unter diesem Anerbieten nur Trug, Argliſt und Verrath wieder möchten verborgen seyn. In dem Kriegsrath, den er diesfalls zuſammenberief, widerſprachen ihm jedoch die meiſten ſeiner Barone. Sie ſtellten ihm vor, daß, da der bei weitem größte Theil der Ritter ohne Pferde wäre, ſelbſt viele der vornehmſten Barone zu Fuße gehen müßten, es unmöglich wäre zu Lande nach Antiochien zu kommen. Dazu bedürfte es wenigſtens vierzig Tagmärſche, und zwar durch lauter feindliches und dabei von vielen Flüſſen durchſchnittenes Land, wo man wahrſcheinlich wieder nur höchſt ſelten, oder vielleicht gar nicht die nöthigen Subſiſtenzmittel finden würde.

6. Der König gab der Meinung und dem Wunſch der Majorität des Kriegsraths nach. Aber nun erwieß es ſich bald, wie ſehr Ludwigs Argwohn gegründet war. Erſtens begehrte der Statthalter für die Ueberfahrt ganz ungeheure Preiſe, vier Mark Silbers für jeden Mann, was nur die Vornehmſten im Heere zu bezahlen im Stande waren. Zweitens lieferte er bei weitem nicht die erforderliche, von ihm zugeſagte Anzahl von Schiffen, ſondern nur ſo viele, als allenfalls nöthig waren, den König und deſſen Barone nach Antiochien zu führen. Drittens ließ er den Türken ſagen, daß jetzt beinahe alle Ritter ihre Pferde verloren hätten, ſie daher dieſen Augenblick zu einem allgemeinen Angriff benutzen möchten. Zum Glück erhielt Ludwig noch bei Zeiten Kunde davon, legte ſich mit ſeinen Baronen und allen Rittern, die noch Roſſe hatten, in einen Hinterhalt, ſo daß die Türken, als ſie heranrückten, plötzlich im Rücken und in der Fronte angegriffen, mit großem Verluſt zurückgeſchlagen wurden.

Lebensmittel verkauften, auch ſelbſt die wohlhabendſten Pilger in kurzer Zeit gänzlich verarmen würden.

Indessen büßte doch auch mancher brave Pilger in diesem Treffen sein Leben ein. Aber nun traf das Heer ein noch weit grausameres Schicksal. Eine schreckliche Pest, die mit jedem Tage größere Fortschritte zu machen schien, brach in demselben aus. Ludwig hatte sich bisher alle Mühe gegeben, von dem Statthalter von Attalia mehr Schiffe und um billigere Preise zu erhalten; da jedoch alle seine Bemühungen fruchtlos blieben und die Seuche immer heftiger zu wüthen anfing; so entschloß er sich endlich, wenigstens sein und seiner Barone Leben durch eine schnelle Abfahrt aus Attalia zu retten. Bevor jedoch Ludwig abreiste, sorgte er, wie ein wahrer Vater seiner Völker, für das Wohl und die Sicherheit des gemeinen Kriegsvolkes, das er zurücklassen mußte. Mit dem kaiserlichen Gesandten und dem Statthalter von Attalia machte er einen neuen Vertrag, in welchem Beide versprachen, für fünf hundert Mark Silbers, die ihnen der König sogleich auszahlen ließ, die gesunden Pilger sicher nach Tarsus zu geleiten, die Kranken und Schwachen aber so lange in Attalia sorgfältig pflegen zu lassen, und sobald sie vollkommen genesen wären, zu Schiffe nach Antiochien zu befördern. Um über die Erfüllung dieses Vertrages zu wachen, ließ der König den Grafen von Flandern und Erchembald von Bourbon in Attalia zurück, theilte unter das zurückbleibende Volk große Summen Geldes aus, gab auch vielen von den Rittern, die ihre Pferde verloren hatten, so weit er es nur vermochte, neue Pferde, bestieg hierauf mit seinen Baronen die wenigen, von den Griechen zu seiner Verfügung gestellten Schiffe, und langte nach einer kurzen Seefahrt von wenigen Tagen glücklich in Antiochien an.

7. So wenig die Griechen einen der früher geschlossenen Verträge gehalten hatten, hielten sie auch

den letzten, mit dem Könige vor dessen Abreise geschlossenen Vertrag. Aus ihrer Verbindung und ihrem täglichen Verkehr mit den Ungläubigen machten sie nun gar kein Geheimniß mehr, theilten sogar, wie Odo von Deuil berichtet, das von dem Könige erhaltene Geld mit den Türken. Die griechischen Truppen, welche die Wallbrüder nach Tarsus geleiten sollten, ließen lange auf sich warten, und erschienen am Ende gar nicht, und als die Pilger endlich auf die Erfüllung des Vertrages drangen, schützten die betrügerischen Griechen theils die große, durch die herumschwärmenden Türken verursachte Unsicherheit der Straßen, theils auch die harte und schlimme Witterung vor, und erklärten endlich geradezu, daß vor Anfang des nächsten Frühjahres der Marsch nach Tarsus gar nicht angetreten werden könnte. Der Graf von Flandern und Erchembald von Bourbon sahen nun wohl ein, daß die Griechen den Vertrag nicht halten wollten und nicht halten würden, und da es ihnen an Mitteln gebrach, sie mit Gewalt dazu zu zwingen, so mietheten sie jetzt ebenfalls ein Schiff und folgten ihrem Könige nach Antiochien. Aber trauriger und trostloser als je ward nun auch die Lage des zurückgebliebenen gemeinen Volkes. Die Türken, denen die Thoren von Attalia zu jeder Stunde offen standen, tödteten oder verwundeten mit ihren Pfeilen sogar Pilger in der Stadt. Da die Griechen, trotz dem geschlossenen Vertrage und der von dem Könige schon erhaltenen Bezahlung ungeachtet, die Pilger nicht nach Tarsus geleiten wollten, oder nicht geleiten zu können vorgaben; so wäre es doch unstreitig ihre Pflicht gewesen, für den, wenn auch nur höchst nothdürftigen Unterhalt derselben zu sorgen. Aber daran ward nicht gedacht, und eben so wenig auch an eine, man will nicht sagen sorgfältige, doch wenigstens nur menschliche Verpflegung der Kranken. Ohne Unterschied wurden Gesunde und Kranke in enge, finstere, kerkerähnliche Gebäude zu-

sammengepreßt, und dadurch den Verheerungen der Pest nur ein noch größerer Spielraum eröffnet. Nahrung ward ihnen gar keine gereicht, als nur um ganz ungeheure Preise; so daß viele, die schon auf halbem Wege der Genesung waren, aber sich Speise zu kaufen kein Geld hatten, dem Hungertode anheimfielen. Indessen ward die Seuche, nothwendige Folge des bisher ausgestandenen, grenzenlosen Ungemachs, mit jedem Tage mörderischer und die Verzweifelung der unglücklichen Pilger stieg so hoch, daß endlich, um nur der Seuche oder dem Hungertode zu entgehen, eine zahlreiche, ungefähr aus acht bis zehntausend Mann bestehende Schaar aufbrach und, obgleich wohlbewaffnet, jedoch ohne Führer und ohne alle Mittel des Unterhalts, den Marsch nach Tarsus antraten. Aber diese, vielleicht die Einzigen, die von Hunger nicht völlig entkräftet, noch die Waffen führen konnten, kamen nicht weit. Nachdem sie über einen Fluß nicht ferne von Attalia gesetzt hatten, stießen sie auf weit zahlreichere türkische Schaaren, von denen sie, nach kurzem und mattem Kampfe entweder erschlagen oder zu Gefangenen gemacht wurden. Tausende hatte die Pest schon hinweggerafft, raffte täglich noch immer mehrere hinweg, und durch diese letzte Niederlage war nun die Kraft des Heeres gänzlich gebrochen, ja wohl völlig vernichtet. Die Türken sahen nun wohl ein, daß sie von den Christen nichts mehr zu befürchten hätten. Ganz furchtlos, und wohl bewußt, daß es jetzt keines Kampfes mehr bedürfte, kamen sie nach Attalia, und der trostlose, bejammernswerthe Zustand der in der Stadt noch befindlichen Pilger flößte sogar Mitleiden den Türken ein, deren Großmuth jetzt mit der Grausamkeit und Gefühllosigkeit der Griechen, die sich Christen nannten, und ärger als Türken und Heiden waren, einen, den griechischen Namen auf ewig schändenden Contrast bildete. Die Türken, voll Theilnahme an dem harten Schicksale der dürftigen, kranken, oder einen

ſiechen, völlig entkräfteten Körper umhertragenden Pilger, kamen freundlich und tröſtend zu ihnen, ſchenkten ihnen reichliches Almoſen, und Manche von ihnen tauſchten ſogar von ihren Waffengefährten das erbeutete Geld ein und vertheilten es unter die armen und hülfloſen Pilger. Von den Griechen wurden dagegen diejenigen, die aus Noth, zum Theil auch mit Gewalt dazu gezwungen, ſich als Knechte in ihre Dienſte begeben hatten, bei jeder Gelegenheit mit Schlägen mißhandelt, empfingen keinen Lohn, nur ſchlechte, äußerſt ſpärliche Koſt, und mehreren ward ſogar das Wenige, was ſie von dem Ihrigen gerettet hatten, von den Unmenſchen geraubt *). Ueber dreitauſend Pilger, welche jetzt durchaus kein Mittel hatten, das Ziel ihrer Pilgerſchaft zu erreichen, und noch viel weniger nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, zogen es demnach vor, als Knechte in die Dienſte der Türken zu treten und mit ihnen in ein entferntes, nicht mehr von Chriſten bewohntes Land zu ziehen. Bei den Türken waren ſie verſichert, weit menſchlichere Behandlung zu finden, als bei den Chriſten, beſonders da man ihnen die Zuſicherung machte, nie zur Verleugnung des chriſtlichen Glaubens und zur Annahme des Islams gezwungen zu werden **). — Aber den hartherzigen Einwohnern

*) — — Turci reversi sunt eos videre qui remanserant et deinceps aegris et pauperibus largas eleemosynas faciebant. Graeci vero cogentes fortiores ad sua servitia *loco mercedis verberabant*. Quidem Turcorum a suis sociis nostras monetas emebant et inter pauperes plena manu dividebant. Graeci vero illis, quibus aliquid remanserat, auferebant. (*Odo Diogl.* p. 76.)

**) Mit Recht ruft hier Odo von Deuil jammernd aus: «O pietas omni proditione erudelior! Dantes panem fidem tollebant.» — In der That, zwangen auch wirklich die Türken ſolche Unglückliche nicht zur Verleugnung des chriſtlichen Glaubens, ſo waren ſie doch im fernen unchriſtlichen Lande der Ausübung ihrer

von Attalia folgte, für ihren an den armen Pilgern begangenen Greuel, die Strafe auf dem Fuße. Die mörderische Seuche, die bisher nur unter den Pilgern und in den Löchern, die man ihnen als Krankenhäuser angewiesen, geherrscht hatte, brach nun plötzlich auch in die Stadt, verbreitete sich mit ungemeiner Schnelligkeit und wüthete noch weit heftiger unter den Griechen, als sie unter den Wallbrüdern gewüthet hatte. In kurzer Zeit standen viele Häuser, ja ganze Straßen völlig verödet und menschenleer da; so daß die übrigen Einwohner schon im Begriffe standen, die völlig verpestete Stadt, wo ihnen nichts als Leichen und Leichen begegneten, völlig zu verlassen. Die Seuche hörte jedoch, nachdem sie die, ihr angewiesenen Opfer verschlungen hatte, auf einmal wieder auf, so daß für jetzt noch Attalia nicht gänzlich entvölkert ward. Aber was, wenn es gegründet seyn sollte, ganz besonders bemerkt zu werden verdient, ist, daß der Kaiser den, von der Pest verschont gebliebenen Einwohnern, wegen deren allzu freundlichen Behandlung der Pilger, und weil sie diesen Speise verkauft hatten, eine ungeheure Geldbuße auferlegte, so daß sie jetzt nicht nur alles Geldes, das sie durch ihre ungeheuren übertriebenen Preise von den armen Pilgern erpreßt hatten, sondern auch noch eines großen Theils ihres rechtmäßigen Eigenthums beraubt wurden *).

Religion, des öffentlichen Gottesdienstes und aller Heilmittel der Sacramente und der Kirche beraubt; wovon eine allmälige, endlich gänzliche Vergessenheit des Christenthums, und dann, sobald noch der Gewinn zeitlicher Vortheile dazu kam, ein freiwilliger Abfall von der christlichen Religion und eine eben so ungezwungene Annahme des Islams nur gar zu leichte Folgen seyn konnten.

*) Imperator quoque — — — illam (nämlich die Stadt) *penitus* auro et argento spoliavit.

Gleich dem deutschen, war nun auch das französische Pilgerheer aufgelöst; nicht besiegt durch die Waffen der Türken, aber völlig vernichtet durch die boshaften Ränke der Griechen, der Pilger geheimen, und daher, wie wir schon einigemal bemerkten, weit gefährlicheren und verderblicheren Feinde.

XVI.

Ludwig VII. in Antiochien. — Ankunft Conrads III. in Syrien. — Zusammenkunft beider Monarchen zuerst zwischen Tyrus und Ptolemäus und dann in Jerusalem. — Oefters und lange Berathungen wegen der, jetzt gegen die Ungläubigen zu ergreifenden Maßregeln.

1. Als Ludwig in Antiochien ankam, fand er die Christen im gelobten Lande und die lateinischen Fürstenthümer in Syrien in einem höchst traurigen, bald möchte man sagen, verzweifelten Zustande. Während des furchtbaren Nurreddins Macht sich mit jedem Tage vergrößerte, beinahe ganz Syrien und Mesopotamien ihm gehorchten, und er daher die christlichen Fürstenthümer ganz in der Nähe bedrohete, herrschten unter den lateinischen Fürsten nichts als Selbstsucht, Zwietracht, Neid, Eifersucht, oft selbst im Gefolge noch weit niedrigerer Leidenschaften. — Auf dem Throne von Jerusalem saß Melisende und regierte im Namen ihres, obgleich schon neunzehnjährigen Sohnes Balduins III. Melisende war eine Fürstin von vieler Klugheit und männlichem Sinne. Aber die eben damit unzufriedenen Barone ihres Reiches, die ihren edeln, tapfern und gottesfürchtigen Vorfahren bei weitem nicht mehr glichen, befolgten nur mit Unwillen Melisendens Anordnungen, oder suchten deren Ausführung durch geheime Ränke zu erschweren und so viel wie möglich zu lähmen. — In dem Fürstenthum Antiochien herrschte Fürst Rai-

mund aus dem Hauſe von Poitou, ein Regent, der wegen ſeiner Härte, ſeines rauhen, zurückſtoßenden Weſens, und beſonders wegen der Unbändigkeit ſeines Zorns, weder bei der Geiſtlichkeit, noch bei ſeinen Baronen, noch bei ſeinem Volke beliebt war; ſo daß unter ſeinem Panier Niemand mit Vertrauen und freudiger Zuverſicht zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszog *). — Noch weit werthloſer als Raimund von Antiochien war Raimund von Tripolis, der durch ſeinen kurzſichtigen, nur ausſchließlich auf eigene Vortheile bedachten Eigennutz, keine gemeinſame große Unternehmung zu befördern fähig war; ja wohl, wenn er ſeine Beſitzungen dadurch hätte erweitern können, ſogar in verrätheriſche Verbindungen gegen ſeine eigenen Glaubensbrüder würde getreten ſeyn. — Endlich war auch Graf Joscelin noch immer der nämliche leichtſinnige, fahrläßige, nur ſeinen Vergnügungen nachjagende Fürſt, wie wir ihn ſchon früher kennen gelernt haben. — Ueberhaupt waren die abendländiſchen Chriſten, die ſich in Paläſtina und Syrien niedergelaſſen hatten, und beſonders deren Nachkommen ungemein entartet. Mit den griechiſchen und ſyriſchen Chriſten, von denen ſie die Sprache nicht mehr ſo ſehr wie im Anfang trennte, indem die Letztern die franzöſiſche Sprache eben ſo geläufig, wie jene die Landesſprache redeten, und nun durch häufige

*) Auf das Zeugniß Wilhelms von Tyr entwirft *Michaud* in ſeiner histoire des Croissades ein Gemälde, wovon wir unſern Leſern nur folgende Züge hier mittheilen wollen. «Raymond etoit d'un parler doux «et effable, representant dans son habitude et con«tenance je ne sais quelle grace singulière et main«tien d'un excellent et magnanime Prince; mais il «etoit impetueux dans ses volontés, et d'une telle «colere, que lorsqu'il etoit courroucé, il n'y avoit «en lui ni rime ni raison.» (T. II. p. 210 und 11.)

Heirathen noch mehr mit ihnen vermischt und verbunden, war ihnen der fromme Sinn ihrer Vorfahren wie deren Tapferkeit völlig fremd geworden. Selbst die Ritter scheueten den Krieg, wünschten nur Friede oder Waffenstillstand, und lebten in friedlichem und freudigem Verkehr mit den Türken; und mußten sie auch, zu Folge eines allgemeinen königlichen Aufgebots, zur Sicherheit der Grenzen die Waffen ergreifen; so geschah dieß ohne Freudigkeit und Kampflust; kurz, Waffenruhm hatte für sie keinen Reiz mehr, desto größern aber ruhiger, sinnlicher Genuß*).

2. Die Verworfensten waren jedoch unstreitig die Pullanen, das heißt, die, welche von abendländischen christlichen Aeltern in Palästina und Syrien waren geboren worden, besonders wenn die Väter sie mit syrischen, griechischen, oder auch mohamedanischen, jedoch zum Christenthum übergetretenen Frauen gezeugt hatten. Man nannte sie Pullanen. Diese, die jetzt Häuser, Aecker, Güter, Weinberge ꝛc. besaßen, zum Theil auch zu ansehnlichen Reichthümern gelangt waren und an vielen Orten die Mehrzahl der Einwohner bildeten, waren Menschen von den schlechtesten Sitten, tückisch, falsch, arglistig und im höchsten Grade betrüglich. Aus Abendländern waren sie Morgenländer geworden, aber Morgenländer von der schlimmsten Art. Mit den Sitten und Gebräuchen der Orientalen hatten sie auch deren Laster,

*) Eine sehr ehrenvolle Ausnahme machten jedoch die Tempel- und Johanniterritter. Bei diesen war noch frommer ritterlicher Sinn. Sie scheuten nicht nur den Kampf mit den Ungläubigen nicht, sondern suchten ihn sogar auf; und ihrem Gelübde und ihren Pflichten getreu, schützten und schirmten sie mit wachsamer Obhut die nach den heiligen Orten wallenden Pilger gegen umherziehende türkische oder arabische Räuberhorden.

Schwachheiten und Verkehrtheiten sich eigen gemacht. Von der hohen Achtung, in welcher das schöne Geschlecht im Abendlande, also im Lande ihrer Väter, stand, hatten sie keinen Begriff. Die Pullanen waren die ärgsten Tyrannen ihrer Gattinnen, die sie mit einer, für dieselben im höchsten Grade beleidigenden Strenge und Aufsicht bewachten, in ihren Wohnungen einschlossen, nur höchst selten, kaum einmal des Jahres ihnen einen Ausgang erlaubten, ja größtentheils sogar nicht einmal den Kirchenbesuch ihnen gestatteten. Die reichen Pullanen, damit ihre Frauen keinen Vorwand hätten, ihre Zimmer zu verlassen, ließen an den Betten derselben in ihren Wohnungen Altäre errichten und von armen unwissenden Priestern, die für ihren Dienst sich durch eine kleine Gabe hinreichend belohnt glaubten, die heilige Messe lesen. Diese Härte und dieser unerträgliche Zwang erbitterten natürlicherweise die Gemüther der Frauen, die ihre Männer, in denen sie nur argwöhnische Tyrannen erblickten, nicht mehr lieben konnten; im Gegentheil, nach Weise der in Harems eingeschlossenen türkischen Frauen, sie zu betrügen, zu überlisten und durch manchen unerlaubten Genuß sich an ihnen zu rächen suchten. — Nichts war den Pullanen mehr zuwider, als wenn fromme Pilger aus dem Abendlande theils blos aus Andacht, theils auch um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, in Palästina oder Syrien ankamen. Diese waren für sie ein Gegenstand des bittersten Hohns; sie nannten sie nur fromme Gimpel und Einfaltspinsel, und suchten bei jeder Gelegenheit sie zu betrügen und zu übervortheilen. Hörten sie aber gar, daß ein ganzes Pilgerheer, um die Ungläubigen zu bekämpfen, im Anzug sey; dann kannte ihre Bosheit keine Grenzen mehr. Aus Furcht nun, in ihrer trägen Ruhe gestört oder gar gezwungen zu werden, an dem Kampfe Antheil zu nehmen, sahen sie nur, mit bitterm Groll und Haß

in dem Herzen, der Ankunft eines solchen Heeres entgegen, das auch wirklich, wie wir bald einen auffallenden Beweis haben werden, von der Arglist und der Verrätherei der Pullanen ungleich mehr als von den Waffen der Ungläubigen zu fürchten hatte*).

3. Als Ludwig nach Antiochien kam, ward er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Fürst Raimund selbst ging mit der hohen Geistlichkeit und allen seinen Baronen bis an die Grenzen seines Fürstenthums ihm entgegen. Da Raimund auch ein politisches Interesse dabei hatte, die Gunst Ludwigs zu gewinnen und sich demselben gefällig und verbindlich zu machen, so gab er sich alle Mühe, durch die sinnreichsten Zerstreuungen und jede Art von Ergötzungen, die nur immer die Sinne in einen steten, angenehmen Taumel

*) Das hier oben von den Pullanen Gesagte gründet sich auf die Zeugnisse des Erzbischofes Wilhelm von Tyr, ferner des im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lebenden Jacobs von Vitry, Bischof von Ptolemais, und endlich auch des Marino Sanuda, in dessen Secretis fidelium Crucis. — Wilhelm von Tyr sagt unter Anderm: „Wer es unternehmen wollte, die Sitten oder vielmehr die Ungeheuer von Lastern des Volkes im Morgenlande (der Pullanen) zu beschreiben, würde der Unermeßlichkeit des Stoffes erliegen und den Verdacht erregen, Schmähungen und Lügen für Wahrheit auszugeben.“ — — Eine Ausnahme machten jedoch wenigstens einigermaßen die Venetianer, Pisaner und Genueser, die sich in den Seestädten Palästina's niedergelassen hatten. Diese italienischen Ansiedler schwelgten nicht, wie die Pullanen, in Weichlichkeit und trägem Müßiggange; der Handel erhielt sie in ununterbrochener Thätigkeit; sie scheueten auch nicht den Kampf, den sie aber leider weniger gegen die Ungläubigen, als aus Handelseifersucht gegen einander selbst führten. Der europäische, stets mit Eifersucht, Neid und maßloser Gewinnsucht verbundene Handelsgeist war auch in dem Orient nicht von ihnen gewichen.

verſetzen können, den König und allen anweſenden franzöſiſchen Großen die bisher ausgeſtandenen Leiden und harten Entbehrungen vergeſſen zu machen. Das durch ſeine herrlichen Umgebungen ſchon ſo reizende Antiochien ward jetzt auf einige Zeit der Sitz ununterbrochener Freude und der ausgeſuchteſten Vergnügungen, und der Glanz des ohnehin ſo prachtvollen antiochieniſchen Hofes ward jetzt auch noch mehr verherrlicht durch die Anweſenheit einer Menge fremder, edler Frauen: die Gräfin von Toulouſe, die Gräfin von Blois, Sybilla von Flandern, die Gräfin von Rouſſy, die Herzogin von Bouillon und noch viele andere, durch hohe Geburt und Schönheit ausgezeichnete Frauen. Aber alle überſtrahlte bei weitem die junge und reizende Königin Eleonore von Frankreich. Mit einem lebhaften Geiſte und blendender Wohlgeſtalt verband Ludwigs Gemahlin die liebenswürdigſte Grazie in allen ihren Geberden wie in jeder ihrer Bewegungen. Schon in Conſtantinopel allgemein bewundert, fand ſich ſelbſt an Kaiſer Manuels eben ſo zahlreichem als glänzendem Hofe Keine, die an Geiſt, Schönheit und ſtets ungetrübter Heiterkeit der Laune ſich Eleonoren hätte an die Seite ſtellen können. Wenn aber Jugend, Schönheit und blühende Geſundheit ſich vereinigen, um über ein weibliches Herz und alles, was mit demſelben in Berührung kommt, den Geiſt der Freude und des Wohlwollens zu verbreiten; dann geſchieht es nur gar zu leicht, daß ein ſolches jugendliches Geſchöpf, geneigt, mit allem, was lebt und webt, ſich zu erfreuen, bisweilen, obgleich ſich ſelbſt unbewußt, die Grenzen eines ſtrengen Anſtandes überſchreitet, aber dann auch ſogleich einer Menge liebloſer Urtheile ſich preisgibt; und um ſo mehr noch dieſen ſich ausſetzen wird, wenn es, durch ſeinen hohen Rang, ſeine erhabene Stellung und viele andere glänzende Eigenſchaften, jedes, ſelbſt das gemeinſte Auge,

auf sich fesselt. In diesem Falle befand sich nun auch die schöne Königin Eleonore. Eine, vielleicht ganz arglose Fröhlichkeit ihres jugendlichen Gemüthes nannte man bald höchst sträflichen Leichtsinn, und ihren muntern, jedes Hofzwanges sich entäussernden Umgange mit ihren jetzigen männlichen Umgebungen bezeichnete man als eine, keiner christlichen Frau, viel weniger einer Königin geziemende Gefallsucht. Endlich ging man gar so weit, daß man sie einer sündhaften Verletzung ehelicher Treue beschuldigte. Untersuchen zu wollen, ob und wie weit diese Vorwürfe gegründet oder ungegründet seyn könnten, würde eine höchst überflüßige und, weil schon acht Jahrhunderte uns von jener Zeit trennen, auch völlig unmögliche Arbeit seyn. Hier wenigstens würde eine solche müßige Untersuchung durchaus keinen, dazu geeigneten Ort finden. Aber offenbar und außer allem Zweifel ist es, daß die verschiedenen scandalösen Anekdoten, die eine gewöhnliche Hofklatscherei anfänglich in Geheim verbreitete, nachher aber von Neid, Eifersucht und bitterm Groll gegen Eleonore gierig aufgerafft wurden, nichts als bloße boshafte Verläumdungen sind*). Indessen

*) So ward auch gesagt: Eleonore habe mit einem jungen Türken, nämlich mit Saladin, dem nachher so mächtig gewordenen Sultan von Aegypten, eine Liebschaft gehabt. Aber der, welcher diese Lüge zuerst ersann, wußte nicht oder dachte nicht daran, daß Saladin damals kaum zehn Jahre alt seyn konnte. — Da Liebes- und Ritterromane damals in Frankreich ungemein in der Mode waren, so mußte diese Lüge nun ebenfalls zu einem neuen Roman dieser Art den Stoff hergeben. — — Am ungünstigsten sind der Königin Eleonore die Franzosen und deren Geschichtschreiber. Die Ursache davon ist sehr begreiflich. Als nämlich vier Jahre nach diesem Kreuzzug Ludwig und Eleonore durch den Ausspruch eines Conciliums von einander geschieden wurden, gab die Letztere bald darauf ihre Hand dem jungen

iſt es jedoch auch auf der andern Seite nicht zu bezweifeln, daß nicht allein Frömmigkeit und fromme Sehnſucht nach dem Grabe des Erlöſers, ſondern weit mehr noch theils der Wille und das Gebot ihres Gemahls, theils auch ihr eigenes Verlangen, ſelbſt in den entfernteſten Ländern ihre Schönheit bewundert zu ſehen, Eleonore zur Pilgerfahrt nach dem Orient möchten bewogen haben. Ganz ungemein gefiel ihr daher auch jetzt der Aufenthalt in Antiochien. Schon die lieblichen Umgebungen der Stadt, die ſtets grünenden Ufer des Orontes, die herrlichen Gärten, die vielen ſchattigen, balſamiſch duftenden Gehölze, die lieblichen Waſſerfälle nebſt allem, was die Kunſt, um die Natur noch mehr zu verſchönern, hinzugefügt hatte,

---

Heinrich Plantagenet, Herzog von der Normandie, und brachte alle ihre weitſchichtigen Domainen, die wenigſtens ſiebzehn der heutigen Departemente Frankreichs ausmachten, ihrem neuen Gemahl zur Mitgabe, der ſie nun, als er im folgenden Jahre König von England ward, mit der engliſchen Krone vereinte. Aber durch dieſe ungeheure Vermehrung von Territorialmacht gewann nun England eine entſchiedene Superiorität über Frankreich, das jetzt neben dem ſo übermächtig gewordenen Nachbarſtaat tief im Schatten ſtand. Natürlich ſchmerzte dieſes nicht wenig die franzöſiſche Nation, die nun Eleonoren, welche ihren Gemahl, den König von England, ſo mächtig gemacht hatte, alle Schuld ihrer damaligen Erniedrigung beimaß, wovon es alsdann eine natürliche Folge war, daß die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber es ſich gar nicht angelegen ſeyn ließen, die Ehre ihrer ehemaligen Königin in den Augen der Nachwelt zu retten. — — Etwas leichtfertig mag vielleicht Eleonore geweſen ſeyn. Aber offenbar verdient ſie bei weitem nicht die groben, auf keiner nur einigermaßen erwieſenen Thatſache gegründeten Schmähungen, die man ſich gegen ſie erlaubte, und leider auch heutzutage noch bisweilen gegen ſie erlaubt. — Ueber alles dieß wird zu ſeiner Zeit in der Geſchichte Frankreichs nähere und beſtimmtere Auskunf gegeben werden.

waren für Eleonoren ganz neue, sie eben so sehr überraschende als bezaubernde Gegenstände. Zudem ließ jetzt Raimund Feste auf Feste folgen; alles athmete an seinem Hofe nur Freude und Vergnügen, und endlich fehlte es von Seite Raimunds nicht an kostbaren Geschenken sowohl für den König und die Königin, als auch die vornehmsten und einflußreichsten französischen Großen.

4. Aber Raimunds Bemühungen, sich dem Könige und dessen Baronen auf alle Weise gefällig zu erzeigen, und eben dadurch diese ihm ebenfalls desto verbindlicher zu machen, hatte, wie es sich leicht begreifen läßt, auch noch einen besondern, und zwar sehr vernünftigen, gemeinnützigen Zweck. Haleb und Schaizar (Aleppo und Cäsarea) waren noch in den Händen der Ungläubigen, und die damals so gefährdete Lage der abendländischen Christen, und vorzüglich des Fürstenthums Antiochien, erforderten dringend die Eroberung beider Städte. Ludwig hatte zwar beinahe sein ganzes Heer verloren; aber alle seine Fürsten, Grafen und Barone mit ihrem zahlreichen Gefolge waren noch bei ihm, auch hatten mehrere andere Ritter Mittel gefunden, aus Attalia nach Antiochien zu kommen. Alle zusammen bildeten daher noch immer eine Schaar, deren allgemein anerkannte ausgezeichnete Tapferkeit, die auch das, was ihr an Anzahl fehlte, sehr leicht ersetzen könnte, immer noch den Fürsten Raimund zu den größten Hoffnungen berechtigte, sobald nur Ludwig ihn in seinen Unternehmungen gegen jene beiden Städte mit seinen Tapfern unterstützen wollte. In mehreren Unterredungen, die er mit dem Könige hatte, trug er also demselben seine Wünsche vor, suchte ihn von der Nothwendigkeit ihrer Erfüllung zu überzeugen, und wie ruhmvoll es für ihn und die französischen Ritter seyn würde, diese

Städte den Ungläubigen zu entreißen. Auch in einer bald darauf gehaltenen sehr zahlreichen Versammlung sämmtlicher antiochienischer und französischer Barone entwickelte Raimund die Gründe, warum es dringend nothwendig sey, ohne alle fernere Zögerung sich Halebs und Schaizars zu bemächtigen. Vom Tigris und Euphrat her, sagte Raimund, seyen bisher jene zahllosen türkischen Horden gekommen, mit denen die Fürsten und Emirs in Syrien die lateinischen Staaten verwüstet, selbst Jerusalem in der Nähe bedroht, und endlich die wichtige Stadt Edessa erobert und zerstört hätten. Aber Haleb und Schaizar würden, wenn man sie nur einmal erobert hätte, nicht blos für das Fürstenthum Antiochien, sondern auch für die heilige Stadt nicht leicht mehr zu bewältigende Bollwerke seyn. Der Fall von Edessa, dieser wichtigen Stadt, der man sich auch sobald nicht wieder würde bemächtigen können, erfordere jetzt nur noch um so dringender die Eroberung Halebs und Schaizars. Bei der gegenwärtig unter den Emirs herrschenden Uneinigkeit, und weil, aus Furcht vor den Fortschritten Nurreddins, der alle kleine syrische Fürstenthümer unter seine Herrschaft zu vereinigen suche, jeder dieser kleinen Fürsten blos um die Erhaltung seines eigenen Besitzthums ängstlich besorgt wäre, sey diese Eroberung sehr leicht, erfordere keinen großen Aufwand von Zeit und Kräften, würde aber später kaum mehr möglich seyn. — Raimund sprach mit solchem Feuer und einer so hinreißenden Beredsamkeit, daß nicht nur alle antiochenische Barone, sondern selbst viele der französischen Großen, obgleich der Angelegenheiten und Bedürfnisse der lateinischen Christen im Orient wenig oder gar nicht kundig, dennoch dem Fürsten beistimmten. Aber auf Ludwig machte alles dieß keinen Eindruck. Mit seinem ihm eigenen festen Sinne erklärte er einmal für allemal, daß er sich durchaus nicht in irgend eine kriegerische

Unternehmung einlassen könne, bevor er nicht seinem Gelübde Genüge geleistet und das Grab des Erlösers und alle übrigen heiligen Orte bei und um Jerusalem besucht habe. — Aber Raimund gab demungeachtet nicht alle Hoffnung auf. In der Ueberzeugung, daß die Königin vieles über das Herz ihres Gemahls und dessen Entschlüsse vermöge, wandte er sich an Eleonore, suchte sie in sein Interesse zu ziehen und für seine Plane zu gewinnen. Er und sein ganzer Hof, und alle seine Barone vermehrten nun noch, so viel sie nur immer konnten, ihre der Königin bisher dargebrachten Huldigungen, strebten um so eifriger, ihr den Aufenthalt in Antiochien angenehm zu machen. Da Raimund Eleonorens Oheim war*), auch schon über fünfzig Jahre zählte, und zudem in Ansehung seiner ehelichen Treue in dem besten, allgemein anerkannten Rufe stand**), so glaubte er auch sich einen freiern, völlig zwangloſen Umgang mit seiner Nichte erlauben zu dürfen. Aber eben diese vertraulichen Unterredungen zwischen dem Oheim und der Nichte, in welchen jedoch von nichts die Rede war, als wie man den König bewegen könne, in Raimunds Plane einzugehen, weckten Ludwigs Eifersucht, und je dringender nun Eleonore ihren Gemahl bat, seinen Aufenthalt in Antiochien zu verlängern und ihres Oheims Bitte zu erfüllen, die ja blos das gemeinsame Wohl aller abendländischen Colonien im Orient zum Zweck habe, desto abgeneigter ward er dem Raimund und desto fester sein Entschluß, Antiochien so bald als möglich zu verlassen; und als jetzt auch noch

*) Eleonore war die älteste Tochter des ältern Bruders des Fürsten Raimund von Antiochien.

**) Selbst der Erzbischof von Tyrus gibt diesfalls dem Fürsten Raimund großes Zeugniß. Er sagt von ihm: „Conjugalis integritatis, postquam duxit uxorem, sollicitus custos.“

eine zahlreiche Gesandtschaft aus Jerusalem, von Melisende und ihrem Sohne Balduin an Ludwig abgeordnet, in Antiochien ankam, den König inständigst bittend, nicht länger mehr in Syrien zu verweilen, sondern eiligst nach Jerusalem zu kommen, wo der Patriarch und dessen ganze Geistlichkeit, der gesammte Adel und alles Volk ihn mit Sehnsucht erwarte, und Ludwig diesen Gesandten eine, ihrer Bitte vollkommen entsprechende Antwort gab, mithin Fürst Raimund jetzt sah, daß alle seine Hoffnungen und Entwürfe vereitelt wären, da konnte er seinem natürlichen Ungestüm nicht länger mehr gebieten. In seinen kurzen Unterredungen mit dem Könige entfuhren ihm nun manche höchst ungeziemende Ausdrücke; und so sehr er bisher sich bestrebt hatte, dem Könige auf alle Weise sich gefällig zu erweisen, eben so sehr suchte er jetzt sich an demselben zu rächen, und besonders durch allerlei häusliche Neckereien ihn zu betrüben, zu ärgern und zu kränken; so daß endlich Ludwig, wenig zufrieden mit dem Betragen seiner Gemahlin, und noch weit weniger mit jenem ihres Oheims, auf einmal ganz unvermuthet in einer Nacht, sammt seiner Gemahlin und allen französischen Baronen und Rittern, Antiochien verließ, und nach Tripolis eilte*).

*) Die aus Jerusalem zu dem Könige nach Antiochien gekommene Gesandtschaft war wieder blos eine Folge der zwischen den lateinischen Fürsten herrschenden Spannung. Jeder sah mit Neid und Scheelsucht selbst auf die geringste Territorialvergrößerung des Andern. Melisende befürchtete, der König möchte, zum Nachtheil ihres Königreiches, sich von dem Fürsten Raimund zu irgend einem, demselben nützlichen Unternehmung bereden lassen. Auch während Ludwigs kurzem Aufenthalt in Tripolis schickte ihm Melisende schon wieder neue Gesandten, die ihn bitten mußten, seine Reise nach Jerusalem zu beschleunigen; und dieß abermals blos wieder aus Besorgniß, auch dem Grafen von

5. Auch Graf Raimund von Tripolis nährte zur Erweiterung ſeiner Beſitzungen nicht minder eitle Hoffnungen, erhielt aber den nämlichen Beſcheid, den Ludwig auch dem Fürſten von Antiochien gegeben hatte. Zudem ſchien er dem Grafen von Tripolis nicht ſehr hold zu ſeyn, hatte dazu auch ſehr gegründete Urſachen. Während Ludwig nämlich noch in Antiochien war, trug ſich ein ſchreckliches, jedes Herz empörendes Ereigniß zu. Graf Alfons von Toulouſe und St. Gilles, ein trefflicher Herr und Sohn Raimunds, des berühmten Kreuzfahrers und Gefährten Gottfrieds von Bouillon, landete in Ptolemais; ihn begleitete ſein Sohn mit ſo zahlreichen Schaaren, daß die Chriſten, und nicht mit Unrecht, etwas Großes und Entſcheidendes von ihm erwarteten. Nach einem kurzen Aufenthalt ſetzte Alfons ſeine Reiſe nach Jeruſalem fort, ſtarb aber plötzlich unter Weges zu Cäſarea an einem, ihm beigebrachten Gifte. Obgleich Wilhelm von Tyr ſagt, daß der Urheber dieſes Frevels unbekannt geblieben*); ſo fiel doch ſchwerer Verdacht auf den Grafen Raimund und die Königin Meliſende, weil dieſen, wenigſtens nach menſchlicher Anſicht, Alfonſens Tod ganz allein wünſchenswerth ſeyn konnte. Graf Raimund mußte befürchten, Alfons möchte ſein Recht auf das Fürſtenthum Tripolis geltend zu machen ſuchen, und dieſe Beſorgniß konnte auch Meliſende in ſo weit mit dem Grafen theilen, als ſie nicht wiſſen konnte, ob nicht

---

Tripolis möchte es vielleicht gelingen, den König zu gewinnen, daß derſelbe an einem, dem Intereſſe des Grafen entſprechenden Unternehmen thätigen Antheil nähme. — Bei ſolchen Geſinnungen der lateiteiniſchen Fürſten mußten freilich Nourreddin und deſſen Türken ſchon zum voraus gewonnenes Spiel haben.

*) Alphonsus apud Caesaream, paucis postquam appulit diebus, porrecto ut dicitur veneno, sed *autore tanti sceleris incerto*, vitam finivit.

Alfons Willens sey, auch noch andere, zwar oft bestrittene, aber nie klar entschiedene Ansprüche seines Vaters auf das neue wieder in Frage zu stellen*). Durch die Kunde dieses schrecklichen Mordes wurden die Gemüther vieler wahrhaft frommer Christen so tief gebeugt, daß sie alle Hoffnung auf den Segen Gottes für die Unternehmungen der Pilger aufgaben, denselben durch dergleichen gottlose Verbrechen für völlig vereitelt hielten.

6. Um dieselbe Zeit, nämlich in der Osterwoche des Jahres Ein tausend ein hundert und acht und vierzig, landete in Syrien auch König Conrad mit den deutschen Fürsten, die ihn sämmtlich nach Constantinopel begleitet hatten. An dem üppigen Hofe von Byzanz schwammen sie den Winter über gleichsam in einem Meere von Freuden und den ausgesuchtesten Vergnügungen, und jetzt hatte eine trefflich ausgerüstete griechische Flotte sie unter den größten Ehrenbezeugungen nach dem Hafen von Ptolemais gebracht**). Conrad hielt sich hier gar nicht lange auf, sondern eilte nach Jerusalem, wo er, wenige Tage nach seiner Landung, in Begleitung des Königs Balduin, des Patriarchen und dessen ganzer Geistlichkeit, wie auch sämmtlicher Barone und aller Einwohner von Jeru-

*) Dieser auf dem Grafen und der Königin Melisende lastende Verdacht gewann nachher noch ein um so schwereres Gewicht, als Beide, wie wir in der Folge sehen werden sich zur Verfolgung des Sohnes von Alfons vereinigten, und ihn sogar den Händen der Türken zu überliefern suchten.

**) In einem Schreiben an den, schon einigemal erwähnten Abt Wibald von Corvei sagt Conrad von seinem Aufenthalt in Constantinopel: „Imperator tantum nobis, honoris exhibens, quantum ulli unquam praedecessori nostro exhibitum esse audivimus.“

salem, die ihm in festlicher Kleidung und unter Psalmen- und Hymnengesange entgegen gekommen waren, seinen feierlichen Einzug in die heilige Stadt hielt, und in der Burg der Templer seine Wohnung nahm. Die ersten Tage schenkte Conrad frommen Widmungen. Sobald er aber an allen heiligen Stätten in und außerhalb Jerusalems seiner Andacht Genüge geleistet hatte, verließ er sogleich wieder die heilige Stadt und durchreiste ganz Palästina. Ein besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit waren die Seestädte des gelobten Landes. Er besuchte sie alle, vorzüglich in der Absicht, um die dort in großer Anzahl ankommenden wehrhaften Pilger und Ritter, wie auch jene, welche nach Erfüllung ihres Gelübdes wieder in ihr Vaterland zurückzukehren sich beeilten, zu einer Heerfahrt gegen die Türken zu gewinnen. Dasselbe that auch König Ludwig, der sich jetzt in Tyrus befand. Zwar hatten die Pilger wenig Lust, sich in Unternehmungen einzulassen, von denen, wie sie glaubten, wenig Gedeihen zu hoffen wäre. Aber demungeachtet war das Anerbieten reichlichen Soldes, in Verbindung mit noch andern Vortheilen, lockend genug, um beinahe alle waffenfähige Pilger, Ritter wie gemeines Volk, zu vermögen, sich zu einem Kriegszuge gegen die Türken verbindlich zu machen.

7. Als Conrad erfuhr, daß König Ludwig in Tyrus sey, ließ er ihn zu einer gemeinschaftlichen Berathung über die Angelegenheiten des heiligen Landes einladen, worauf beide Monarchen an einem, zwischen Ptolemais und Tyrus gelegenen, sehr anmuthigen mit Palmbäumen umgebenen Ort zusammen kamen*).

*) Der fromme und gelehrte Bischof von Freisingen tadelt es sehr scharf an beiden Königen, daß, sobald sie im heiligen Lande angekommen waren, statt Gott für die

Wie es scheint, ward jedoch hier nichts festgestellt, sondern alles einer fernern, in Jerusalem zu haltenden Berathung vorbehalten. Als demnach ein paar Wochen darauf auch Ludwig seinen feierlichen Einzug in die heilige Stadt gehalten und am heiligen Grabe, wie an allen übrigen heiligen Städten gebetet hatte, und nun wieder mit weltlichen Angelegenheiten sich beschäftigen wollte, beriefen Er und Conrad eine ungemein zahlreiche Versammlung, der alle deutsche, französische und syrische Fürsten, wie auch König Balduin und der Patriarch von Jerusalem, nebst den vornehmsten Baronen dieses Reiches beiwohnten. Aber woran es bisher den Kreuzfahrern stets gebrach, mangelte es ihnen auch jetzt wieder, nämlich an Eintracht. Da der Fall von Edessa, der Vormauer Jerusalems, hauptsächlich das christliche Abendland zu einem neuen Kreuzzug nach dem Orient bewogen hatte, so wollten nun auch Conrad und die meisten deutschen und französischen Fürsten sogleich über den Euphrat ziehen, Edessa belagern, und durch eifrige Betreibung der Belagerung sich der Stadt bemächtigen, bevor noch Nurreddin zum Entsatz derselben angekommen seyn könnte. Aber diesem Vorschlag widersprachen einstimmig sämmtliche syrische Fürsten; sie suchten nicht nur zu beweisen, daß die Belagerung der jetzt so ungemein befestigten und durch zwei Burgen noch mehr geschirmten

---

ihnen gewordene, oft wunderbare Rettung aus so vielen Gefahren und Bedrängnissen mit demüthigem und zutrauensvollem Herzen zu danken, sie sogleich wieder angefangen hatten, durch Schaustellung übertriebener eitler Pracht sich gegenseitig zu übertreffen. Otto fügt hinzu, daß dieser Hoffart, diese Pracht- und Prunkliebe, woran auch viele fromme Pilger gerechten Anstoß genommen hätten, für ihn schon eine Vorbedeutung des Mißlingens auch aller Unternehmungen beider Monarchen im gelobten Lande gewesen wären.

Stadt eine geraume Zeit erfordere; sondern daß selbst ihre Eroberung unmöglich, oder wenigstens diese gar nicht behauptet werden könnte, so lange man sich nicht auch noch mehrerer anderer Festen und Burgen, die in Nurreddins Gewalt wären, bemächtiget hätte. Natürlich mußten Conrad und Ludwig, weil der Localitäten des Landes unkundig, ihren Vorschlag fallen lassen. Aber auch die, welche eine Unternehmung auf Edessa für unausführbar hielten, waren unter sich nicht einig. Eine Parthei brachte die Belagerung und Eroberung Ascalons in Vorschlag. Diese, obgleich von christlichem Lande umgebene Stadt, sagten sie, bedrohe Jerusalem ganz in der Nähe; sie sey der wichtigste Waffenplatz der ägyptischen Saracenen, und ihre Eroberung, weil ungemein reich durch den ausgebreiteten Handel ihrer Einwohner, würde nicht nur eine ungeheure Beute gewähren, sondern auch den christlichen Heeren im gelobten Lande den Weg in das jetzt so schwache, weil in seinem Innern durch Partheien zerrütteten Aegypten öffnen. Aber auch diese Meinung fand heftigen Widerspruch. Am meisten setzten sich dagegen der König Balduin, der Patriarch von Jerusalem und der Großmeister der Templer mit mehreren Rittern aus seinem Orden. Da die Partheien nach langem Hin- und Herreden sich dennoch nicht vergleichen konnten, so ward beschlossen, daß auf einer noch zahlreichern, in Ptolemais zu haltenden Versammlung man sich auf das neue gemeinsam berathen wolle, wo und auf welchem Punkte die Ungläubigen zuerst müßten angegriffen und bekämpft werden. — Wirklich kam noch je nicht, weder vor noch nachher, eine so zahlreiche, glänzende, und durch so viele berühmte Namen ausgezeichnete Versammlung im gelobten Lande zusammen, als jetzt in Ptolemais. Mit den drei Königen Conrad, Ludwig und Balduin begaben sich alle in Jerusalem anwesenden Fürsten, Barone

und andere Großen, nebſt den Großmeiſtern der beiden geiſtlichen Ritterorden, nämlich der Templer und Johanniter, nach Ptolemais. Außer dem Patriarchen von Jeruſalem wohnten auch noch die beiden Erzbiſchöfe von Cäſarea und Nazareth, und beinahe alle Biſchöfe aus Paläſtina und Syrien dieſer Verſammlung bei. Endlich waren auch zwei päpſtliche Legaten gegenwärtig, nämlich die Biſchöfe Theotinus *) von Porto und Guido von Florenz; der Erſtere von dem Papſt an König Conrad, der Andere an König Ludwig geſandt.

8. Je zahlreicher eine Verſammlung iſt, je größer wird auch gewöhnlich die Verſchiedenheit der Meinungen ſeyn, und je ſchwerer zu einem allgemein beliebten Reſultat zu gelangen; daher auch gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten die Entſcheidung einem, nur aus wenig Perſonen beſtehenden Ausſchuß überlaſſen wird. Dieß war jedoch jetzt in Ptolemais nicht der Fall. König Balduin, der Patriarch von Jeruſalem und die beiden Großmeiſter hatten den Rath gegeben, jetzt vor allem die Schwäche und Unthätigkeit des Sultans von Damascus zu benutzen, dieſe Stadt zu belagern und ſie den Händen der Ungläubigen zu entreißen, bevor noch der mächtige, kriegeriſche und kluge Nurreddin, der, wie ſchon ſein Vater Zenki, nach dem Beſitz dieſer für die Chriſten ſo wichtigen Stadt trachtete, ſich derſelben würde bemächtiget haben. Nur durch die Eroberung von Damascus, welches nicht nur für das Fürſtenthum Antiochien, ſondern auch ſelbſt für die heilige Stadt als ein Bollwerk gegen die Ungläubigen zu betrachten wäre, könnten Nurreddins fernere Fortſchritte gehemmt werden **). —

---

*) Theotinus war ein geborner Deutſcher, ein durch Geiſt, Frömmigkeit und Kenntniſſe ausgezeichneter Prälat.

**) Unſtreitig war dieß der klügſte Rath. War Damascus einmal in den Händen der Chriſten, ſo mußte

Dem Patriarchen und denen, die seine Meinung theilten, war es gelungen, den König Conrad, bevor er nach Ptolemais abreißte, gänzlich für ihre Ansicht zu gewinnen; und als nun derselbe, nachdem die Discussionen in der Versammlung kaum angefangen hatten, sich über die Nothwendigkeit der Eroberung von Damaskus sehr bestimmt erklärte, so hörten auch jene bald auf, und nicht nur beinahe alle anwesenden Fürsten, sondern selbst König Ludwig schlossen sich der Meinung Conrads an. Aber sehr auffallend war es für die ganze Versammlung, daß weder der Fürst Raimund von Antiochien, noch Graf Raimund von Tripolis und Joscellin, Fürst von Tellebaschar sich dabei einfanden. Aber dieses Ausbleiben störte die versammelten Könige und Fürsten nicht; sie ließen ihnen vielmehr kund thun, daß sie zu Folge des, im Fürstenrath genommenen gemeinsamen Beschlusses, sich gegen Ende Julius bei der Stadt Tiberias, die man zum Sammelplatz des christlichen Heeres bestimmt habe, mit ihren Schaaren zur Heerfahrt gegen Damascus einzufinden. So wenig auch diese drei Fürsten einig unter sich selbst, und so wenig sie auch den neuen Pilgerfürsten und deren Königen hold waren; so waren sie jedoch jetzt durch die Strenge der Lehngesetze, besonders des Reiches von Jerusalem gezwungen, dem allgemeinen Aufgebot Folge zu leisten, aber auch schon

---

Ascalon von selbst fallen, das damals nicht von dem geschwächten, blos mit sich beschäftigten Aegypten, sondern nur von einem kriegerischen Sultan von Damascus Hülfe erwarten konnte, wie sich dieses auch in der Folge vollkommen bestätigte. — Erst als ungefähr vier Jahre nachher Damascus in die Hände Nurreddins kam, ward dieser für die Christen der gefährlichste Feind; eroberte mehrere Burgen in dem Fürstenthum von Antiochien und bedrohte sehr ernst selbst die heilige Stadt, die jedoch durch die ganz ausgezeichnete Tapferkeit des jungen, ritterlichen Königs Balduin damals noch geschützt und erhalten ward.

fest entschlossen, das ganze Unternehmen, anstatt es zu befördern, auf alle Weise im Geheim zu untergraben*).

XVII.

Belagerung von Damascus und Ascalon.

1. In dem Jahre eintausend einhundert und acht und vierzig stand, an dem von Conrad und Ludwig bestimmten Tage, das ganze, weit über hundert tausend Mann starke christliche Heer**), unter der Führung

*) Jeder dieser drei Fürsten hatte, wie wir schon gesehen, anfänglich bei sich die Hoffnung genährt, die aus dem Abendlande neu angekommenen Pilger, das heißt, Ludwig und Conrad zu vermögen, durch irgend eine kriegerische Unternehmung zur Vergrößerung seines eigenen Besitzstandes mitzuwirken. Da sie nun alle drei sahen, daß dieses nicht geschah, so waren sie auch für jede andere Unternehmung, wie gemeinnützig sie auch seyn mochte, nicht nur völlig gleichgültig, sondern hielten sie, in Folge ihrer kleinlichen, selbstsüchtigen Politik, sogar ihrem eigenen Interesse nachtheilig: unfähig sich zu dem Gedanken zu erheben, daß das Wohl jedes einzelnen lateinischen Fürsten blos in dem Gesammtwohl der ganzen abendländischen Christenheit in dem Orient vollkommen befestigt werden könnte.

**) Diese Angabe ist gar nicht übertrieben. Die Anzahl der indessen in den christlichen Häfen Syriens und Palästina's gelandeten neuen Pilger war ungemein groß, und die mehrsten hatten das von Conrad und Ludwig ihnen gemachte Anerbieten angenommen. Selbst von den niederländischen Kreuzfahrern, welche, im Dienste König Alfons, so ruhmvoll die Saracenen in Portugal bekämpft und Lissabon erobert hatten, waren ganze Schaaren im Orient angekommen und hatten sich sogleich zu einer neuen kriegerischen Unternehmung gegen die Ungläubigen bereitwillig gezeigt. Rechnet man hierzu noch die sämmtlichen Streitkräfte des Königreiches Jerusalem und der übrigen lateinischen Fürstenthümer, so möchte die obige Angabe vielleicht eher

dreier Könige und einer Menge der berühmtesten abendländischen und morgenländischen Fürsten in dem Lager bei Tiberias vereint. Aber sehr verschieden waren die, bei diesem Heere herrschenden Gesinnungen. Die abendländischen Fürsten, bieder und voll Eifer, brannten von Kampflust; aber auch jetzt wieder alles allein ihren Kräften zutrauend, waren sie sämmtlich voll stolzer Zuversicht unfehlbaren glücklichen Erfolges. Aber ganz anders waren die christlichen Fürsten des Morgenlandes und deren Barone gesinnt. Diese, voll Tücke und Arglist, brüteten über Verrath und waren, wie sie es auch bald bewiesen, den Türken viel geneigter, als ihren abendländischen christlichen Brüdern. — Am 25. Julius brach das Heer aus seinem Lager bei Tiberias auf. Bei Paneas oder Cäsarea Philippi machte es Halt. Hier hielten die Könige eine Berathung, auf welche Weise die Belagerung müßte angeordnet werden, und da es hier hauptsächlich auf Kenntniß der Lage der Stadt und deren verschiedenen Festungswerke ankam, so mußten sie hierüber Sachkundige, das heißt, die Eiowohner des Landes, die Pullanen befragen, und die gaben ihnen den ganz vernünftigen Rath, die Stadt auf der Abendseite zu berennen. Nachdem das Heer die Gebirge des Hermon und Antilibanon überstiegen hatte, und bei dem, auf dem jenseitigen Abhange des Gebirges liegenden Dorfe Doria angekommen war, fanden die Könige für nothwendig, ihr Heer, das jetzt jeden Augenblick zum Kampfe bereit seyn mußte, in drei Treffen in Schlachtordnung zu stellen. Weil man den Schaaren des Königreichs Jerusalem, indem von ihnen die meiste Kennt-

zu gering als zu groß seyn. Orientalische Geschichtschreiber geben die Stärke des Pilgerheeres, das gegen Damascus zog, sogar auf hundert und sechzig tausend Mann an, welches jedoch, aller Berechnung nach, die man machen möchte, durchaus nicht wahrscheinlich ist.

niß des Landes zu erwarten stand, den vordersten Platz in dem Heere anweisen wollte, so wurden sie in das erste Treffen gestellt. Das zweite Treffen bildete die, von König Ludwig geführte, aus französischen Pilgern bestehende Heerabtheilung, und das dritte endlich König Conrad mit seinen deutschen Schaaren, deren Anzahl durch die so eben erwähnte Ankunft der niederländischen Kreuzfahrer sehr bedeutend war vermehrt worden *). So geordnet und geführt zog das Heer in die Ebene herab, wo es nun in nicht weiter Ferne die große, prachtvolle, mit einer Menge Paläste und hoher Thürme prangende Stadt Damascus erblickte.

2. Aber auch Anar, Vecier des Sultans von Damascus und Verweser des Reiches, hatte, sobald ihm von den Kriegsrüstungen der Christen und deren Entwürfe auf Damascus zuverlässige Kunde zugekommen war, die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten getroffen. Auf der Abendseite der Stadt erstreckte sich von den Mauern derselben bis an das Gebirge, von welchem das Pilgerheer herabgestiegen war, in einer Weite von zwei französischen Meilen, eine ununterbrochene Reihe von Gärten, die sämmtlich, mit einer ganz außerordentlichen Menge von Fruchtbäumen bepflanzt, auch noch viele Gebüsche, Lustwälder, von welchen manche einem dichten Walde nicht unähnlich waren, dann eben so viele Lusthäußer,

*) Da die Pilger und deren Fürsten, besonders die Frommen, allen Oertern und Städten, die durch irgend ein wunderbares Ereigniß ausgezeichnet und vorzüglich geheiligt waren, eine ungemeine Aufmerksamkeit schenkten, auch sie stets genau zu erkunden suchten; so sollen sie jetzt ebenfalls bei Doria ihre Berathungen vorsätzlich ganz nahe an dem Ort gepflogen haben, wo einst Paulus, als er, in der Absicht die Christen zu verfolgen, von Jerusalem nach Damascus zog, plötzlich von einem himmlischen Lichte war umleuchtet und völlig betäubt zu Boden geworfen worden.

Sommerpaläste, kleine und große Thürme enthielten. In diese Gärten warf Anar mehrere Schaaren leichten Fußvolkes und geübter Bogenschützen. Die ohnehin schon zahlreiche Besetzung verstärkte er durch die gesammte streitbare Bevölkerung von Damascus. Wer Waffen führen konnte, mußte sie auch ergreifen. Selbst Scheikhs und Mönche umgürteten sich mit dem Schwert und reiheten sich zu den Streitern für Allah und den großen Propheten. Endlich ließ Anar alle Brunnen, Kanäle und Wassergräben verschütten, und aus allen umherliegenden Dörfern alle Nahrung für Menschen, Pferde und Lastthiere hinwegbringen. Da die Christen die Stadt auf der Abendseite berennen wollten, so mußten sie sich vor Allem der dort liegenden zahllosen Gärten bemächtigen. Aber dieses erforderte einen harten und langen Kampf. Zwar führte durch die Mitte der Gärten bis an die Thore der Stadt eine breite Straße; aber diese, weil von den Pfeilen der in den Gärten verborgenen Bogenschützen bestrichen, war nicht wenig gefahrvoll. Zudem waren die Gärten mit hohen Mauern umgeben, und durch unzählige, zwischen diesen Mauern nach allen Richtungen hinlaufenden engen Nebenwege von einander getrennt; was die Vertheidigung derselben ungemein erleichterte, aber auch den Angriff um so mehr erschwerte. Verborgene Feinde lauerten auf die Christen hinter jeder Mauer. An diesen waren kleine Oeffnungen angebracht, durch die der dahinter steckende Muselmann jeden nahenden Pilger, bevor dieser sich noch eines Angriffes versah, mit unglaublicher Schnelligkeit mit seiner Lanze durchbohrte, während aus den Lust- und Sommerhäusern und von den Thürmen herab ein dichter Hagel von Pfeilen auf die Heranstürmenden herabfiel. Aber keine Gefahr scheuend drangen die tapfern Pilger muthig in die Gärten, verloren zwar manchen, von den feindlichen Lanzen oder Pfeilen getödteten wackern Krieger; erschlugen aber auch eine Menge Feinde, verjagten alle,

die noch in irgend einem Hinterhalte versteckt waren, oder machten sie zu Gefangenen, und wurden endlich nach vierstündigem, heißem Kampfe Meister der ganzen, sich weit hinziehenden Gartengegend.

3. Nach diesen gewaltigen Anstrengungen in der Gluth eines ungemein heißen Sommertages bedurften Menschen und Pferde dringend einer Erfrischung. Da aber alle Kanäle, welche die Gärten bewässerten, verschüttet waren, so mußten die Pilger sich nun durchaus der beiden Ufern des, nahe an der Stadt vorbei fließenden Flusses Barade bemächtigen. Aber hier warteten auf sie noch ungleich größere Gefahren und ein noch ungleich blutigerer Kampf. Das ganze, in Damascus versammelte saracenische Heer hatte die beiden Ufern besetzt. Anar befehligte es in eigener Person. Mehrere ausgezeichnete kriegerische Emirs, und unter diesen auch Ajub, Vater des damals erst zehnjährigen, aber nachher eine neue Dynastie und ein mächtiges Reich gründenden Saladins, waren bei Anar, der jetzt allen seinen Truppen und deren Anführern Muster und Beispiel ward. Wo nur immer die Noth am dringendsten war, dahin eilte er sogleich mit Blitzesschnelle, setzte mit seltener Unerschrockenheit sich den größten Gefahren aus, und kämpfte, ohne zu weichen, gegen die gewaltigsten christlichen Ritter. Durch Anars Beispiel befeuert und getrieben leisteten nun auch alle saracenischen Krieger den tapfersten Widerstand, so daß mehrere Angriffe der Schaaren des Königreiches Jerusalem, die das erste Treffen bildeten, siegreich zurückgeschlagen wurden. Aber nun verlor Cönig Konrad alle Geduld; unwillig über diesen Verzug und die dadurch im Vorrücken entstandene Stockung, sprengte er mitten durch das französische Treffen mit seiner Reiterei auf den Kampfplatz. Nach Sitte der Deutschen sprangen er und seine Ritter von den Pferden und griffen mit

dem Schwert in der Hand den Feind zu Fuße an. Alles, was sich widersetzte, ward von den Deutschen niedergeworfen, und Conrad soll bei dieser Gelegenheit, wie allgemein erzählt wird, zum größten Erstaunen der Seinigen und eben so großem Schrecken der Ungläubigen, einem, dem Ansehen nach, ungemein furchtbaren und dabei noch gepanzerten saracenischen Reiter mit dem Kopfe zugleich die ganze linke Schulter und den linken Arm mit einem einzigen gewaltigen Hieb abgehauen haben*). Bald erklärte sich der Sieg vollständig für die tapfern Pilger. Die Feinde, auf allen Punkten durchbrochen, mußten endlich weichen und den Christen den Sieg und mit diesem die beiden Ufern des Stroms überlassen; worauf das siegende Heer, nachdem es sich und alle Pferde erfrischt hatte, sein Lager, den Mauern der Stadt ganz nahe, in den herrlichen Gärten aufschlug, deren mannichfaltigen kostbaren Früchte ihm neue Labung und Erfrischung gewährten. — Dieser, gleich am ersten Tag von den Pilgern errungene Sieg verbreitete in Damascus die größte Bestürzung. Alles gerieth in Verwirrung und völlige Muthlosigkeit. Unter Klagen und Angstgeschrei flohen Weiber, Kinder und Greise nach der großen Moschee, wo sie sich um den, von dem Kaliphen Omar geschriebenen und jetzt öffentlich ausgesetzten Koran vereinigten. Alle Straßen, welche nach der Seite führten, wo die Pilger ihr Lager aufgeschlagen hatten, wurden mit Steinen

*) In quo congressu domini Imperatoris factum saeculis memorabile dicitur accidisse: ram uni de reristentibus, viriliter strenue dimicanti, quamvis loricato, uno cum caput, collum cum sinistro humero et brachio cohaerente, simulque partem subjecti lateris dicitur amputasse. (*Wilh. Tyr.* XVII. 4.) Aber nicht blos von Wilhelm von Tyr, auch von noch andern abendländischen Geschichtschreibern wird dieser That als eines Beweises der ungeheuern Körperstärke König Conrads ruhmvoll erwähnt.

und großen Balken verrammelt, damit die Chriſten, wenn ſie, was ſie jetzt durchaus hätten thun ſollen, in die Stadt drängen, ſie ſo lange würden aufgehalten werden, bis alle Muſelmänner nach der entgegengeſetzten Seite dem Tode oder der Gefangenſchaft glücklich entflohen ſeyn könnten.

4. Aber leider wußten die Pilger zwar an dieſem Tage zu ſiegen, aber nicht die errungenen Vortheile zu benutzen. Bei der großen und allgemeinen in ganz Damascus herrſchenden Beſtürzung und Verwirrung würden die, durch ihren Sieg nur noch mehr entflammten chriſtlichen Schaaren mit leichter Mühe Damascus erſtürmt, und dieſe große und wichtige Stadt der Chriſtenheit gewonnen haben. Aber ſie unternahmen nichts, und wie es ſcheint, fehlte es ihnen nur gar zu ſehr an der vor keiner Gefahr und keinen Hinderniſſen zurückſchreckenden Kampfluſt der erſten Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon und deſſen Helden. Als ſie aber jetzt gar anfingen, die Bäume in den Gärten abzuhauen, um daraus Bollwerke zu machen und ihr eigenes Lager zu verſchanzen, da hob ſich auf das neue wieder der Muth der Damascener, ihre Verzagtheit verwandelte ſich in frohe Zuverſicht, in welcher der tapfere und gewandte Anar ſie ſo zu beſtärken wußte, daß er ſchon am folgenden Morgen mit ihnen wieder ausziehen und den Chriſten eine zweite Schlacht anbieten konnte. Vom Morgen bis gegen Abend ward nun von beiden Seiten mit der größten Lebhaftigkeit gefochten. Als aber jetzt unglücklicher Weiſe der Prieſter, der das heilige Kreuz trug, getödtet ward, da entfiel vielen Pilgern der Muth. Der Sieg neigte ſich daher auch nicht auf ihre Seite. Die Saracenen behaupteten ihre Stellung; und als das chriſtliche Heer wieder in ſein Lager zurückgekehrt war, ſchlug Anar ihnen gerade gegenüber das ſeinige auf. Aber aus allen Ge-

genden des saracenischen Syriens zogen jetzt Truppen zur Verstärkung Anars heran; und die Christen wurden am folgenden Morgen nicht sehr angenehm überrascht, als sie das so sehr angewachsene, in der Nacht weit zahlreicher gewordene feindliche Heer überschauten. Anar unternahm jetzt nichts, weil er die Ankunft der übrigen Verstärkungen erwarten wollte. Diese kamen nach und nach an, und Anars Heer zählte nun über hundert und dreißig tausend versuchte Krieger. Jetzt glaubte der Saracene ein entscheidendes Treffen wagen zu dürfen, und stellte sein ganzes Heer dem christlichen Lager gegenüber in Schlachtordnung auf. Aber die Christen blieben hinter ihren Verschanzungen, und nur wenige einzelne Zweikämpfe hatten statt, die aber die christlichen Ritter ehrenvoll bestanden. Als Anar sah, daß die beiden Könige die ihnen angebotene Schlacht nicht annahmen, er jedoch ebenfalls das sehr befestigte Lager der Christen nicht angreifen zu können glaubte, kehrte er in die Stadt zurück. — Am folgenden Tage kamen Abgeordnete von dem Athabeken Saifeddin, Fürsten von Mosul und Bruder des furchtbaren Nurreddin, bei den beiden Königen an, verkündigte ihnen, daß Saifeddin mit einem Heere von zwanzig tausend auserlesenen Kriegern im Anzug sey, und forderten sie dann auf, die Belagerung, wenn sie nicht sich und ihr Heer unvermeidlichem Verderben aussetzen wollten, unverzüglich aufzuheben. Auch ein Bote aus Damascus erschien gleich darauf in dem christlichen Lager, brachte den Königen dieselbe Kunde von dem Anmarsch eines neuen Heeres, stellte ihnen hierauf in sehr höflichen, schmeichelhaften Ausdrücken vor, wie wenig sie hoffen könnten, eine, ihnen so ungemein überlegene Macht mit Erfolg zu bekämpfen, und bat sie, um unnöthigem Blutvergießen zuvor zu kommen, von der Belagerung abzulassen und den Rückzug anzutreten, der auf keine Weise von ihren Leuten würde gestört werden. Anar

hatte dabei ein eigenes geheimes Interesse. Er hatte nämlich, als die Christen gegen Damascus zogen, den Fürsten Saifeddin von Mosul dringend um Hülfe bitten lassen, die ihm auch sogleich zugesagt ward. Als ihm aber jetzt Saifeddin melden ließ, daß er mit seinem Heere nicht mehr sehr ferne von Damascus wäre, forderte er den Anar zugleich auch auf, die Stadt ihm zu übergeben, die er während der Dauer der Belagerung besetzt halten müsse, gelobte jedoch, Damascus sogleich wieder zu verlassen, sobald die Christen ihren Rückzug würden angetreten haben. Aber diesem Versprechen trauete Anar nicht, befürchtete vielmehr, und zwar nicht ohne Grund, daß Saifeddin, wenn er sich einmal in den Besitz von Damascus gesetzt hätte, er sich auch darin behaupten und des Fürstenthums sich bemächtigen würde. Um also den gefährlichen Beistand Saifeddins entbehrlich zu machen, hatte Anar gesucht, die Christen zu einem freundlichen Rückzuge zu bewegen.

5. Es ist schwer zu errathen, welche Plane jetzt Conrad und Ludwig könnten gehabt haben. Wenn die Besatzung einer Stadt so ungemein zahlreich und furchtbar ist, daß man es nicht wagt, sie im offenen Felde zu bekämpfen, sondern hinter Verschanzungen sich verstecken muß; so darf man gewiß um so weniger hoffen, sie zu überwältigen, wenn sie gar noch durch hohe Mauern, Bollwerke und Thürme gedeckt und geschützt ist. Erhält man dabei endlich auch noch die sichere Kunde, daß ein neues, nicht minder zahlreiches, aus lauter versuchten Truppen bestehendes Heer im Anzuge sey, dann gebieten offenbar Vernunft und Erfahrung den Rückzug, und zwar noch vor der Ankunft des neuen feindlichen Heeres, wenn nicht anders die Auffindung einer heiligen Lanze, oder einer andern nicht minder heiligen Reliquie die Krieger begeistert, und mehr als mensch-

liche, wahrhaft übernatürliche Kraft und Stärke ihnen ertheilt. Aber in diesem Falle befanden sich jetzt weder Conrad noch Ludwig; im Gegentheil nahmen bei ihrem schon ziemlich entmuthigten Heere Mißmuth und Unzufriedenheit mit jedem Tage zu. Aber demungeachtet schenkten die Könige weder den, von Saifeddins Abgeordneten ihnen gebrachten Drohungen, noch den freundlichen Vorstellungen Anars einige Aufmerksamkeit, sondern beschlossen den Kampf fortzusetzen, und entweder Damascus zu erobern, oder durch Heldentod die glorreiche Krone der Märtyrer zu verdienen. — Aber was dem Anar nicht auf geradem, offenem Wege gelungen war, suchte er jetzt auf krummen, Banditenwegen zu erreichen. Er wandte sich nämlich an die Pullanenfürsten wie auch an die Pullanenbarone des Königreichs Jerusalem, und bot ihnen ungeheure Summen Goldes an, wenn sie die Plane des Pilgerheeres vereiteln und die Aufhebung der Belagerung zu Stande bringen würden. Nichts war den syrischen christlichen Fürsten und den Baronen von Jerusalem willkommener als dieser Antrag. Schon seit mehreren Tagen waren sie den fremden Pilgern, und besonders den beiden Königen, nicht nur wie gewöhnlich wenig hold, sondern in ihrem Herzen sogar völlig feindselig gegen sie gesinnt. Sie hatten nämlich unlängst in Erfahrung gebracht, daß Conrad und Ludwig gesonnen seyen, nach der Eroberung Damascus diese Stadt sammt dem Fürstenthum dem Grafen Dieterich von Flandern als ein Lehen zu übergeben. Da nun jeder von ihnen sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, daß dieses Loos ihn selbst treffen würde; so hielten sie es jetzt ihrem Gesammtinteresse für ungleich angemessener, daß das ganze Unternehmen mißlänge, als daß das Fürstenthum in die Hände der beiden Pilgerkönige fiele. Sie waren es daher auch, die jetzt theils durch übertriebene, theils völlig lügenhafte Gerüchte in dem ganzen Heere nichts

als Mißmuth und Unzufriedenheit zu verbreiten, und dieſe üble Stimmung mit jedem Tage immer höher zu ſteigern ſuchten. Sehr gerne thaten ſie alſo auch jetzt für Gold, was ſie ohnehin ſchon aus Zorn, Neid und Eiferſucht zu thun von ganzem Herzen geneigt waren.

6. Mit verruchter Schalkheit und unter geheucheltem Eifer für die Sache Gottes und der Chriſtenheit gaben ſie nun den beiden Monarchen und deren Fürſten den verrätheriſchen Rath, ihre gegenwärtige Stellung zu verlaſſen und das Lager ihres Heeres auf der entgegengeſetzten Seite von Damascus aufſchlagen zu laſſen. Dort, ſagten ſie, ſey die Mauer nur aus ungebrannten Erdziegeln aufgebaut, weder durch den Fluß, noch durch einen Wall geſchützt; die ſchwache Mauer einzuſtürzen, bedürfe es nicht einmal des Belagerungsgeſchützes; bei dem erſten Angriff würde die Stadt gewonnen werden, und die Pilger in dem Beſitze derſelben ſeyn, bevor noch Saifeddin mit ſeinem Heere angekommen ſeyn könnte. Da ſowohl Conrad als Ludwig aus mancherlei kleinen Erfahrungen den tückiſchen und ränkevollen Charakter der ſyriſchen Pullanenfürſten kannten, ſo iſt es wahrhaft unbegreiflich, wie jetzt beide, ohne vorher die jenſeitige Beſchaffenheit der Stadt und deren umliegende Gegend von Sachkundigen gehörig unterſuchen zu laſſen, gleich ſo blindlings und unverſtändig leichtgläubig dieſem verrätheriſchen Rathe folgen konnten. Das Lager ward alſo abgebrochen, die vortheilhafte Stellung verlaſſen, die man durch einen mörderiſchen Sieg ſo theuer errungen hatte, und in welcher es auch am leichteſten geweſen wäre, ſich endlich doch noch der Stadt zu bemächtigen. Aber kaum hatte das Heer ſein neues Lager an der ſüdlichen und öſtlichen Seite der Stadt bezogen, als auch gleich ſchon am folgenden Morgen die beiden Könige einſahen, wie ruchlos und ſchändlich ſie ſeyen getäuſcht worden. Erſtens war kein Waſſer da; nur in

sehr weiter Entfernung, mithin auch nur unter einer sehr zahlreichen Bedeckung, konnten die Pferde getränkt und das Wasser für die Pilger im Lager äußerst mühsam herbeigeschafft werden. Zudem waren die Mauern der Stadt auf dieser Seite bei weitem nicht so schwach, als die Verräther vorgespiegelt hatten. Alle Festungswerke waren in trefflichem Zustande, und sie brechen wollen würde eine sehr schwere, mit großem Aufwand von Zeit und Menschen verbundene Arbeit gewesen seyn, und da man überdieß auf dieser Seite auch weit und breit nichts als völlig ausgeleerte Häuser und Dörfer fand, so fing man endlich an, sehr schmerzhaft den Abgang jener Früchte in den Gärten zu fühlen, die den Pilgern bisher größtentheils zu Nahrungsmitteln gedient hatten. Voll Unmuth über den, ihnen gespielten Betrug, wollten nun Conrad und Ludwig ihre frühere, weit vortheilhaftere Stellung wieder einnehmen. Aber Anar, im Einverständniß mit den verrätherischen Fürsten, hatte gleich nach dem Abzug der Pilger die Gegend unverzüglich besetzt, sie in den paar Tagen, da ihm so viele Tausende arbeitsamer Hände zu Gebote standen, auf das beste befestigt, alle Zugänge mit schweren Balken und ungeheuern Steinen verrammelt und eine zahllose Menge geübter Bogenschützen hinein geworfen. Diese jetzt so wohl befestigten und so zahlreich besetzten Gärten anzugreifen, schien nicht rathsam; denn hätte man selbst einige Tausend brave Pilger aufopfern wollen, so würde der Erfolg doch immer noch höchst zweifelhaft gewesen seyn. Zudem kam Saifeddin mit seinem Heere immer näher. Wenig schreckte dies zwar die beiden ungemein kampflustigen Könige, aber desto mehr ängstigte sie die trübe und nur zu gewisse Aussicht auf einen, schon in wenigen Tagen eintretenden völligen Mangel an Lebensmitteln. Nun gab es keinen andern Ausweg, als blos eiligen, dabei sogar noch nächtlichen Rückzug; und die beiden mächtigsten Mo-

narchen der abendländischen Christenheit mußten nun die unerhörte Schmach erleben, vor einem Feinde, den sie schon öfters besiegt, und den völlig zu überwältigen sie in der glänzenden Versammlung zu Ptolemais mit so stolzer Zuversicht versprochen hatten, nun ganz in der Stille, demselben unbemerkt, bei nächtlicher Weile sich zurückzuziehen. Aber auch dieser, einer Flucht nicht ganz unähnlicher Rückzug war noch mit Verlust verbunden. Da nämlich das Heer, um dem es verfolgenden Feinde zu entkommen, in angestrengter Eile fortzog, so mußte eine große Anzahl schon zu entkräfteter Pilger zurückbleiben, und konnte ihren christlichen Brüdern nur in der Ferne langsam nachfolgen. Aber alle diese wurden von den saracenischen Reitern eingeholt, und theils zusammengehauen, theils zu Gefangenen gemacht. Da alles in dem Heere nur an Rettung dachte, daher bei dieser Eile viele Transportwägen dem Feinde mußten überlassen werden, so ging auch noch eine Menge Gepäckes, kostbaren Geräthes und andere Gegenstände von hohem Werthe, welche Eitelkeit und schimmernde Prachtliebe auch auf dem Zuge nach Damascus mitgeschleppt hatten, jetzt wieder verloren, und wurden die Beute der siegenden damascenischen Reiter.

7. Diese völlig mißlungene und mit so vielem Verlust und so großer Schmach verbundene Belagerung von Damascus benahm nun den Pilgern nicht nur alle Zuversicht zu sich selbst, sondern auch allen Glauben an eine höhere Hülfe von Oben. Die Meisten hielten sich überzeugt, daß dieser ganze Kreuzzug nach dem Orient Gott mißfällig gewesen, daher dessen Segen ihnen gefehlt habe. Was sie in ihrem Schmerz einigermaßen tröstete, war das sich bald darauf verbreitende Gerücht, daß Anar, der den Verräthern, nur so lange er ihrer nöthig hatte, schmeichelte, ihnen ihren Verrath mit falschem Gelde bezahlt habe, indem alle Goldstücke,

die er ihnen gegeben, nur sehr künstlich mit nachgemachtem ägyptischen Golde überzogenes Kupfer gewesen sey. Dieses Gerücht ward so fest und so allgemein geglaubt, daß viele fromme und zugleich auch leichtgläubige Christen hierin ein göttliches Wunder erblickten, durch welches, zur verdienten Strafe der Verräther, Anars reines Gold plötzlich in werthloses Kupfer sey verwandelt worden. — Aber am tiefsten beugte der schmachvolle Ausgang dieser Belagerung die beiden Könige Conrad und Ludwig. Der Gedanke, in ihre Reiche, aus welchen sie im vorigen Jahre mit so stattlichen, zahlreichen Heeren und so stolzer und kühner Zuversicht ausgezogen waren, nun ohne etwas nur einigermaßen Denkwürdiges, nur einigermaßen die Sache der Christenheit in dem Orient Beförderndes verrichtet zu haben, wieder zurückzukehren: dieser Gedanke war ihnen unerträglich. König Conrad brachte demnach die Belagerung von Ascalon in Vorschlag. Schon in dem Lager vor Damascus, als alle Hoffnungen eines glücklichen Erfolges zu verschwinden anfingen, hatte Conrad sich mit dieser neuen Unternehmung beschäftigt, dem französischen Könige ebenfalls davon gesprochen, auch Ludwig ihm darin sogleich beigestimmt. Obgleich die beiden Monarchen die Falschheit der syrischen Fürsten schon mehrmal erfahren hatten, trugen sie dennoch auch jetzt wieder kein Bedenken, ihnen ihren neuen Plan einer Belagerung Ascalons mitzutheilen. Natürlicher Weise gingen die tückevollen Fürsten sogleich mit geheucheltem Eifer für die Sache Gottes in denselben ein, ermunterten noch mehr die beiden Monarchen dazu und versprachen den thätigsten, kräftigsten Beistand, worauf sie, unter dem Vorwande, neue Verstärkungen an sich zu ziehen, nach Hause zogen.

8. Zur bestimmten Zeit erschienen Conrad und Ludwig mit ihren deutschen und französischen Schaaren vor den Mauern von Ascalon. Sie fanden die Fe-

stungswerke in trefflichem Zustande, und die Mauern doppelt und dreifach mit Bewaffneten besetzt. Sie fingen also blos an, die Stadt von der Landseite zu berennen; denn an eine förmliche Belagerung war noch nicht zu denken; theils weil das Heer der beiden Könige noch viel zu schwach war, um diese große, mit einer starken Besatzung versehene und von einer zahlreichen, waffenfähigen Bevölkerung bewohnte Stadt anzugreifen, theils auch aus Mangel des nöthigen Belagerungsgeschützes, welches die syrischen Fürsten mitzubringen versprochen hatten. Aber nun verging ein Tag nach dem andern, ohne daß man auch nur in der Ferne noch die mindeste Spur von einer Annäherung der versprochenen Verstärkungstruppen bemerken konnte. Kurz, weder die Fürsten noch die Barone des Reiches von Jerusalem hatten Lust, eine Unternehmung auf Ascalon zu unterstützen; und als nach zehntägigem, fruchtlosem Warten Conrad und Ludwig sich endlich überzeugten, daß sie abermals von den Pullanenfürsten wären betrogen worden, eilten Conrad wie auch die deutschen Fürsten ein Land zu verlassen, unter dessen christlichen Bewohnern weder Treue noch Glauben mehr zu finden wären *).

*) Ueber das, schon vor seiner Ausführung gescheiterte Project einer Belagerung von Ascalon drückt sich Wilhelm von Tyr nicht nur äußerst kurz, sondern auch ganz unverständlich und, man möchte bald sagen, sogar geheimnißvoll aus. Weit deutlicher und klarer spricht davon der Fortsetzer der Chronik des Siegebert von Gemblours (script. rer. Gall. et Fran. T. XIV.) Iterum obsident Ascalonam, sed *iterata fraude* turbati desistund. Damit stimmt auch König Conrads Brief an den Abt Wibald vollkommen überein. „Wir kamen", schreibt Conrad „der Verabredung getreu zur bestimmten Zeit vor Ascalon an, fanden aber Niemand von den syrischen Fürsten; und nachdem wir sie über acht Tage fruchtlos erwartet, kehrten wir zurück, zum zweiten Male von ihnen betrogen."

9. Herzog Welf war von allen deutschen und französischen Fürsten der erste, welcher das gelobte Land verließ. Schon in den letzten Tagen der Belagerung von Damascus eilte er nach Ptolemais, schiffte sich dort ein und fuhr nach den Küsten von Calabrien. Da die Streitigkeiten zwischen dem welfischen und waiblingischen Hause in Deutschland noch lange nicht ausgeglichen waren, und blos zu Folge der dießfalls getroffenen Uebereinkunft während des Kreuzzuges geruhet hatten; so erregte Welfs schnelle und eilige Abreise anfänglich bei dem Könige einige Besorgnisse, die aber, weil sie, wie es scheint, Conrad für ungegründet hielt, bald wieder verschwanden, und ungefähr drei Wochen darauf bestieg auch Conrad mit seinem Bruder, dem Bischofe Otto von Freisingen, den beiden Herzogen Heinrich und Friederich von Bayern und Schwaben und noch einigen andern Herren, ebenfalls in Ptolemais ein Schiff und segelte nach Constantinopel. Als er hier ankam, fand er den Kaiser nicht mehr in der Hauptstadt seines Reiches. Gerne wäre Conrad ihm auf der Stelle gefolgt, aber er fiel in eine sehr bedeutende Krankheit, von welcher er jedoch weit früher, als man hätte hoffen mögen, wieder vollkommen genaß. Als er aber jetzt von dem römischen Senat Briefe erhielt, die ihn an den feindseligen Absichten Welfs nicht länger mehr zweifeln ließen, sandte er eiligst seinen Neffen, den Herzog Friederich von Schwaben nach Deutschland, damit, wenn Welf etwas unternehmen sollte, er sich sogleich in der Nähe befände. Friederich trat demnach unverzüglich, jedoch zu Lande, die Reise an, durchflog Bulgarien, Ungarn und Oestreich, und kam gleich nach Ostern des Jahres 1149 in Schwaben an. Friederich fand Deutschland vollkommen ruhig, nicht aber so sein eigenes Herzogthum. Während seiner Abwesenheit hatten den Landfrieden einige seiner Lehensleute gebrochen; da er aber an diesen strenges Recht

ausübte und sie aufhängen ließ, waren Ruhe und Ordnung in Schwaben bald wieder hergestellt. Gleich nach Friederichs Abreise aus Constantinopel begab sich Conrad mit den ihn begleitenden Großen nach Thessalonich, wo er, um von seinen Mühseligkeiten sich zu erholen, ein paar Monate blieb. Aber von den Angelegenheiten des gelobten Landes, woran sich so viele traurige und beugende Rückerinnerungen knüpften, wandte Conrad seine Aufmerksamkeit völlig ab, und schenkte diese von jetzt an, und zwar ungetheilt, seinen Entwürfen auf Rom und Italien. Mit dem Kaiser schloß er ein neues und diesmal sehr festes Bündniß gegen den König Roger von Sicilien. Der König machte sich verbindlich, in dem nächsten Jahre mit einem mächtigen Heere über die Alpen zu gehen; und Manuel versprach, eine ebenfalls sehr bedeutende Abtheilung griechischer Truppen zu dem deutschen Heere stoßen zu lassen, und dann alle Operationen der beiden vereinten Heere mit einer zahlreichen Flotte zu unterstützen. — Als vollkommen ausgesöhnte Freunde und Bundesgenossen schieden Manuel und Conrad von einander. Letzterer schiffte sich im Anfange des Frühjahres in einem illyrischen Hafen nach Pola ein. Von da machte er den Rest seiner Reise zu Lande über Aquileja nach Deutschland. Ende Aprils oder im Anfange des Junius traf Conrad in Salzburg ein, und feierte hier mit der, an den Höfen der deutschen Kaiser üblichen Pracht das hohe Pfingstfest. Unglaublich war das Zusammenströmen der deutschen Fürsten in Salzburg. Aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes waren sie herbeigeeilt, um ihren König gleich einem siegreichen Monarchen zu begrüßen, ihm Glück zu wünschen und auf alle Weise ihre hohe Achtung, ihre Ehrfurcht und Anhänglichkeit ihm zu bezeugen. Von Seite der deutschen Fürsten war dieß nichts weniger als eine fade Schmeichelei. Sehr vernünftig beurtheilten sie ihres Königs Thaten nicht nach deren

zufälligem Erfolge, sondern nach dem innern darin liegenden Werth; und wirklich hatte Conrad in dem ganzen Laufe dieses unglücklichen Kreuzzuges so viele und so häufige Beweise von Löwenmuth, ausdauernder Kraft, Kühnheit, Stärke und Entschlossenheit gegeben, daß er wahrhaft wie ein, wenn auch nicht von glücklichem Erfolge, jedoch mit unsterblichem Ruhme gekrönter Held empfangen zu werden verdiente.

10. Alle französische Fürsten, Herren und Barone und unter diesen auch Robert von Dreux, der Bruder des Königs, hatten sich sehr eilig, sogar schon im Herbste (1148) eingeschifft, und waren nach kurzer und glücklicher Seefahrt in verschiedenen französischen Häfen angekommen. Nur Ludwig sehnte sich nicht nach der Heimkehr in sein Reich. Sein Muth und alle seine Kraft schienen durch das, ihn auf diesem ganzen Feldzuge ununterbrochen verfolgende Unglück völlig gebrochen. An der Spitze eines der zahlreichsten und glänzendsten Heere, die Frankreich je noch gesehen, war er im verflossenen Jahre aus dem Lager bei Metz aufgebrochen, hatte selbst zu den größten Hoffnungen berechtigt und noch aus Constantinopel in einem Briefe an seinen Freund und ersten Minister, den Abbè Suger, dem er auch während seiner Abwesenheit die Verwaltung seines Reiches übergeben hatte, unter Anderm geschrieben: Was Ihr aber für ganz sicher und gewiß halten könnt, ist, daß ich entweder nie, oder nur mit Ruhm bedeckt und mit dem tröstenden Bewußtseyn, etwas Großes zum Besten der Christenheit und zur Verherrlichung des französischen Namens ausgerichtet zu haben, zurückkehren werde." — Und jetzt sollte Ludwig, nachdem er sein ganzes Heer und die Blüthe des französischen Adels fruchtlos aufgeopfert, und die großen Schätze, die er mit nach dem Orient gebracht hatte, eine Beute der Türken geworden waren, einsam und

allein, nur von wenigen Personen begleitet, ganz still und geräuschlos sich nach Frankreich gleichsam wieder zurückschleichen. Zudem befürchtete er nicht ohne Grund die lauten oder stillen Vorwürfe der, durch seinen Kreuzzug zum Theile entvölkerten Provinzen Frankreichs, sowie der vielen tausend Familien, die er in tiefe Trauer versenkt hatte. Zwar war Ludwigs Tapferkeit und ritterliche Ehre vollkommen rein und unbefleckt geblieben; aber demungeachtet mußte er sich doch selbst gestehen, daß er selbst alles das Unglück, das ihn und sein Heer betroffen, blos seiner eigenen Unbesonnenheit und seinem und seiner Räthe Unverstand zuzuschreiben hätte *).

*) Alle Schuld des so schrecklich mißlungenen Kreuzzuges wird zwar mit Recht blos dem bösen Willen und den feindseligen Gesinnungen der Griechen zugeschrieben, die wirklich, wie wir gesehen, durch die fluchwürdigsten Künste der Arglist, des Verrathes und der Treulosigkeit ganz allein den völligen Untergang beider Heere herbeiführten. Aber der unbegreifliche Unverstand der abendländischen Könige und Fürsten bestand darin, daß sie eben diesen Griechen, die sie noch kurz vorher selbst in dem Augenblicke, wo sie deren Hülfe bedurften, auf mancherlei Weise gereizt, beleidigt und erbittert hatten, sich nun so ganz rückhaltslos hingaben, und gerade in den wichtigsten Punkten, auf welchen der glückliche Erfolg oder der völlige Untergang eines Heeres beruhen, nämlich in Betreff der Subsistenzmittel und der genauen Erkundung des Landes, in welchem man Kriege führen will, sich abermals mit einer allen Begriff übersteigenden Einfalt und Leichtgläubigkeit ganz blindlings den Griechen überließen, von denen sie doch, wenn sie nur die mindeste Kenntniß von der Lage des griechischen Reiches und dessen staatischen und politischen Verhältnissen gehabt hätten, die lebendige Ueberzeugung würden gehabt haben, daß sie, statt die Operationen der Abendländer in Kleinasien zu begünstigen, dieselben vielmehr, weil ihrem eigenen Interesse höchst gefährlich und nachtheilig, aus allen Kräften zu hemmen und zu vereiteln sich bestreben, und um diesen Zweck zu erreichen,

Unmöglich konnte also Ludwig sich jetzt sogleich zu seiner Rückkehr entschließen. Die Zeit mußte erst einigermaßen seinen Schmerz gemildert und die Religion ihren heilenden Balsam in seine verwundete Seele gegossen haben. Nur mit einigen, ihm vorzüglich ergebenen und mit ihm gleichgesinnten Baronen blieb er demnach in Jerusalem zurück. Aber allen Umgang mit den verrätherischen Fürsten sorgfältig vermeidend, hielt er sich in der strengsten und eben daher um so mehr auffallenden Abgeschiedenheit von demselben. Unmöglich konnte Ludwig diesen ausgearteten Menschen, wenn sie anders noch zu erröthen fähig waren, einen stärkeren, sie mehr demüthigenden Beweis seiner Verachtung geben. — Ohne Willen, weil ohne Mittel, etwas Bedeutendes zu unternehmen, schenkte Ludwig die ganze Zeit seines Aufenthaltes in Palästina, der sich noch bis zu Ende Julius des folgenden Jahres 1149 verzog, blos frommen Widmungen und dem andächtigen Besuchen der heiligen Oerter; und so ward nun bald der öftere Anblick des Grabes des Erlösers und der Höhle von Bethlehem für Ludwig ein fester Ruhepunkt, auf dem

sogar im Einverständnisse mit den Türken zu Werke gehen würden. Durch persönliche Tapferkeit und Stärke des Arms wird nicht immer alles entschieden, ja oft nur das Allerwenigste; und bei dem völligen Mangel an militärischer Intelligenz und Combinationskraft, an Menschen- und Weltkenntniß, kluger Vorsicht und richtiger Beurtheilung der jedesmaligen Lage, Verhältnisse und Umstände, hätte offenbar den beiden Heeren, wie einst den Israeliten, stets eine lichte Wolke voranziehen, ihnen den Weg zeigen und dann auch noch am Ende jedes Tages himmlisches Manna und fette Wachteln herunter fallen müssen: Wunder, welche jedoch bei dem ganz unfrommen, eitlen Weltsinn der Großen und den groben Lastern, mit welchen die Heere der gemeinen Kreuzfahrer sich größtentheils befleckten, wahrhaftig nicht von dem Himmel zu erwarten waren.

seine zagende Seele sich zu der Höhe eines immer lebendiger werdenden Glaubens erheben, und durch diesen sich immer mehr stärken und kräftigen konnte.

11. Indessen that der treue Abt Suger alles mögliche, um den König zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Zwar hatte Ludwig seinem klugen Minister bisher schon öfters Nachricht von sich gegeben; aber noch nie waren so viele Briefe von Suger an den König angekommen, als jetzt. Schon in Antiochien fing der Briefwechsel zwischen Beiden an sehr lebhaft zu werden. Aber in den, in dieser Periode geschriebenen Briefen ist größtentheils blos von Geld- und Wechselgeschäften die Rede. Ludwig war gezwungen gewesen, durch Vermittelung der Tempelritter sehr bedeutende Geldsummen aufzunehmen. Er bedurfte dieses Geldes, theils um die Pilger, die er in Tyrus und andern palästinischen Seestädten unter Verheißung reichlichen Soldes an sich gezogen hatte, zu bezahlen, theils auch um eine Menge braver, aber an Geldmitteln völlig erschöpfter Ritter nicht blos zu unterhalten, sondern ihnen auch noch Pferde, Waffen, Kleidung ꝛc. anzuschaffen. Alle diese Schulden bezahlte der redliche Suger stets sehr pünktlich, und ohne alle Zögerung, sobald er nur von dem Könige die darüber nöthige Anweisung erhalten hatte, und zwar ohne daß die königlichen Domänen und die darauf wohnenden Unterthanen im mindesten darunter gelitten hätten. War es Suger bisher nicht gelungen, den König zur Abreise aus dem gelobten Lande zu vermögen, so traten in Frankreich jetzt plötzlich und ganz unerwartet Verhältnisse ein, welche den König endlich zwangen, den Wunsch seines Ministers, und zwar ohne alle fernere Zögerung, zu erfüllen. Graf Robert von Dreux, Ludwigs Bruder, hatte schon während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Palästina über aufrührische Plane gebrütet. Der Erste, dessen Argwohn Roberts Betragen

erregte, war der tapfere Graf Dieterich von Flandern. Ludwig hatte seinen Bruder vor dessen Abreise sehr dringend zu einer Unterredung nach Nazareth einladen lassen, worauf derselbe jedoch nicht die mindeste Rücksicht nahm, sondern ohne mit seinem Bruder gesprochen zu haben, was diesen nicht wenig beleidigen mußte, sich einschiffte und sogleich unter Segel ging. Dieses unanständige, trotzige Benehmen Roberts machte ganz besonders den Grafen von Flandern aufmerksam; er vermuthete nicht ohne Grund, daß darunter noch etwas weit Schlimmeres verborgen seyn könnte, gab also unverzüglich dem Abt Suger davon Nachricht und versicherte denselben seines Beistandes und seiner ganzen Macht, im Falle Robert wirklich etwas gegen den König oder dessen Ansehen unternehmen würde. — Sobald Robert in Frankreich gelandet hatte, begannen auch dessen aufrührische Umtriebe. Vor allem suchte er erst seine eigenen Angehörigen und alle, auf deren Anhänglichkeit er sich verlassen zu können glaubte, in seine Plane einzuweihen, die nichts geringeres bezweckten, als Ludwig vom Throne zu stoßen und sich selbst zum Könige ausrufen zu lassen. Die üble Stimmung, in welche Ludwigs unglücklicher Feldzug einen großen Theil der Franzosen gesetzt hatte, hoffte Robert vorzüglich zu seinem Vortheile benützen zu können. Da er sich mit der ungemein reichen Wittwe des Grafen Rotrou von Perche vermählt und diese ihm sehr weitschichtige Domänen zugebracht hatte, so standen ihm selbst schon sehr große Mittel zu Gebote. In Geheim ließ er sogar das Gerücht verbreiten: er sey der ältere Bruder, und sein Vater, König Ludwig VI., habe blos aus der vorurtheilsvollen Meinung, daß sein jüngerer Sohn tauglicher als der ältere zum Regieren sey, jenen vorgezogen und noch zu seinen Lebzeiten zum Könige krönen lassen. So abgeschmackt und ungegründet dieses Gerücht war, fand es dennoch, wie jedes andere auch noch so alberne

Gerücht, an manchen Orten Aufnahme. Mit jedem Tage vermehrten sich Roberts Anhänger, und unter denen, welche an der Verschwörung Theil nahmen, befanden sich sogar Personen vom höchsten Range, wie z. B. die Prinzessin Alix von Bourbon, ferner der Erzkanzler des Königs und noch sehr viele andere hohe Würdenträger und angesehene Großen, deren Namen jedoch die damaligen Geschichtschreiber verschweigen, und zwar blos, wie sie selbst sagen, um die Familien derselben zu schonen und deren Andenken nicht zu entehren. — Das ganze niederträchtige Intriguenspiel hatte jedoch der wachsame, einsichtsvolle Suger gleich schon im Anfange völlig durchschaut. Unter den Maßregeln, die er zur Vertheidigung seines Herrn nahm, war die erste, daß er den Papst von Allem sogleich in Kenntniß setzte, worauf Eugenius einen furchtbaren Bannstrahl gegen Alle schleuderte, welche sich erkühnen würden, Etwas feindliches oder auch nur ungeziemendes gegen den König oder dessen königliches Ansehen zu unternehmen. Dies entmuthigte schon nicht wenig den Robert und dessen Anhänger. Aber dennoch sollte die Verschwörung ausbrechen und Robert zum Könige ausgerufen werden, sobald man sich nur noch einiger festen Plätze, die zur Concentrirung sämmtlicher Streitkräfte der Verschwornen durchaus nothwendig waren, würde bemächtiget haben. Aber auch dafür hatte Ludwigs treuer Minister schon gesorgt, die Besatzungen in allen Festungen bedeutend verstärkt, und diese nur tapfern und wachsamen Befehlshabern übergeben, Männern, an deren geprüfter Treue alle Künste der Bestechung und Verführung hätten scheitern müssen; und da sich nun auch noch plötzlich die Kunde von des Königs nunmehr ganz sicherer und naher Ankunft überall verbreitete, so entfiel den Verschwornen vollends aller Muth. Einer nach dem Andern zog sich zurück, und Robert gewann dabei nichts als die ihn nicht wenig beschämende

Ueberzeugung, daß alle seine Bemühungen, seine geheimen Unterhandlungen, Versprechungen und Verheißungen, kurz alle die vielen Bewegungen, die er seit mehreren Monaten sich rastlos hingegeben, ihn durchaus zu nichts geführt, wohl aber in den Augen Frankreichs nur lächerlich und verächtlich gemacht hätten. Aber Suger hatte das große nicht zu verkennende Verdienst, selbst in dieser so kritischen und anfänglich so gefährlich scheinender Lage Frankreich völlig ruhig erhalten zu haben. Am Ende Julius kam Ludwig, der sich zu St. Jean d'Acre eingeschifft hatte, in Calabrien an, und nachdem er hier länger als drei Wochen theils auf seine Gemahlin, die Königin Leonore, welche zu Palermo an das Land getreten war, theils auch auf die völlige Genesung des sehr gefährlich erkrankten Bischofes von Langres gewartet hatte, setzte er seine Reise fort und landete am Ende October in dem Hafen von St. Aegidius an der Rhone, wo Er und Suger, nicht wie Monarch und Unterthan, sondern wie zwei treue, schwer geprüfte Freunde sich zärtlichst umarmten *).

*) Nur ein einziger und zwar griechischer Geschichtschreiber, nämlich Cinnamus, berichtet: König Ludwig sey auf seiner Seefahrt von St. Jean d'Acre nach Frankreich von einer griechischen Flotte angehalten, aber von dem sicilianischen Admiral Georg wieder befreit worden. Diese, obgleich auf keine andere Autorität sich stützende, und dennoch von den meisten neueren Geschichtschreibern, und selbst von Muratori und Gibbon in ihren Geschichtsbüchern aufgenommene Erzählung findet ihre vollständigste Widerlegung in einem, von Ludwig aus Calabrien an den Abt Suger geschriebenen Brief (Script. er. gall. et fran. T. XV. p. 513.). In diesem Schreiben meldet Ludwig dem Abt Suger seine Ankunft in Calabrien, gibt ihm auch die Ursachen an, die ihn nöthigten, seine Abreise aus Calabrien nach Frankreich noch um einige Wochen zu verzögern, macht aber von jenem ungleich mehr bedeutenden Ereigniß nicht die mindeste Erwähnung, was er doch ge-

12. So endigte sich also dieser zweite Kreuzzug, nachdem man auf demselben weit mehr als eine halbe Million Menschen in den Orient zur Schlachtbank geführt und ungeheure Schätze, mit denen man den Flor aller abendländischen Reiche so ungemein hätte befördern können, ganz fruchtlos und ohne den mindesten Nutzen verschwendet hatte. — Bald nach seiner Ankunft in Frankreich ward dem Könige die Freude, daß seine Gemahlin, die Königin Leonore, ihm ihre zweite Tochter gebar: ein vollgültiger Beweis, daß von der, erst einige Jahre nachher erfolgten Ehescheidung des Königs damals noch nicht die Rede gewesen seyn konnte, und daher auch, daß jene antiochenische Tracasserie nichts als ein schnell vorübergehendes, die Zufriedenheit des Königs höchstens auf einige Augenblicke trübendes, unbedeutendes Wölkchen war, das, weil blos ein müßiges Geklatsch und der Geschichte durchaus unwürdig, auch bei weitem nicht jene Aufmerksamkeit verdiente, welche französische wie fremde Geschichtschreiber ihm ziemlich lächerlicher Weise zu schenken beliebten. — Nach diesem Kreuzzuge lebte und regierte Ludwig VII. noch ein und dreißig Jahre. Aber leider hatte er nur eine kurze Zeit noch seinen treuen und großen Minister an seiner Seite. Derselbe starb im Anfange des Jahres 1152. Unstreitig war Suger der erleuchtetste Staatsmann nicht nur seiner Zeit, sondern noch mehrerer darauf folgenden Jahrhunderte; und seine lange, eben so weise als milde, und dennoch kraftvolle Administration könnte allen Königen die Lehre geben, daß, mit je mehr und größerm Licht sie ihren Thron umgeben, auch desto sicherer und

---

wiß nicht unterlassen haben würde, ja selbst nicht einmal würde unterlassen haben können. — Auch läßt sich gar nicht errathen und absehen, was den Kaiser Manuel zu einer solchen, nicht blos völkerwiderrechtlichen, sondern auch im höchsten Grade unpolitischen Maßregel hätte bewegen können.

schneller an den Stufen desselben das Glück ihrer Völker hervorsprossen werde.

XVIII.

Der heilige Bernhard und Abt Suger von St. Denis.

1. Sobald die Kunde von dem völligen Untergang der Pilgerheere im Abendlande angekommen war, brach sogleich von allen Weltgegenden ein furchtbarer Sturm gegen den heiligen Bernhard los. Ihn allein klagte man als den einzigen Urheber jenes namenlosen Unglücks an, das jetzt alle Reiche des Abendlandes und zahllose Familien in Trauer und grenzenlosen Kummer versenkt habe. Wittwen und Waisen forderten von ihm ihre Gatten, ihre Väter, Brüder oder Söhne zurück. Auf sein Wort, sagten sie, auf seine zuversichtliche Verheißung eines glücklichen Erfolges, für den er sich selbst als Bürge gestellt, hätten die abendländischen Fürsten das Kreuz genommen, wären, in blindem Zutrauen auf sein prophetisches Wort, nach dem Orient gezogen, und hätten dort nichts als Tod und Verderben gefunden. Die Wüthendsten der Gegner des Heiligen gingen gar so weit, daß sie ihn einen Lügenpropheten schalten, der durch falsche Vorspiegelung eines göttlichen Berufes und durch täuschende Wunder das Volk überall bethört, verführt und in das Verderben gestürzt habe. Aber alle diese Schmähungen machten nicht den geringsten Eindruck auf den heiligen Bernhard; sie vermochten weder die Heiterkeit seines Geistes zu trüben, und noch viel weniger das Gleichgewicht seiner Seele zu stören. Zwar schmerzte es ihn tief, daß eine Unternehmung mißlang, durch die, wie er gehofft, der Name Jesu noch mehr verherrlichet, und dessen Reich auch auf Erden noch weiter hätte verbreitet werden können. Aber an sich selbst dachte er dabei nicht, frohlockte im Gegentheil noch darüber, daß

die Menschen jetzt blos ihn schmäheten, und nicht gegen Gott und dessen erbarmende Vorsehung murreten. In vertraulichen Briefen an seine Freunde klagte jedoch der Heilige oft über die großen und schweren Sünden und Laster sowohl der Fürsten und Ritter, als auch des größten Theils des gemeinen Pilgerheeres, weßwegen auch die Gnade Gottes immer mehr und mehr, und endlich völlig von ihnen gewichen sey.

2. Da dem heiligen Bernhard Demuth und Bescheidenheit nicht erlaubten, sich öffentlich vor den Augen der Welt gegen die vielen ihm jetzt gemachten Vorwürfe zu vertheidigen; so übernahmen dessen Rechtfertigung mit nur noch um so größerer Wärme seine Freunde, größtentheils Männer, eben so ausgezeichnet durch Geist und Gelehrsamkeit, als wahrhaft frommen, tadellosen Wandel. Zuerst führten diese den Gegnern des heiligen Bernhards zu Gemüthe, daß er nicht freiwillig und aus eigenem Antriebe, sondern auf Verlangen des Königs von Frankreich, und auf das Gebot des höchsten Oberhauptes der Kirche, des Papstes Eugen, das Kreuz gepredigt habe. Zum Trost und zu größerer Stärkung der durch diesen Kreuzzug in Trauer und Jammer versetzten Familien suchten sie allem Volke begreiflich zu machen, daß der Ausgang dieses Kreuzzuges, wie verderblich er auch den Menschen nach deren gewöhnlichen Ansichten scheinen könnte, dennoch der beste wäre, weil Gott ihn beschlossen, indem gar nicht daran zu zweifeln wäre, daß Gott die Körper der vielen, ganz in Lastern und Sünden versunkenen Pilger nur deßwegen durch das Schwert der Türken, durch Hunger und tödtliche Seuchen habe vernichten lassen, damit seine Gerechtigkeit ihre unsterblichen Seelen mit den weit schrecklicheren Qualen ewiger Höllenstrafen habe verschonen können. Weit beklagenswerther, sagten sie, seyen jene, welche nach ihrer Rückkehr wieder in ihre alten Sün-

den und Laſter gefallen wären, als die, welche durch den Tod ihre Sünden in Syrien abgebüßt und nun das Glück hätten, fernerhin gar nicht mehr ſündigen zu können. Darin hatten wirklich Bernhards Freunde vollkommen Recht; denn die wenigſten von denen, welche wohlbehalten zurückgekehrt waren, Fürſten und Vornehme, wie Niedere und Gemeine, hatten durch die ſchweren göttlichen Strafgerichte, von welchen ſie Zeugen geweſen, ſich auch nur im mindeſten gebeſſert. Sehr bitter klagt darüber auch ſelbſt der heilige Bernhard. In einem Schreiben an ſeinen Oheim, den Templerritter Andreas, ſagt der Heilige: „Wehe unſern Fürſten! in dem Lande des Herrn haben ſie nichts Gutes gethan, und in ihren eigenen Ländern, wohin ſie ſo ſchnell wieder zurückgekommen ſind, üben ſie unglaubliche Bosheit, und haben kein Erbarmen mit den Bedrängniſſen ihrer Unterthanen. Sie ſind nur fähig, Böſes, aber nie Gutes zu thun *)."

3. Unter den verſchiedenen, an den heiligen Bernhard von deſſen Freunden geſchriebenen Troſtbriefen verdient beſonders das Schreiben des Abtes Johannes von Caſa Maria einige Erwähnung. Zuerſt bittet dieſer fromme Abt im Eingange ſeines Schreibens in den demüthigſten Ausdrücken um Verzeihung, daß auch er ſich erkühne, ihm wegen des unglücklichen Ausganges des von ihm gepredigten Kreuzzuges einigen Troſt zu ſenden. Er ſucht hierauf die Freiheit, die er ſich jetzt nehme, durch Bibelſtellen zu rechtfertigen, denen zu Folge ja oft ſchon weniger verſtändige Leute ſehr großen Männern, wie

*) Vae principibus nostris! In terra Domini nihil boni fecerunt: in suis, ad quos velociter redierunt, incredibilem exercent malitiam, et non compatiuntur super contritione Joseph. Potentes sunt ut faciant malum, bonum autem facere nequeunt. (Epist. 288 ad Andream avanculum suum.)

Jethro dem Moses, guten Rath gegeben hätten. Endlich fügt der fromme und demüthige Abt noch hinzu, daß er es für Pflicht halte, seinem ehrwürdigen geistlichen Vater das kund zu geben, was ihm von Gott wäre bekannt gemacht worden. Nachdem nun Johannes auf diese Weise bei dem heiligen Bernhard sich ein geneigtes Gehör zu verschaffen gesucht hat, meldet er ihm: die beiden Schutzheiligen seines Klosters, nämlich die beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus, wären schon öfters dem Kloster erschienen; und da er, Johannes, die Ueberzeugung gehabt, daß unter den zahllosen Kreuzfahrern, welche in dem Orient zu Grunde gegangen, gewiß doch auch viele frommen Pilger würden gewesen seyn; so habe er darüber die beiden erwähnten heiligen Schutzpatrone seines Klosters befragen lassen, und diese hätten ihm eröffnet, daß der Tod dieser frommen Pilger ein Sühnopfer für viele der gefallenen Engeln gewesen sey, welche dadurch wieder zur Seligkeit und göttlichen Gnade gelangt wären *). — Unstreitig hat diese Erklärung, welche Johannes von den Schutzpatronen seines Klosters erhalten zu haben bezeuget, etwas sehr Auffallendes und eine große Aehnlichkeit mit einer, dem großen Origenes (vielleicht fälschlich) zugeschriebenen Meinung, die jedoch bekanntlich von der Kirche verdammt ward. Indessen, wie es scheint, ertheilte doch der heilige Bernhard dem Abte Johannes darüber keine Zurechtweisung, wenigstens

*) Sed ne in dubium veniat, quod dico, quasi patri meo spirituali in confessione aperio, quod Patroni loci nostri, beatur Joannes et Paulus saepius nos viritare dignati sunt, quos ego super hac re interrogari feci, et hujusmodi sententiam responderunt, dicebantque, *multitudinem angelorum*, qui ceciderunt, de illis qui ibi mortui sunt, *esse restauratam*. Hoc autem scitote, quod magnam Vestri memoriam habuerunt, finemque vestrum cito venturum praedixerunt. Dies letztere traf pünktlich ein, denn der heilige Bernhard starb in weniger als zwei Jahren darauf.

findet sich nichts dergleichen in der Sammlung der zahllosen, theils von dem heiligen Bernhard, theils an den heiligen Bernhard geschriebenen Briefe. Uebrigens ist es klar, daß die gefallenen Engel, welche Gott auf ewig verworfen hat, auch nie mehr zu Gnade und Seligkeit gelangen können. Ob aber Gott über alle gefallenen Engel dasselbe ewige Verdammungsurtheil ausgesprochen hat: dieß ist eine Frage, in deren Untersuchung sich unsere heilige Kirche noch nie eingelassen hat, auch gewiß sich nie einlassen wird. — Wahrscheinlich wird mancher sinnige Leser, selbst ganz unwillkührlich, sich bei dieser Gelegenheit des größten deutschen Dichters gefallenen Engels Abadonna erinnern. Klopstocks Abadonna ist jedoch blos das poetische Bild einer tiefen, innigen, nie versiegenden, weil aus reiner Liebe zu Gott entsprungenen Reue, so wie der unergründlichen Erbarmungen des Allerbarmers gegen alle, die, obgleich sie einst seine Wege verlassen haben, doch nachher diese, von der Gluth göttlicher Liebe entzündete Reue fühlen. Klopstock's unsterbliche Messiade ist ein, bis jetzt noch nicht erreichtes Kunstwerk, aber nichts weniger als eine Schuldogmatik.

4. Die Bemühungen der Freunde des heiligen Bernhards, nicht nur ihn zu rechtfertigen, sondern auch in allen Ländern das christliche Volk auf einen höheren Standpunkt zu setzen, aus welchem es die, selbst in diesem unglücklichen Kreuzzuge sich offenbarenden, anbetungswürdigen Waltungen Gottes betrachten müsse, blieben nicht ohne heilsame Wirkung; sie führten viele zu sehr ernsten Betrachtungen, und nun begriff man bald an allen Orten, — wenigstens die Bessern und Verständigern — daß der heilige Bernhard zwar den Kreuzzug geprediget und segenvollen Erfolg verheißen, aber zu gleicher Zeit auch Eintracht, festen Glauben,

Gottesfurcht, Mäßigkeit und Keuschheit gepredigt habe; daß jedoch die Pilger, die Fürsten und Vornehmen, wie die Gemeinen, diese frommen Ermahnungen des Heiligen gar nicht beachtet, im Gegentheil nur Ueppigkeit, Schwelgerei, Unfriede, Eifersucht, Wollust und jede Art von Gottlosigkeit unter ihnen geherrscht, sie daher nun eben dadurch alle Verheißungen des heiligen Bernhards vereitelt hätten. Nothwendig habe jetzt aller Segen von Oben von ihnen weichen müssen; und da jene, welche Gott zu Häuptern seiner Völker geordnet, nämlich die Könige und Fürsten, dem unter ihren Heeren herrschenden Gräuel nicht gesteuert, so habe auch diese, zu deren gerechten Bestrafung, Gott ihrer natürlichen Blindheit und Thorheit überlassen, und sie Fehler auf Fehler, Mißgriffe auf Mißgriffe machen lassen *).

*) Guilelmus, cognomine Parvus, Neubrigensis (Neubridge in England), ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, macht es ihnen sogar, und zwar mit nicht sehr großem Unrecht, zum Vorwurf, daß es blos ihr Stolz, ihr Trotz uud ungestümmes Betragen, in Verbindung mit der Zügellosigkeit ihrer Völker, gewesen wären, welche die Griechen bis zu leidenschaftlicher Unversöhnlichkeit gereizt und erbittert hätten. — Dieser Geschichtschreiber liefert einen Beweis, wie bald die obige, von den Freunden des heiligen Bernhards aufgestellte Ansicht des verunglückten Kreuzzuges in allen Ländern zur allgemeinen Meinung ward, denn in seiner Geschichte Englands — v. J. 1066 bis 1197 — spricht er sich ebenfalls derselben vollkommen gemäß aus: „Legimus olim numerosissimum Domini exercitum unius hominis etiam occulte peccantis scelere ita inquinatum, et favore divino nudatum, ut enervus et languidus appareret. Consultus Dominus respondit populum anathemate pollutum esse, et adjecit: anathema in medio tui est, Israel, non poteris stare adversus hostes tuos, donec deleatur ex te qui hoc contaminatus est scelere." — Wilhelm geht hierauf zu den Ausschweifungen und schrecklichen Ruchlosig-

5. Aber bald bedurfte es für den heiligen Bernhard gar keiner menschlichen Rechtfertigung mehr, denn es gefiel Gott selbst, seinem treuen Knechte vor aller Welt Augen Zeugniß zu geben. — Nachdem nämlich das Gerücht von dem völligen Untergange des französischen Pilgerheeres sich in ganz Frankreich verbreitet hatte, auch an der Wahrheit dieses Gerüchts nicht mehr zu zweifeln war, und nun überall nichts als Klagen und Beschuldigungen gegen Bernhard gehört wurden, brachte ein Vater seinen blinden Sohn zu dem Heiligen, ihn flehendlichst bittend, dem Knaben durch sein Gebet zu Gott und das Auflegen seiner Hände das verlorne Gesicht wieder zu geben. Dieses Gesuch des Vaters wieß der Heilige anfänglich bescheiden und mit Sanftmuth zurück. Als aber der glaubensvolle Vater mit Bitten fortfuhr, und dessen Thränen das Gemüth des heiligen Bernhards so sehr rührten, daß er nicht länger widerstehen konnte, legte er ihm endlich, obgleich nach langem Widerstreben, die Hände auf, erhob sein Herz zum Himmel und betete laut, daß wenn seine Kreuzpredigt von Gott ausgegangen wäre, und der heilige Geist ihm in seinen Reden beigestanden hätte, Gott nun selbst es dadurch bekräftigen möge, daß er dem Knaben das verlorne Gesicht wieder verleihe. Kaum hatte der Heilige diese letzten Worte ausgesprochen, als der Knabe ganz außer sich voll Freude ausrief: „Was soll ich thun, was soll ich thun, ich sehe ja jetzt wieder!“ Alle Umstehenden, Priester, Mönche und vieles Volk brachen in Jubel aus und ergossen sich in lautes Dankgebet gegen Gott und dessen grenzenlosen Erbarmungen (*Gauf.* vita St. Bernardi) *).

---

keit über, welche in den Lagern dieser Kreuzfahrer geherrscht hätten. (Rer. Angl. Lib. I. cap. 20.)

*) Dieses Wunder wird durch eine Wolke von Zeugen bestätigt, so daß man es, ohne aller Geschichte offenbar Hohn zu sprechen, nicht verwerfen kann. Selbst

6. Indessen nährte der heilige Bernhard doch noch immer in seiner Brust die lebendige Ueberzeugung, daß, wenn nach dem gelobten Lande ein neuer Kreuzzug in der Furcht des Herrn und kindlichem Vertrauen auf Gott sollte unternommen werden, demselben gewiß nicht der Segen von Oben fehlen würde. Diese Ueberzeu-

---

der gelehrte, scharfsinnige, aber auch Wahrheit liebende Herr Professor Luden glaubt dieses Ereigniß nicht in Zweifel ziehen zu dürfen, nur sucht er es auf eine ganz natürliche Weise zu erklären. „So wie," sagt dieser große und geistvolle Geschichtschreiber, „einst Angst, Furcht und Schrecken Krösus Sohne, als er das Leben seines Vaters unter dem Schwerte eines Soldaten bedroht sah, plötzlich die Zunge lösten und er dem Soldaten zurufen konnte ꝛc., eben so mag wohl der feste und innige Glaube des Knaben dieselbe unerwartete Wirkung auf denselben hervorgebracht haben." — Diese Zusammenstellung, wie sinnreich man sie auch nennen könnte, ist doch offenbar nur scheinbar; denn wollte man das Eine, gerade so wie das Andere, blos physisch erklären, so dürfte man doch nicht übersehen, daß Angst, Furcht und Schrecken heftige Affekten sind, die den Menschen gewaltsam ergreifen und, wenn sie einen hohen Grad erreicht haben, dessen ganze innere und äußere Natur sogar tödtlich erschüttern können. Aber ganz anderer Art ist der Glaube; dieser erzeugt keine heftigen, gewaltsamen Gemüthsbewegungen; er ist, je inniger und lebendiger, auch desto stiller und ruhiger; vertrauungsvoll und in Geduld sein Heil erwartend; er ist eine Gabe Gottes, ein Licht von Oben; aber ein Licht, das wohl den Verstand erleuchtet, aber nicht blendet, das Herz zwar wohlthuend erwärmt, aber nicht durchglühet und verbrennt, was nur die reinste und lauterste Liebe vermag. Zudem vermag der Glaube an und für sich nichts, sondern wirkt blos durch die Kraft Dessen, an Den geglaubt wird, Der aber eben daher sich erbarmend zu dem Gläubigen hinneigt, jedoch nie das Gleichgewicht der Seele desselben stört, sondern es vielmehr heiliget und noch mehr befestiget.

gung wünschte er demnach auch der ganzen abendländischen Christenheit mitzutheilen, hielt es aber daher auch jetzt für nöthig, sich öffentlich gegen die Verläumdungen seiner Feinde zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigungsschrift ist an den Papst Eugenius gerichtet *). Im Eingang derselben sagt Bernhard zu dem Papste, daß er durch diese Schrift sein, ihm gemachtes Versprechen, obgleich erst ziemlich spät, erfülle: eine Verzögerung, über die er erröthen müßte, wenn er sich einer Nachlässigkeit oder Geringschätzung des Gegenstandes bewußt wäre. Aber dies sey nicht der Fall. Man lebe jetzt in einer schweren Zeit, wo es scheine, als wenn Gott vor der Zeit den Erdkreis zu richten gekommen wäre, zwar nach seiner Gerechtigkeit, aber uneingedenk seiner Barmherzigkeit. Sagen jetzt nicht (zu uns) die Heiden: Wo ist euer Gott? Kein Wunder! die Söhne der Kirche, und die, welche man Christen nennt, liegen erschlagen in der Wüste, theils durch das Schwert, theils durch Hunger getödtet. Der Geist der Zwietracht ist über die Fürsten gekommen **), und Gott ließ zu, daß sie sich vom rechten Wege in ungebahnte Gegenden

*) Im zweiten Buch De consideratione. In den fünf Büchern dieser Schrift liegt ein ganz ungewöhnlicher Schatz hoher von Oben erleuchteter Weisheit. Die Sprache des Heiligen ist zwar hie und da, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, etwas schwer zu verstehen; indem der heilige Bernhard nicht selten, und sogar bisweilen in ununterbrochener Reihenfolge, sich blos durch Propheten-, Psalmen- und andere Bibelstellen ausspricht, die uns sogleich gegenwärtig seyn, wir auch in deren wahren Sinn gehörig eingeweiht seyn müssen, um von dem Geiste und der Kraft, die in Bernhards Worten liegen, ganz durchdrungen zu werden.

**) Psalm 106, 40. — Effusa est contentio super principes, et errare fecit eos in invio et non in via.

verirrten. Leid und Unglück iſt auf ihren Wegen *), und Schrecken, Trauer und Verwirrung herrſchen in ihrem Innern. — Der heilige Bernhard kommt hierauf auf ſich ſelbſt zurück: „Wie beſtürzt ſind nicht die Füße jener, welche Heil und Frieden verkündeten **). Wir verſprachen Frieden, und es iſt kein Friede; Wir verhießen Heil, und ſiehe, es iſt Verwirrung. Als hätten wir in dieſem Werke mit Leichtſinn und Unbeſonnenheit gehandelt; und dennoch ſind wir darin nicht ins Unſichere gelaufen, ſondern blos auf dein (des Papſtes) Geheiß, oder vielmehr auf Gottes Geheiß durch Dich***). Warum haben wir gefaſtet und unſere Seelen gedemüthigt, und der Herr hat dennoch uns nicht gnädig angeſchaut? denn durch all unſer Faſten und unſere Demüthigungen ward der Zorn Gottes nicht beſänftiget, und noch jetzt iſt ſeine ſtrafende Rechte ausgeſtreckt. Wie ganz geduldig hört er die Läſterungen der Aegyptier, die nun ſagen, liſtig und ſchlau hat er ſie aus dem Lande geführt, um ſie in der Wüſte umkommen zu laſſen †). Bernhard erinnert hierauf, daß die Gerichte Gottes unerforſchlich ſeyen,

*) Pſalm 13, 3. Contritio et infelicitas in viis eorum et viam pacis non cognoverunt.

**) Anſpielung auf eine Stelle in dem Propheten Iſaias: Quam pulchri super montes pedes annunciantis et praedicantis pacem, annunciantis bonum, praedicantis salutem.

***) Diximus pax, et non est pax: promisimus bona, et ecce turbatio. Quasi vero temeritate in opere isto, aut levitate usi sumus. Cucurrimus plane in eu, non quasi in incertum, sed jubente Te, imo *per te Deo*.

†) Bezieht ſich auf eine Stelle in dem Buche Exodi, K. 23. V. 12. „Ne, quaeso, dicant Aegyptici: Callide eduxit eos, ut interficeret in montibus, et deleret e terra." Der heilige Bernhard wendet dieſe Stelle auf Jene an, welche jetzt gegen Gott klagten, oder gar murrten, daß Er die Pilgerheere, obgleich ſein Geheiß, das heißt, des Papſtes Gebot, ſie nach dem Orient gezogen, dennoch in den wüſten phrygiſchen Gebirgsgegenden habe zu Grunde gehen laſſen.

und daß das jetzige (nämlich der Tod so vieler frommen Wallbrüder) von solcher unergründlichen Tiefe sey, daß er jeden glücklich preiße, der daran keinen Anstoß genommen hätte. — Seinen größten Trost sucht und findet der Heilige in der Lebensgeschichte Moses, dieses großen und ausgezeichneten Freundes Gottes. Auch dieser sey mit den Israeliten aus Aegypten gezogen und habe ihnen versprochen, sie in ein besseres Land zu führen; aber dennoch sey sein Versprechen nicht in Erfüllung gegangen, und das Volk, das ihm gefolgt, nicht in das ihm verheißene Land gekommen, wovon gewiß dem Moses die Schuld nicht beizumessen wäre, da er ja alles auf göttliches Geheiß gethan und Gott selbst durch auffallende Wunder ihm Zeugniß gegeben habe. „Du *) wirst sagen," fährt der Heilige fort, „jenes Volk war harten Sinnes und verstockten Herzens, unaufhörlich murrend gegen Gott und dessen Diener Moses." — Sehr wahr; die Israeliten waren Rebellen und Gott ungehorsam; aber was sind die Unsrigen? frage sie selbst. — Es ist unnöthig, daß ich das sage, was sie selbst werden eingestehen." — Von dem Beispiel Moses **) geht Bernhard zu einem andern

*) Der Papst nämlich.

**) Da dieses wirklich für den heiligen Bernhard einer der entscheidensten Rechtfertigungsgründe war, so äußert er sein Befremden, daß keiner von seinen Gegnern, besonders von jenen, die ihn sogar für einen Lügenpropheten ausschrieen, sich der Geschichte Moses, die doch jedermann bekannt sey, erinnert habe, und bemerkt dabei sehr fein: es sey eine Eigenheit der menschlichen Natur, daß die Menschen gewöhnlich vieles wüßten, was sie zur Zeit nicht nöthig hätten; aber dann sogleich es nicht mehr wüßten, sobald sie es zu wissen nöthig hätten. (Rem dico ignotam nemini, et nunc nemini notam. Sed sic se habent mortalium corda: quod scimus cum necesse non est, in necessitate nescimus.

Ereigniß der bibliſchen Geſchichte über. Der Stamm Benjamin, ſagt er, hatte geſündiget und Gott den übrigen Stämmen geboten, gegen denſelben zu ziehen. Sie thaten es, wurden aber geſchlagen, und auch zum zweiten und dritten Male, obgleich ſie jedesmal auf Gottes Geheiß ausgezogen waren. Als aber ihr Glaube nicht wankte und ſie zum vierten Male auszogen, erfochten ſie einen glänzenden, vollſtändigen Sieg. — Sich jetzt wieder an den Papſt wendend, fragt er ihn: „Was glaubeſt Du wohl, was man von mir ſagen würde, wenn ich zum zweiten und dritten Male einen Kreuzzug geprediget, und dieſer ſich ſtets unglücklich geendiget hätte; und dennoch blieben jene Iſraeliten, obgleich drei Mal geſchlagen, zum vierten Male Sieger. Aber vielleicht wird man mir ſagen: woher wiſſen wir, daß deine Rede von Gott ausgegangen iſt? welches Zeichen thuſt du, daß wir dir glauben?“ Beſcheidenheit erlaubt mir nicht darauf zu antworten; aber antworte Du für mich und für dich ſelbſt, nach allem was Du gehört und ſelbſt geſehen haſt, und Gott Dir eingegeben haben mag*).“ — Am Ende freut ſich der heilige Bernhard, daß Gott ihn würdig befunden, ihn gleichſam als Schild den giftigen Verläumdungen ſeines eigenen allerheiligſten Namens entgegen zu halten. „Es iſt mir das Geringſte, von einem menſchlichen Tage und von denen gerichtet zu werden, welche das Gute böſe und das Böſe gut heißen, das Licht in Finſterniß und die Finſterniß in Licht verkehren; denn wenn eines von beiden

*) Dies iſt unſtreitig einer der ſtärkſten und ſchlagendſten Beweiſe für die Aechtheit der, von Gott durch den heiligen Bernhard gewirkten Wunder; denn wie hätte ſonſt der ſo geiſtvolle, gewöhnlich ungemein demüthige, weil wahrhaft heilige Mann ſich eine ſolche Sprache erlauben, und ſelbſt das Oberhaupt der ganzen Kirche zum Zeugen ſeiner, in Gott und durch Gott gethanenen Thaten aufrufen dürfen, ja aufrufen wollen!

geschehen soll; so will ich lieber, daß die Menschen gegen mich, als gegen Gott murren. Heil mir, daß Gott mich für würdig erachtet, sein Schild zu seyn, und gerne lasse ich die lästernden Zungen der Spötter und die vergifteten Pfeile der Gotteslästerer mich treffen, wenn sie nur Gott nicht erreichen. O, möchte ich mich doch jenes Wortes rühmen können: „um deinetwillen trage ich Schmach, mein Angesicht ist voller Schande. Ich halte es für meinen Ruhm, mit Christo sagen zu dürfen: die Schmach derer, die dich schmähen, fällt auf mich.“ — Unstreitig hätte der heilige Bernhard unter den vielen, in der heiligen Schrift enthaltenen und auf ihn jetzt anwendbaren Rechtfertigungsgründen auch das Beispiel des Propheten Jonas anführen können. Auch dieser ward von Gott nach Ninive gesandt, um, wegen der dort herrschenden Sünden und Lastern, den Einwohnern den Untergang ihrer Stadt zu verkünden. Obgleich ungern und daher gezwungen, erledigte sich Jonas des ihm gegebenen Auftrages. Aber die Niniver thaten Buße in Sack und Asche, und lenkten dadurch die gegen sie ausgestreckte, strafende Rechte des Höchsten. Die Stadt blieb also stehen; die Prophezeihung des Jonas ging nicht in Erfüllung, und dennoch war derselbe ein wahrer Prophet Gottes. Ebenso hatten auch des heiligen Bernhards offenbar von Gott ausgegangenen Predigten Segen, Glück und Sieg den Kreuzfahrern verheißen; aber diese, durch Stolz, Ueppigkeit und Ruchlosigkeit jeder Art alle Verheißungen des Heiligen wieder vereitelt. Sehr schön und richtig sagt daher auch Bernhard, daß die Verheißungen Gottes dessen Gerechtigkeit nicht aufheben, noch in ihrem Laufe hemmen können*).

*) Sed numquid illorum casus adversus promissa Dei? Ergo nec istorum. Neque enim *promissiones Dei justitiae Dei praejudicant.*

7. Reihet man nun alle, dem in Rede stehenden Kreuzzuge vorausgegangenen, denselben begleitenden und darauf folgenden Umstände in richtiger, logischer Gedankenfolge an einander; so muß man, wenn nicht anders confessionelle, oder gar irreligiöse Vorurtheile unsern Verstand umnebeln, die lebendige Ueberzeugung gewinnen, daß der heilige Bernhard nicht aus sich selbst, sondern auf unmittelbaren Antrieb Gottes das Kreuz gepredigt, daß der heilige Geist aus seinem Munde gesprochen, und daß daher alle seine Verheißungen in Erfüllung gegangen seyn würden, wenn nicht Gottes unendliche Erbarmungen, die eben diese Verheißungen, jedoch bedingungsweise, enthielten, endlich, durch die Laster und Frevel der Pilger gezwungen, seiner Gerechtigkeit hätten weichen müssen. Anstatt also, daß, wie Unverständige glauben, der unglückliche Ausgang der von dem heiligen Bernhard gepredigten und durch seine eifrigen Bemühungen zu Stande gekommenen Pilgerfahrt seinen Ruhm verdunkle, verbreitet er im Gegentheil nur einen noch größern Glanz über das, Gott völlig ergebene Leben dieses großen, ausgezeichneten Heiligen.

8. Aber nur erglühend und eifernd für die Ehre und Verherrlichung Gottes durch stets weitere Verbreitung des Namens Jesu, erwachte in dem heiligen Bernhard immer mehr und mehr die Sehnsucht nach einem, jetzt sogleich wieder zu unternehmenden Kreuzzuge. Stark im Glauben wie im Vertrauen auf Gott, zweifelte der Heilige keinen Augenblick, daß eine neue Pilgerfahrt, aber in wahrhaft frommer, christlicher Absicht unternommen, und in demselben Geiste ausgeführt, auch die herrlichsten Früchte für die Kirche erzeugen müßte, Früchte, an welchen einst selbst heidnische Nationen des Orients sich noch laben würden*). — Diesem frommen Verlangen kamen, und

*) In einem Briefe an seinen Oheim, den Tempelritter

zwar ganz unerwartet, die Wünsche des Abtes Suger in Frankreich entgegen. Bekanntlich hatte Suger vor einigen Jahren für eine Unternehmung dieser Art sich nicht sehr günstig geäußert. Desto überraschender war es daher, als jetzt seine Gesinnungen mit jenen des heiligen Bernhards vollkommen übereinstimmten. Gleich diesem trauerte auch Suger sehr tief über den unglücklichen Ausgang des letzten Kreuzzuges. Aber diese Trauer war nicht, wie bei dem heiligen Bernhard, ohne alle Beimischung fleischlicher Gesinnung. Ludwigs ehrwürdigen Minister schmerzte es nämlich nicht minder, daß durch seines Königs völlig ruhmlose Heerfahrt in dem Orient auch der Name der französischen Nation und deren bisheriger Waffenruhm so sehr wäre verdunkelt worden; und wenn die Ehre Gottes nun auch der Hauptzweck des so eifrigen Bestrebens Sugers ward, so nahm doch auch den Wunsch, dem französischen Waffenruhm in beiden Welttheilen seinen vorigen Glanz wieder zu verschaffen, einer nicht viel geringern Antheil daran. Diese seine Wünsche und Gesinnungen in That übergehen zu lassen, dazu gab dem Suger der Papst Eugen bald die erwünschte Veranlassung. Als nämlich in Rom die Kunde von dem bejammernswerthen Tode des Fürsten Raimund von Antiochien*) und den Gefahren ankam, in welchen dieses

---

Andreas, sagt der heilige Bernhard: „Wir hegen die Zuversicht, daß Gott sein Volk nicht verstoßen und sein Erbtheil nicht verlassen wird. Die Rechte des Herrn wird Herrliches wirken, und sein Arm seinem Volke helfen, damit alle erkennen mögen, daß es besser sey, auf Gott als auf Fürsten zu trauen. »(Confidimus autem quia non repellet Dominus plebem suam, et haereditatem suam non derelinquet. Porro Detxera Domini faciet virtutem, et brachium suum auxiliabitur ei, ut cognoscant omnes quia bonum est sperare in Domino, quam sperare in principibus. Epist. St. Bern. 288.)

*) Fürst Raimund von Antiochien war in einem blutigen Treffen von Nurredin besiegt und erschlagen worden.

Fürſtenthum jetzt ſchwebe, und zugleich mehrere höchſt klägliche, um ſchleunige Hülfe flehende Briefe aus Jeruſalem eintrafen, eilte Eugen ſogleich, an die Geiſtlichkeit wie an alle fromme Laien in allen Ländern päpſtliche Schreiben zu erlaſſen, in welchen er ihnen die dringende Bitte der abendländiſchen Chriſten im Morgenlande um ſchleunige Hülfe auf das nachdrücklichſte empfahl. Ein Mehreres bedürfte es weder für den heiligen Bernhard noch für den Abt Suger. Beide vereinigten ſich ſogleich zum gemeinſchaftlichen Beſtreben, Frankreich auf das neue zu einer Heerfahrt nach dem Orient zu begeiſtern. Mit ſeinem gewöhnlichen Flammeneifer predigte Bernhard nun überall wieder das Wort vom Kreuze. Aber ſeine Reden fielen größtentheils auf unfruchtbares Erdreich. Der Gedanke an die fruchtlos ausgeſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren geſtattete keiner anderen Ueberlegung mehr Raum, und das Gefühl des erlittenen Verluſtes und der jetzt noch blutenden Wunden Frankreichs erſtickte jeden Funken aufkeimender Begeiſterung. Selbſt Biſchöfe und angeſehene Aebte verſchloſſen ihre Ohren den Worten Bernhards. Auch ſeine Rechtfertigungsſchrift und die darin enthaltenen Gründe, warum der Segen Gottes von den letzten Kreuzfahrern gewichen wäre, hatten auf die, jetzt überall völlig erkalteten Herzen wenig oder gar keinen Eindruck gemacht. Als aber auf einer Verſammlung vieler geiſtlichen und weltlichen Herren in Laon König Ludwig den Bemühungen ſeines Miniſters öffentlich ſeinen Beifall bezeigte, und deſſen fromme Abſicht den anweſenden Fürſten und Herren ſehr ernſtlich empfahl, da ſchöpfte der heilige Bernhard wieder neuen Muth. Auf ſein und ſeines Freundes, des Abtes Suger, Betreiben ward nun eine große Verſammlung, welcher außer den Fürſten und Baronen, auch der geſammte zahlreiche hohe Clerus, alle Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte beiwohnen ſollten, nach Chartres auf den dritten Sonntag nach Oſtern 1151 ausgeſchrieben. Auf dieſe

Versammlung baueten Suger und Bernhard große Hoffnungen. Beide schrieben an mehrere der angesehensten Bischöfe und Aebte, sie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken bittend, dieser Versammlung ja nicht ihre Gegenwart zu entziehen; denn das Werk, das darauf besprochen werden sollte, bedürfte des Rathes großer Männer von hoher Weisheit. Aber aller dieser freundlichen Einladungen ungeachtet entschuldigten sich doch die meisten, unter allerlei offenbar aus der Luft gegriffenen, zum Theil selbst lächerlichen Vorwänden. So z. B. entschuldigte sich der Erzbischof von Lyon, deswegen nicht kommen zu können, weil der Erzbischof von Sens dem Stuhle von Lyon den Primat der gallischen Kirche streitig mache. — Ein Anderer entschuldigte sich damit, daß jetzt der Voigt, dem er die Festen und Burgen seiner Kirche übergeben hätte, gefährlich krank wäre. Kurz, die Versammlung entsprach durchaus nicht den Wünschen Sugers und Bernhards; nur ward darauf eine neue Versammlung vorbereitet, welche auch wirklich einige Wochen nachher, wahrscheinlich abermals in Chartres, zusammenkam. Auf dieser war, allem Anschein nach, die allgemeine Stimmung den Hoffnungen Sugers und des heiligen Bernhards weit günstiger als bisher. Aber anstatt den Bau von unten anzufangen, begann man ihn von oben, und das einzige Bedeutende, was auf dieser dritten Versammlung geschah, war die Wahl des heiligen Bernhards zum Anführer und obersten Feldherrn des neuen Kreuzheeres.

9. Um nicht Widerspruch auf Widerspruch zu häufen, nahm der heilige Bernhard, wenigstens dem Scheine nach, die auf ihn gefallene Wahl an; wandte sich aber sogleich an den Papst, meldete ihm diesen sonderbaren Vorfall und bat denselben, ihn von einer Bürde, die auf seine Schultern nicht passe, wieder zu befreien. „Denn wer bin ich," schrieb er an den Papst, „daß ich Heere

ordne und bewaffneten Schaaren voranziehe. Nichts ist meinem Berufe fremder, als solches Amt. Doch darüber darf ich nicht erst Eure Weisheit belehren. Ihr wißt es besser als ich. Nur darum bitte ich Euch, und zwar um jener Liebe willen, womit Ihr mir besonders verpflichtet seyd, daß Ihr mich dem Willen der Menschen nicht preisgebet, sondern den göttlichen Rathschluß erforschen und Euch bemühen möget, daß Alles so geschehe, wie es der Wille Gottes ist." — Wegen der ihn getroffenen Wahl durfte jedoch der heilige Bernhard ganz außer aller Sorgen seyn; denn ganz Frankreich blieb ruhig, und nigends bemerkte man auch nur die schwächste Bewegung zu einer neuen Heerfahrt nach dem Orient. Selbst der Papst Eugen ließ in seinem Eifer ungemein nach, und auch ein diesfalls von dem heiligen Bernhard an ihn erlassenes Ermahnungs- und Ermunterungsschreiben vermochte nicht, des Papstes immer mehr erlöschende Wärme für einen abermaligen Kreuzzug auf das neue wieder anzufachen. — Da der Abt Suger jetzt sah, daß er auf dem, bisher betretenen Wege seinen Zweck nicht erreichen könne, beschloß er, aus eigenen Mitteln ein Heer zu werben, es zu unterhalten und in eigener Person nach dem Orient zu führen. Wir kennen zwar nicht Sugers Plan. Aber daß er mit vieler Einsicht dabei zu Werke ging, ergibt sich schon daraus, daß er nicht zu Lande, sondern zur See nach Syrien zu gehen gesonnen war. Wegen der Ueberfahrt ließ er sich daher mit den Pisanen, Genuesern und Venetianern in Unterhandlung ein, schickte auch, um in dem gelobten Lande die Bedürfnisse seines Heeres zu bestreiten, durch Vermittelung der Tempelherren große Geldsummen dahin, und war ganz mit der Ausführung seiner weit aussehenden Entwürfe beschäftigt, als er plötzlich von dem Tode überrascht ward; so daß er kaum noch Zeit hatte, das große Werk sammt allen, von ihm schon dazu vorbereiteten Mitteln einem edlen und einsichtsvollen französischen Herrn zu übertragen. —

Suger starb am 23. Jänner 1152. — So lange Suger lebte, hatte sein großes Ansehen und die ungemeine Gunst, in welcher er bei dem Könige stand, den Unwillen des französischen Adels gegen einen neuen Kreuzzug noch so ziemlich in Schranken erhalten; aber kaum war er todt, als der bisher unterdrückte Unmuth in lauten Hohn ausbrach. Des heiligen Bernhards Predigten machte man zu einem Gegenstande des Spottes, schrieb sie dem Unverstand eines altersschwachen Geistlichen zu, und lachte ganz besonders über den verstorbenen Suger, der sogar in eitler, kindischer Selbstüberschätzung gesonnen gewesen sey, selbst auszuführen, was die Tapferkeit und Klugheit (?) der größten Fürsten nicht auszuführen vermocht hätten. Kurz, nach Sugers Tod dachte in ganz Frankreich keine Seele mehr an eine neue Pilgerfahrt nach dem Orient. — Auch der heilige Bernhard gab nun alle Hoffnung auf; aber stets völlig in den Willen Gottes ergeben, ertrug er auch jetzt mit christlichem Gleichmuth den Kummer, einen Plan völlig vereitelt zu sehen, wofür er mit so glühendem Eifer gearbeitet hatte. Ohnehin stand jetzt Bernhard ganz nahe an dem Ziele seiner Laufbahn. Er überlebte seinen Freund, den Abt Suger, nur um ein Jahr und einige Monate, und starb am 20. August des folgenden Jahres 1153; und so hatte jetzt Frankreich in Zeit von achtzehn Monaten seine zwei größten und berühmtesten Männer, die Zierden ihres Jahrhunderts, verloren. Dem heiligen Bernhard war dessen großer Schüler, Papst Eugen III., in dem Monate Julius desselben Jahres in die Ewigkeit vorangegangen. — Mit des Papstes und des heiligen Bernhards Tod erlosch bei den Christen in Syrien und im gelobten Lande der letzte Funke von Hoffnung einer schleunigen und kräftigen Hülfe von dem Abendlande. Die Abneigung gegen jedes Unternehmen dieser Art war nun so allgemein, und hatte einen solchen Grade erreicht, daß alle Theilnahme der abendländischen Christen an dem Schicksal und den

Leiden ihrer morgenländischen Brüder völlig verschwunden zu seyn schien; und wirklich gingen jetzt acht und dreißig Jahre vorüber, bis endlich der Fall der heiligen Stadt, deren Entweihung und Dienstbarkeit Europa plötzlich wieder aus seiner Erstarrung weckten und ein dritter Kreuzzug, dessen Geschichte jedoch nicht in die gegenwärtige Periode gehört, auf einmal wieder der allgemeine Wunsch aller Könige und Völker des christlichen Abendlandes ward.

Bei **Kirchheim, Schott & Thielmann** in Mainz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Bonifacius,

der

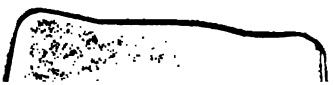
Apostel der Deutschen.

Nach
seinem Leben und Wirken geschildert
von

J. Ch. A. Seiters,

katholischem Pfarrer in Göttingen.

gr. 8. Velinp. fein br. XIV und 578 SS. Pr. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während in neuerer Zeit fast alle mehr oder minder hervorragende Charaktere der Vergangenheit in Monographien ihre Darsteller fanden, gerade jener ausgezeichnete Mann, dem die katholische Kirche in Deutschland Alles verdankt, der h. Bonifacius, bis jetzt noch keinen Biographen gefunden hat. Und doch war es eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit, den großen Mann, dem schon lange ein ehernes Standbild gesetzt ist, auch geistig den Zeitgenossen nahe zu führen und ihnen zu zeigen, was und in welchem Geiste er für die Kirche und das deutsche Volk gewirkt hat! Schon von diesem Gesichtspuncte aus müssen wir das vorliegende ausgezeichnete Werk, das eine so bedeutende Lücke in der historischen Literatur ausfüllt, mit Freuden begrüßen. Wir können nun den Geist desselben nicht besser charakterisiren, als wenn wir darüber den würdigen Verfasser selbst sich aussprechen lassen. „Nicht das Werk und das Werkzeug der Zerstörung, sagt er, hatte ich darzustellen, nichts also auch von der fanatischen Wuth und dem erbitterten Hasse gegen das Bestehende, mit welchen jene zumeist sich kund geben. Das Bild eines Mannes voll wundersamer That- und Schöpferkraft, eines Heiligen, der im Geiste der Kirche Jesu Christi wirkte und den Gehorsam gegen diese Kirche zur Grundlage seiner Wirksamkeit machte, der eben

darum, weil er Theil hatte an dem schöpferischen, erhaltenden, die Jahrhunderte überdauernden Stiftungsgeiste, welcher der katholischen Kirche inne wohnt, seine hundert- und tausendjährigen Werke schuf; das Bild eines solchen Mannes, umringt von der Schaar seiner Schüler, hatte ich zu entwerfen. Wie er selbst, so wurden auch sie vom Geiste Gottes getrieben. In den Zeiten, welche man die barbarischen nennt, verließen sie Heimath, Freund und Vaterland, und zogen hinaus in die Wälder Germaniens, um Denen, die da saßen in der Finsterniß des Heidenthums, das Licht von oben zu entzünden und sie zu erwärmen mit der Gluth der Liebe, welche sie so warm im eigenen Herzen trugen. Sie setzten freudig Ruhe und Leben an die Erreichung dieses Zieles. Darum wurden sie denn auch begrüßt mit der lautesten Freude von großen Gemüthern und Völkern, denen die Segnungen des Christenthums am fühlbarsten waren, weil sie geseufzt hatten unter den Gräueln des Heidenthums. Zu sehen aber, wie das himmlische Licht zuerst in das irdische Dunkel fällt, wie das Christenthum, ewig wie Gott selbst, seinen Gegensatz überwindet, und wie mit dem Siege desselben alle Segnungen des Friedens von oben einkehren, das gewährt eine geistige Nahrung, eine Kraft der Ueberzeugung, eine Lebendigkeit des Glaubens, wie sie schwerlich anderswo gewonnen werden. Die Geschichte eines solchen Sieges des Christenthums ist es, welche ich in diesem Buche darbiete." Ueber die Art der Ausführung aber und den in dem Werke wehenden wissenschaftlichen Geist, worüber der bescheidene Verfasser sich nicht ausgesprochen hat, dürfen wir wohl bemerken, daß diese Darstellung des Lebens und Wirkens des h. Bonifacius die Frucht langjähriger Studien und durchweg aus den Quellen geschöpft ist. Mit meisterhafter Kunst ist das gesammte Staats- und kirchliche Leben dieser Zeit, das bedeutendste wie das scheinbar unbedeutendste Detail, in ein großartiges Bild verarbeitet, dessen Mittelpunct der h. Bonifacius bildet. Dabei ist aber die Form so ansprechend, die Sprache so blühend und klar und der wissenschaftliche Apparat so kunstreich vertheilt, daß das Werk nicht allein für die Männer von Fach, sondern auch für alle gebildete Laien eine genußreiche und erhebende Lectüre seyn wird. Was uns betrifft, so haben wir dasselbe in würdiger Weise ausgestattet und den Preis, um eine möglichst große Verbreitung zu erzielen, so billig als möglich gestellt.